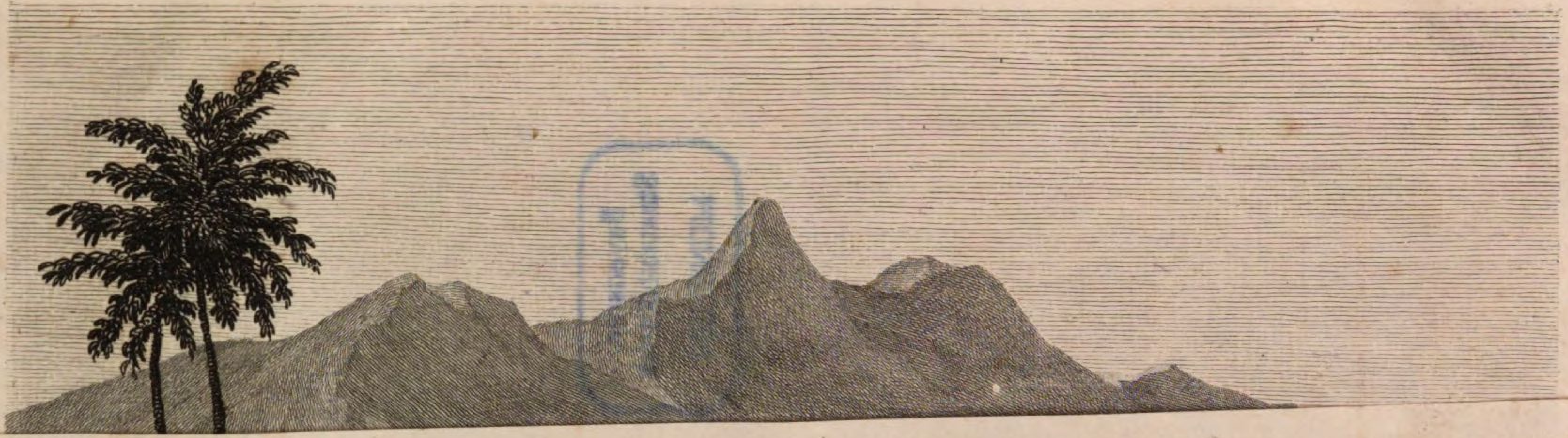
42
333g/16

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN



Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen.

Für die Jugend

und

andere Leser bearbeitet

von

Dr. Wilhelm Harnisch.

G.W.B.D

Sechzehnter und letzter Theil. 00

Mit einer Karte und zwei Kupfern.

Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. 1832.

In Commission bei Adolf Frohberger

Wb 50/188

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Meine Arbeiten in der Weltkunde für den Schulunterricht erzeugten in mir den Gedanken, daß es für Schule und Haus sehr belehrend seyn würde, wenn man eine wohlgeordnete, reich ausgestattete Sammlung von Reisen hätte, worin alle Erdtheile auf eine anziehende Weise für die Jugend und ungelehrte Leser also beschrieben wären, daß dadurch ein vollständiger Ueberblick über sämmtliche Verhältnisse der Länder zu einander und vielseitige Einblicke in das innere Leben der Natur, der Völker und Staaten gewonnen würde. Mehrere Jahre trug ich diesen an sich sehr einfachen Gedanken in mir herum, ohne gerade an die Ausführung dessel-

ben zu denken. Besondere Lebensverhältnisse aber, deren Erörterung nicht hierher gehört, brachten mich im Jahre 1820 zu dem Entschlusse, den Gedanken auszuführen. Zeit und Kräfte waren damals für mich schwer zu berechnen; um jedoch eine vorläufige Bestimmung zu machen, beschloß ich in 12 Bänden, jeder etwa 20 Bogen stark, das ganze Werk in vier Jahren zu beendigen. „Der Mensch denkt, Gott lenkt"; so hieß es auch hier. Es wäre unter gewissen Umständen nicht unmöglich gewesen, in vier Jahren das Werk zu vollenden, unter den bei mir eintretenden war es aber unmöglich. Meine Amtsgeschäfte vermehrten sich von Jahr zu Jahr, mein Lehramt führte mich auf Arbeiten, die ich nicht lassen konnte, und so mußte die Herausgabe der Reisen öfter Jahrelang ruhen. Ja dieselbe ward mir zu Zeiten sehr drückend und beängstigend, indem es für einen gewissenhaften Beamten nicht leicht ist, wenn er neben seinen Amtsgeschäften noch ein Werk

treibt, das nur in entfernter Beziehung dazu steht, so seine Zeit einzutheilen, daß er es überall vor Gott verantworten kann. Unvollendet mochte ich aber auch ein Werk nicht lassen, was sich und mir so viele Freunde erworben hatte, was mir im Schaffen so viele Freude machte und was sein Verleger mit einer Art Vorliebe behandelte, die sich besonders da offenbarte, als er seine große Buchhandlung verkaufte.

Unter der Arbeit bemerkte ich zugleich, daß mein Wille, in 12 Bänden die ganze Erde in Reisen so zu beschreiben, daß wirkliche Lebensbilder dadurch entständen, nicht ausführbar sey, und ich erlaubte mir deshalb, im Jahre 1824 die Bändezahl auf 16 auszudehnen. Ja auch damit reichte ich nicht, und sah mich deshalb im Jahre 1827 veranlaßt, Europa von der Arbeit ganz auszuschließen, was auch um so passender ist, da Europa nur richtig dargestellt werden kann, wenn man zugleich seine Geschichte, Künste und Wissenschaften allseitig be-

achtet, was bei dem diesem Werke zum Grunde liegenden Plane nicht möglich war. Ob einer meiner Freunde (wie ich dies in der Vorrede zum 10. Theile andeutete) Europa nach den Ideen, die ich von solcher Arbeit habe, für die Jugend und andere ungelehrte Leser bearbeiten wird, das muß jetzt ganz der Zukunft überlassen bleiben. Ich will mich in der Gegenwart nur darüber freuen, daß das vorliegende Werk vollendet ist, und kann es um so mehr, da es eine Zeit gab, in der ich mich für verpflichtet hielt, schriftlich aufzusetzen, wie es im Falle meines Ablebens mit der Vollendung desselben gehalten werden sollte. Indem ich mich heute darüber freue, daß eine über 10 Jahre dauernde Arbeit endlich vollendet ist, so bin ich zugleich verpflichtet, denen meiner Freunde in Neuwied, Bunzlau und Weißenfels, die mich dabei unterstützt und mir dazu Vorarbeiten geliefert haben, dafür meinen herzlichen Dank auszusprechen. Nur durch ihre Vorarbeiten ward es mir mög-

lich, bei geringer Zeit so rasch das Werk zu beendigen.

Zugleich halte ich mich noch für verpflichtet, dem Herrn Verleger dafür zu danken, daß er durch eine wohlfeile Ausgabe dies Werk der Schulwelt so leicht zugänglich gemacht hat. Es ist jetzt möglich, daß nicht bloß jeder bemittelte Familienkreis, sondern auch jede nicht ganz arme Schule dies Werk besitzt, und darin ein Mittel zu einem bildenden Unterricht in der Weltkunde.

Mit den anderweitig vorhandenen Sammlungen von Reisebeschreibungen wird die vorliegende darum nicht in der Neuheit, Fülle, Wohlfeilheit u. s. w. wetteifern, weil jene, so weit ich sie kenne, nur beliebig ausgewählte Reisen enthalten, diese dagegen nach einem festen Plane gemacht ist. Dieses letzten Grundes wegen, und weil dadurch die Arbeit sehr erschwert wurde, besonders indem überall nöthige Einschiebungen zu machen waren, hoffe ich, daß

Beurtheiler und Gebraucher dieser Sammlung ihr nach wie vor den Vorrang zugestehen werden. Wie Manches noch weit besser seyn sollte und bei mehr Muße auch sicher geworden wäre, das weiß ich am besten, indem ich bei jedem Theile bemerke, wie seine Ausführung hinter dem Hochbilde, was ich von der Arbeit hatte, weit zurückgeblieben ist. Wie ich mit dem Stoffe zu kämpfen gehabt, ersieht man schon daraus, daß die Theile, ungeachtet meiner Bemühungen, mich zu beschränken, nicht allein in der Zahl, sondern auch im Umfange mit der Zeit gewachsen sind. Vorzüglich drängte mich die Masse des Stoffes in dem so reichen Südamerika*), und am allermeisten, da ich Alexander von Hum=

*) Leider kann sich jetzt dies schöne Land seines herrlichen Daseyns wenig freuen, indem die fortwährenden Kämpfe um das Regiment Handel, Gewerbe, öffentliches und häusliches Leben in fieberhafter Bewegung erhalten. Aus dem Staate Columbien haben sich so eben drei Staaten gebildet, Brasilien ist der Auflösung nahe, und die andern Staaten schwanken hin und her.

boldt, dem echten Weltkundner, folgte. Nicht ohne Absicht kommt seine Reise im letzten Theile dieser Sammlung vor, weil sie, ich möchte sagen, am vollendetsten zeigt, wie ein Reisebeschreiber ein Land darstellen soll. Ein Bearbeiter fühlt das recht tief durch. Ist nämlich die Darstellung ärmlich, so wird man ihrer recht überdrüssig, wenn man sie drei bis vier Mal lesend, schreibend, ergänzend und durchsehend durchmachen muß; ist sie aber reich, so hat man immer seine Freude daran, wenn man sie auch mehrere Male wiederholt. Ich möchte wünschen, jeder Leser fühlte das Letzte bei jedem Bande des von mir nun beendeten Werkes. Noch mehr Freude würde es mir aber gewähren, wenn ich die Ueberzeugung gewänne, durch das Werk, welches mir oft wie ein schwerer Stein auf dem Herzen gelegen, sey neben der Erkenntniß der Welt zugleich die Erkenntniß des Himmelreiches mit gefördert worden. Ich bin zwar nicht bemüht gewesen, überall den Leser anzu-

predigen, und so ihm gewaltsam die Augen zum Himmel zu richten, während er sinnig die Welt beschauet; aber verborgen habe ich es ihm auch nicht, wenn mir selbst auf den Wanderungen das Herz höher als gewöhnlich schlug, oder ich den Blick von der Welt gen Himmel und auf Den richtete, der die Welt überwunden hat im Gehorsam und herrschet mit Gott. Ich wünsche, daß der Leser sich noch öfter über die Welt erhebt und mit Gottes Willen bekannt macht, als ihn dazu die Schrift veranlaßt; denn Johannes, der Jünger des Herrn, spricht ja 1. Joh. 2, 17: „Die Welt vergehet mit ihrer Lust; wer aber den Willen Gottes thut, der bleibet in Ewigkeit."

Geschrieben im königlichen Seminar vor Weißenfels, am 30. Januar 1832.

W. H.

Inhaltsanzeige.

I. Des königl. preuß. wirklichen Geheimenraths, Freiherrn Alexanders von Humboldt, Reise in Südamerika, besonders an den Küsten von Cumana und Caraccas, auf den Flüssen Orenoko und Rio negro, so wie auf der Insel Cuba.

Einleitung: Bedeutsamkeit dieser Reise S. 3. — Humboldt's Bildung 4. — Bonpland 5. — Abänderung des ersten Reiseplans 5. — Ausdehnung der Reise 6. — Ergebniß der Reise 7.

Die Reise selbst.

Erste Fahrt.

Von Corunna über Teneriffa nach Cumana: Absegelung S. 10. — Strömung 11. — Medusen 12. — Sternschnuppen 13. — Schwalbe 13. — Lancerote 13. — Graciosa 14. — St. Croix auf Teneriffa 15. — Nelson 16. — Laguna 18. — Thal Tacoronte 19. — Orotava 21. —

Drachenbaum und Adansonie 22. — Aufsteigung auf den Pik 23. — Der Piton 25. — Dessen Krater 26. — Aussichten davon 27. — Absteigung 30. — Kanarienvögel 30. — Gartenfest 31. — Frühere Bekanntschaft der kanarischen Inseln 31. — Thätigkeit der feuerspeienden Berge darauf 31. — Fünf verschiedene Landstufen 33. — Untergang der Urbewohner 34. — Abfahrt von St. Croix 35. — Schöne Ueberfahrt 35. — Algenfelder 36. — Fliegende Fische 37. — Veränderung des Sternenhimmels 38. — Krankheit und Tod 41. — Guayquerier 42. — Ankunft in Cumana 43. — Vorstädte 43. — Der Statthalter Emparan und der Tod seiner Brüder 44. — Fackeldisteln 45. — Schloß Antonio 46. — Die Viehweide 47. — Fluß Manzanares 47. — Meerbusen von Cariaco 48. — Erdbeben in Neuandalusien 49. — Zusammenhang unter den vulkanischen Erscheinungen 51.

Zweite Fahrt.

Ausflüge von Cumana aus: Sklavenmarkt in Cumana S. 53. — Ausflug nach Araya 54. — Salzwerk daselbst 54. — Ein gelehrter Schuster 55. — Perlenfischerei 56. — Töpferarbeiten 57. — Bewegliche Augensteine 57. — Naphthaquelle 58. — Ausflug zu den Chaymasindianern 59. — Reise durch Bergwälder 60. — Verhältnisse zwischen Boden und Bevölkerung 61. — Von Quellen und Luft 62. — Schöne Fernsicht 63. — Waldwanderung 63. — St. Fernando 64. — Cumanacoa 65. — Taback, Kartoffeln und Indigo 66. — Reise nach Caripe 67. — Felshöhle daselbst 69. — Vögel darin 70. — Butter von Guacharo 72. — Beschäftigung in Caripe 73. — Abreise durch einen Wald 74. — Affen 75. — Cariaco 76. — Kokospalme 76. — Rückkunft in Cumana 77. — Volkstrümmer 78. — Chaymas 78. — Andere Volksstämme um Cumana 80. — An-

fall von einem Zambo 81. — Erdbeben in Cumana 83. — Rückblick auf den Aufenthalt in Quito 83. — Sternschnuppen und Feuerkugeln in großer Masse 85. — Weite Sichtbarkeit derselben 85.

Dritte Fahrt.

Von Cumana über Caraccas nach Valencia: Inseln, und Mord auf der einen S. 88. — Hafen von Neubarcelona 88. — Wurzelbäume 89. — Guayra 90. — Caraccas 91. — Hemmung der Bildung 96. — Besteigung der Silla 96. — Verbreitung des Schalles 99. — Herabsteigung vom Berge 99. — Abreise von Caraccas 100. — Das spätere Erdbeben daselbst 101. — Zusammenhang desselben mit andern Erscheinungen 101. — Beschreibung dieses traurigen Ereignisses 102. — Verbreitung desselben 102. — Abreise von Caraccas 107. — Kaffeebaum 108. — Verschiedene Zuckerrohre 109. — Dürre, Feigenbäume und hohes Alter 111. — Vittoria 112. — Getreidebau 112. — Miliz 113. — Ein ausgezeichneter Zamangbaum 114. — Meierei am See Valencia 115. — Der See selbst 115. — Wasserabnahme 115. — Nachtreisen nach Valencia 118. — Zuckergebrauch 119. — Neu-Valencia 120. — Frühere Anfälle auf diese Stadt 121. — Porto Cabello 122. — Maulthierladung 122. — Kuhbaum 122. — Güte Gottes in der Natur 124. — Cacaobaum 125. — Sklavenempörung 126.

Vierte Fahrt.

Von Valencia über Calabozo an den Orenoko: Affen S. 127. — Savannen 127. — Die Ebenen Amerikas überhaupt 128. — Ohne große Hausthiere 130. — Savannen-Meiereien 130. — Bad und Verirrung auf der Meierei zum Krokodill 132. — Luftspiegelungen 133. — Maurichipalme 134. — Heiße Ebene 135. — Calabozo 135. —

Savannenvieh 136. — Elektrisirmaschine 137. — Zitteraal 137. — Sein Fang mit Pferden 138. — Die Versuche mit ihm 141. — Ein ermattetes Mädchen 143. — Ein Krokodill im Sommerschlafe 144. — Flußverbindungen bei St. Fernando 145. — Das Wetter bei St. Fernando 146. — Rüstung zur Wasserfahrt 147. — Wilde Ufer des Apure 148. — Ein sehr großer Jaguar, nebst Abbildung 150. — Wasserschweine 152. — Ein stolzer Bewohner des Landes 153. — Nächtliches Thiergeschrei 154. — Leguan 155. — Der Raubfisch Caribe 155. — Schreck vor einem Jaguar 156. — Seekühe 157.

Fünfte Fahrt.

Vom Ausflusse des Apure den Orenoko hinauf bis zum Rio negro: Aussehen der Gegend S. 158. — Ein Karaibenhäuptling 159. — Schildkröteneiersammlung 159. — Arrau- und Terekay-Schildkröte 161. — Lebensart der Arrau-Schildkröte 162. — Oelgewinnung aus den Eiern der Schildkröte 164. — Masse der Schildkröten 165. — Kleine Abenteuer 166. — Uruana 167. — Pararuma 168. — Kampf der Reiher mit jungen Krokodillen 168. — Das Rothfärben des Leibes 169. — Neuer Kahn und Einrichtung darin 169. — Bekehrungsburg 172. — Carichana 172. — Raudal von Cariven 174. — Die Wasserfälle von Atures und Maypures 174. — Dorf Atures 176. — Geringe Bevölkerung desselben 176. — Soldadosreiher 178. — Blüthe von Atures unter den Jesuiten 179. — Spielender Jaguar 180. — Zwei Schweinearten 180. — Mosquitos und Zancudos 180. — Fahrt von Atures nach Maypures 182. — Lage von Maypures 183. — Töpferwaaren 184. — Fieberbaum 185. — Flüsse mit schwarzem Wasser 186. — Reiseplan 187. — St. Fernando am Atabapo 188. — Pfirsichpalme 188. — St. Balthasar 189. — Gummi elasticum

190. — Mutterfelsen, ein Denkmal von Mutterliebe, 191. — Fahrt auf dem Temi und Tuamini 193. — Mission zu Javita 193. — Federharzbäume 195. — Ein Mönch von Wespen getödtet 197. — Einschiffungsplatz am Pimichin nebst Schlangen 197.

Sechste Fahrt.

Vom Rio negro den Cassiquiare hinauf und den Orenoko hinunter bis Angostura: Maroa und Davipe S. 199. — Taupalme 199. — Ameisen als Speise 200. — St. Carlos 200. — Solano 202. — Die Thiere auf dem Kahne 203. — Menschenfleischesser 204. — Ufer des Cassiquiare 206. — Gabeltheilung des Orenoko 208. — Esmeralda 209. — Das Gift Curare 210. — Verwundung damit 212. — Affenbraten 214. — Rohrgebrauch 214. — Amazonen-Mandelbaum 214. — Hemdenbaum, der zugleich Hauben trägt, 216. — Häusliches Leben der Indianer in Esmeralda 217. — Weiße Indianer 218. — Plötzliches Verschwinden der Mücken 219. — Mission von St. Barbara 220. — Grabhöhle von Ataruipe 222. — Verlegenheit auf einer Insel bei Atures 223. — Kühe in Carichana 225. — Otomaken in Uruana 225. — Das Erdeessen 226. — Thiere, die erdige Stoffe verschlucken 228. — Berauschendes Getränk 228. — Gebrauch des Tabacks 229. — Ameisenzunder 230. — Schlecht behandelte Negerin 232. — Angostura 232. — Ein Indianer im Kampf mit einem Krokodill 234. — Die Bewohner des untern Orenoko und die Mauritiapalme 235.

Siebente Fahrt.

Von Angostura am untern Orenoko über Neu-Barcelona und Cumana nach Cuba: Nachtrast bei einem Franzosen S. 237. — Mission von Cari 237. —

Männer= und Weibersprache 239. — Gemeindeversammlung 240. — Conception del Pao 242. — Schlechte Gerechtigkeitspflege 242. — Anbau der rohen Ebenen 243. — Uebergang aus den Ebenen in die Berge 244. — Neu=Barcelona 245. — Ein Ausflug aus Neu=Barcelona 246. — Abschiffung nach Cumana 247. — Anhaltung von einem Kaperschiffe 247. — Befreiung durch ein Kriegsschiff 248. — Ankunft in Cumana 249. — Natürlicher Alaun 250. — Abreise nach Cuba 251. — Ring um die Sonne 251. — Kaperschiff eines Geistlichen 252. — Landung auf Cuba 253. — Hafen von Havannah 253. — Stadt Havannah 254. — Umgegend der Stadt 255. — Ihre Bevölkerung 255. — Blicke auf die Insel 256. — Sklaveneinfuhr 258. — Sklavenloos 258. — Bildung der Weißen 259. — Bebauung des Bodens 259. — Aenderung des Reiseplanes 261. — Reise nach Batabano 263. — Unterschied zwischen Kayman und Krokodill 264. — Jardinillos 266. — Schildkrötenfang mit Saugfischen 267. — Eilande um die Pinosinsel 268. — Geschichtliche Erinnerungen 269. — Küstenfahrt bis Trinidad 270. — Ansichten bei Trinidad 271. — Ehrenbezeigungen 272. — Leuchtende Insecten 273.

II. Des englischen Wundarztes Waller's Kreuzerfahrten in Westindien.

Einleitung: Entdeckung Westindiens S. 277. — Bodenraum 278. — Schönheit 278. — Gebirge 279. — Gewässer 279. — Luft 282. — Thiere 282. — Pflanzen und Steine 283. — Bevölkerung 284. — Jamaika, nebst Kupfer vom Hafen Antonio 285. — Haiti 286. — Schwedische und dänische Inseln 287. — Holländische Inseln 288. — Französische Inseln 289. — Englische Inseln 291. — Merkwür=

digkeiten von Barbadoes 292. — Städte Westindiens 295. — Die zwei Stämme der Ureinwohner 295. — Die Europäer und ihre Abkömmlinge 296. — Die Neger 297. — Das Christenthum unter ihnen 299. — Waller 301.

Erste Fahrt.

Von England über Barbadoes durch mehrere Inseln und zurück nach Barbadoes: Einseglung in die Bucht von Carlisle S. 303. — Stadt Bridgetown 303. — Die Lebensart darin 305. — Umgebungen der Stadt 306. — Landkrabben 307. — Ausflug aufs Land 307. — Das Rutschen von Landstrecken 309. — Brennende Quelle 310. — Das Halten von Haussklaven 311. — Witterung 312. — Absegelung nach der Meerenge zwischen Haiti und Portorico 313. — Gewitter 315. — Bootsfahrt an den Küsten Portoricos 315. — Sargfelsen 316. — Meerschwein 316. — Kaperung eines spanischen Schiffes 317. — Kaperung von zwei anderen Schiffen 318. — Friedrichsstadt 320. — Segelfelsen 321. — St. Thomas 322. — Christianstadt 323. — Unthat auf Sombrero 324. — Rückkehr nach Barbadoes 325.

Zweite Fahrt.

Von Barbadoes über Surinam, Marie Galante und Guadeloupe nach England: Mündung des Surinam S. 327. — Paramaribo 328. — Absegelung nach Tabago 330. — Granada 330. — Tortola 331. — Berufung nach Marie Galante 332. — Frühere Eroberung dieser Insel 334. — Eine Seuche daselbst 336. — Überrumpelung von den Franzosen 338. — Kampf bei der Feste 340. — Krieg auf der Insel 342. — Der nördliche Theil

der Insel 344. — Der westliche 345. — Sklavenwesen 346. — Hinrichtung eines Sklavenmörders 347. — Ein Erdbeben und ein Sturm 348. — Angriff auf französische Schiffe bei Les Saintes 352. — Eroberung von Guadeloupe 354. — Reise nach England 355.

I.

Des königl. preuß. wirklichen Geheimenraths, Freiherrn Alexanders v. Humboldt Reise in Südamerika;

besonders

an den Küsten von Cumana und Caraccas, auf den Flüssen Orenoko und Rio negro, so wie auf der Insel Cuba.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Einleitung.

Es hat wohl zu Anfang unsers Jahrhunderts keinen ausgezeichneteren und gelehrteren Reisenden gegeben, als unsern Landsmann Alexander von Humboldt. Deshalb es denn auch unmöglich ist, seine Reise von dem vorliegenden Reisewerke aus zuschließen, wenn gleich die Zeit, in der Alexander von Humboldt in Amerika verweilte, schon ein Vierteljahrhundert hinter uns liegt. Was er schreibt, bleibt neu, auch ist der Anfang seiner Reise erst 1812 erschienen, und das Ende wird noch erwartet. Ein solches Reisewerk, wie das Humboldt'sche, das von allen Seiten die Wissenschaften bereicherte, konnte nur langsam fortschreiten; doch ist das Wesentlichste vollendet, und der Reisende hat sich neulich entschlossen, nicht achtend das Vierteljahrhundert, um das er bei Verarbeitung seines in Amerika in den Jahren 1799—1804 gesammelten Stoffes älter geworden ist, eine neue Reise, die nach Hochasien, anzutreten und glücklich zu vollenden. Sein Leben hat nur eine

Aufgabe, die Erforschung der Erde. Von Jugend auf war er mit der Natur beschäftigt, aber um sie recht zu erfassen, eignete er sich einen Schatz von Kenntnissen an, wie wohl kein anderer Naturforscher ihn jetzt, weder in Deutschland, noch in England, noch in Frankreich besitzen möchte. Darum müssen wir ihn auch vor seinen Reisen kennen lernen.

Alexander von Humboldt ward den 14. Sept. 1769 in Berlin geboren, erhielt in dieser Stadt seine Vorbildung, besuchte darauf die hohen Schulen zu Göttingen und Frankfurt a. d. O., so wie die Handelsakademie in Hamburg, und machte im Frühjahre 1790 mit Georg Forster eine Reise an den Rhein, nach Holland und England. Das folgende Jahr begab er sich nach Freiberg, wo er unter Werner sich auf die Bergwissenschaften legte, dabei aber sehr fleißig die Pflanzenkunde trieb. Er erwarb sich daselbst schon, wie späterhin überall in der alten und neuen Welt, durch seine Herzensgüte, durch seine Gesammtbildung und durch seinen launigen Witz die Achtung und Liebe Aller, welche mit ihm in näherer Verbindung standen. Im Jahre 1792 ward er in Berlin bei dem Berg- und Hüttenwesen angestellt und bald darauf nach Baireuth als Oberbergmeister für die fränkischen Fürstenthümer versetzt, wo er gesegnet wirkte und unter andern auch eine Bergschule gründete. Er legte aber schon 1795 sein Amt nieder, um seiner Reiseneigung voll-

kommen Genüge zu leisten. Zuerst wandte er sich nach Italien, dann nach der Schweiz, und zuletzt mit seinem berühmten Bruder, dem königl. preuß. Minister Karl Wilhelm von Humboldt, nach Paris. Hier lernte er seinen spätern Reisegenossen, Bonpland, kennen, welcher jetzt in Paraguay, zwangsweise von dem dortigen Herrscher zurückgehalten, sich befindet *).

Humboldt's erster Plan zu einer großen Reise ging dahin, von Frankreich aus sich nach Afrika zu begeben, Ägypten zu durchreisen und von da über Palästina und Syrien nach Ostindien zu gehen. Er war deshalb schon mit Hrn. Bonpland an das mittelländische Meer gereist, aber schlimme Nachrichten aus Afrika, so wie andere Umstände auf dem mittelländischen Meere verhinderten die Ausführung dieses Planes. Beide Reisende beschlossen deshalb, noch ein halbes Jahr in Spanien zu verweilen und dann unter günstigen Umständen die Reise anzutreten. In

*) A. Bonpland, ein Zögling der pariser Arzneischule und des dortigen botanischen Gartens, machte die ganze Reise von fünf Jahren mit Humboldt, half ihm bei der Herausgabe der erstern Werke darüber, kehrte dann nach Amerika zurück, ward 1818 als Professor der Naturgeschichte in Buenos Ayres angestellt, unternahm 1820 von da aus eine Untersuchungsreise nach Paraguay, soll von dem dortigen Herrscher Francia zurückgehalten werden, um ihm bei vielen Anlagen zu helfen, und wird gewiß, wenn er zurückkehrt, reiche Schätze für die Wissenschaften mitbringen.

Madrid eröffneten sich aber Aussichten zu einer andern Reise. A. v. Humboldt ward im März 1799 dem spanischen Hofe vorgestellt und bekam das Versprechen, auf einer Reise, die er durch Südamerika und durch die Philippinen auf seine eigene Kosten machen würde, alle möglichen Begünstigungen und Unterstützungen zu erhalten. Er empfing Pässe, die ihm eine Freiheit in seinen Reiseplänen und Untersuchungen gaben, wie sie vorher wohl noch kein Reisender vom spanischen Hofe bekommen hatte, und das ihm bewiesene große Zutrauen wußte er sich auch überall, während seines Aufenthaltes in Amerika, durch sein kluges Benehmen zu erhalten. Er sagt darüber selbst: „Während der fünf Jahre, in denen wir den neuen Continent durchwanderten, bemerkten wir nie das geringste Zeichen von Mißtrauen."

In der Mitte des Mai 1799 verließen beide Reisende Madrid und begaben sich nach Corunna, um sich von dort nach der Insel Cuba oder unmittelbar nach Südamerika einzuschiffen, was nach einem zehntägigen Aufenthalt in Corunna geschah. A. v. Humboldt wird selbst von da an uns seine Reise erzählen. Wir bemerken nur im voraus, daß dieselbe über Teneriffa nach Cumana, an der Nordostküste von Südamerika, von hier aus in das Innere von dem nordöstlichen Südamerika, in die Flußgebiete des Orenoko und Rio Negro, von da über Cuba nach Quito, dem

Amazonenflusse und nach Lima ging, von wo aus sich die Reisenden über Guayaquil nach Acapulco zu Wasser begaben. Von da aus setzten sie ihre Reise über Mexiko, Veracruz und die Insel Cuba fort und kehrten über Philadelphia in den Freistaaten Nordamerikas, nach fünfjähriger Abwesenheit nach Europa mit den reichsten Sammlungen zurück, worunter sich allein 6300 Pflanzenarten befanden. Wir können von dieser großen Reise nur so viel mittheilen, als bis jetzt davon erschienen ist, und waren deshalb gezwungen, wenn wir unsere Leser auch gern in ganz Südamerika unter Humboldt's Führung gelassen hätten, sie in Peru und andern Gegenden andern Reisenden anzuvertrauen.

Die großen Schätze, welche die beiden Reisenden mitgebracht hatten, wuchsen bei der nähern Ordnung und Bearbeitung so stark, daß es gar nicht möglich war, sie in einer gewöhnlichen Reisebeschreibung vorzulegen. Sie bestanden nicht aus einzelnen Bruchstücken von einzelnen Naturwissenschaften, sondern sie enthielten die wichtigsten Ergebnisse aus vielfach vereinten Thatsachen und Betrachtungen darüber. Alle vereinten sich darin, eine Lebenslehre der Welt aufzustellen. Die eigentliche Reise trat dabei ganz zurück, deshalb wollte auch A. v. Humboldt anfänglich gar keine Reisebeschreibung herausgeben. Da er aber alle wesentlichen Theile seiner Lebenslehre der Welt,

oder seiner Weltphysik, herausgegeben hatte, blieb ihm noch viel Stoff übrig. Dieser und der allgemeine Wunsch, daß er das ganze große Werk mit einer Reisebeschreibung beendigen möchte, bestimmten ihn 1812 dazu, solche anzufangen.

Leider erschienen A. v. Humboldt's wissenschaftliche Reisewerke in Paris in französischer Sprache, weil ihm Paris die meisten Hülfsmittel zur Herausgabe derselben darbot. Die Reisebeschreibung selbst erschien aber auch zugleich deutsch in Stuttgart bei Cotta. Die übrigen Werke sind folgende:

1) Sammlung von astronomischen Beobachtungen, trigonometrischen Aufnahmen und barometrischen Messungen während einer Reise in den heißen Gegenden Amerikas, in den Jahren 1799—1804. 2 Bde. in 4.
2) Pflanzen aus dem heißen Erdgürtel, gesammelt in Mexiko, auf der Insel Cuba, in Caraccas, Cumana, Barcelona, auf den Anden von Neu-Granada, von Quito und Peru, an den Ufern des Rio-Negro, des Orenoko und des Amazonenflusses. 2 Bde. in Fol., mit 120 Kupferplatten.
3) Versuch einer Pflanzengeographie. Ein Band in 4.
4) Sammlung von Beobachtungen in der Thierkunde und vergleichenden Anatomie. 2 Bde. in 4., mit Kupfern.

5) Darstellung von Neu-Spanien. 2 Bde. in 4., mit 20 Karten.

6) Ansichten von den Cordilleren und Denkmälern der Urbewohner Amerikas. 60 Kupfer in Fol.

7) Beschreibung von mehreren seltenen Pflanzenarten. In Fol. mit vielen Kupfern.

Außer diesen bedeutenden Werken hat A. v. Humboldt noch in vielen einzelnen Zeitschriften und in einzelnen Abhandlungen höchst wichtige Beiträge zur Weltkunde geliefert, und dabei hat das eigentliche Reisewerk, woraus hier das Anziehendste und allgemein Belehrende folgen soll, eine Fülle, die man selten in Reisewerken findet. Humboldt ist ein so recht auffallender Beweis, was der Deutsche vermag, wenn es ihm nicht an Gaben, Mitteln und Unterstützungen fehlt. Man kann sich aber auch leicht vorstellen, mit welcher Ausdauer die beiden Reisenden, während der Reise selbst, müssen gearbeitet haben. Ihre Arbeiten sind dadurch noch reicher geworden, daß sie nach der Rückkehr bei vielen Gelehrten, besonders in Frankreich, vielseitige Unterstützungen fanden. Deshalb hat die Reisebeschreibung, aus der wir hier das Wichtigste mittheilen, vor vielen andern Reisebeschreibungen den Vorzug, daß Unrichtigkeiten auf das sorgfältigste vermieden sind.

Die Reise selbst.

Erste Fahrt.

Von Corunna über Teneriffa nach Cumana.

Den fünften Juni 1799 segelten wir auf dem Schiffe Pizarro aus dem Hafen von Corunna ab. Das Schiff war nach der Havannah auf Cuba und nach Mexiko bestimmt, und der Befehlshaber desselben angewiesen, eine solche Einrichtung auf dem Schiffe zu treffen, daß wir unsere Instrumente zu den Himmelsbeobachtungen gebrauchen könnten. Den Abend vor unserer Einschiffung benutzten wir noch, um an unsere Freunde in Deutschland und Frankreich zu schreiben. Der Augenblick, wo man zum ersten Male Europa verläßt, hat etwas Erhabenes. Man mag sich das Meer zwischen Europa und Amerika noch so schmal vorstellen, man befindet sich doch in einer eigenen gerührten Gemüthsstimmung, wenn man die Gegenstände seiner zärtlichsten Neigung zurückläßt und in ein neues Leben treten will. Man geht unwillkürlich in sich und befindet sich in einer Einsamkeit, die man vorher nie erfahren hat.

Die Personen, welche uns absegeln sahen, meinten, wir würden nicht lange in See bleiben, indem englische Kaper den Hafen umkreuzten *). Dieser Gedanke ward um so beunruhigender für uns, da wir in Madrid mehrere Personen kennen gelernt hatten, die drei Mal, bald nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Cadiz, in die Hände der Engländer gefallen waren. Aber wir segelten glücklich aus dem Hafen, verfolgten, so lange wir irgend konnten, in der darauf folgenden Nacht mit unsern Augen das Licht des Herkulesthurmes, des Leuchtthurms von Corunna, weil es der Gegenstand in Europa war, der uns zuletzt verschwand, und erblickten erst den achten englische Kreuzer von den Masten. Wir suchten ihnen auszuweichen und durften in der Nacht kein Licht haben, was mir eine entsetzliche Langeweile machte, da in diesen Gegenden schon um sechs Uhr es anfängt finster zu werden, und da ich gerade auf dem Schiffe eine außerordentliche Begierde zur Thätigkeit zu haben pflege.

Den neunten Juni fingen wir an die Wirkung der Strömung zu empfinden, die von den azorischen Inseln gegen die Meerenge von Gibraltar geht. Die Ursachen solcher Strömungen, von denen der Golf-

---

*) Spanien befand sich damals mit England in einem Kriege.

strom an der Ostküste von Nordamerika *) einer der bedeutendsten ist, sind verschieden. Bald ist die Form der Küsten, bald die Abweichung in der Wärme und Kälte der Luft, bald die Verschiedenheit der Wärme des Meerwassers daran Schuld, so wie auch bisweilen noch der verschiedene Druck der Luft auf das Wasser. Oft sind diese Strömungen im Wasser eben so entgegengesetzt wie die in der Luft, welche man in den sich entgegenziehenden Wolken bemerkt. Die genaue Kunde aller dieser Strömungen würde für die Schifffahrt sehr wichtig seyn.

Den 11. fanden wir das Meer ¾ Stunden weit ganz mit Weichwürmern, mit Medusen **) bedeckt, wovon einige vier Zoll im Durchmesser hatten. Sie bildeten mit ihren violetten und purpurnen Schillerungen ein angenehmes Farbenspiel gegen das himmelblaue Meer. Diese Thiere zogen rasch durch das Meer in gedrängten Massen, und dem ganzen Zuge folgten hinten einzelne, wie wenn sie ermüdet wären.

Als wir zwischen der Insel Madera und Afrika schifften, hatten wir schwache Winde und Meeresstille.

---

*) Siehe Theil 2 dieser Reisen, S. 42 ꝛc.

**) Die Medusen (Quallen, Meernesseln) sind Seethiere ganz niederer Art, deren Körper ungefähr dem Hute eines breiten Pilzes gleicht. Meernesseln heißen sie, weil aus ihren Fühlfäden sich eine, wie Nesseln brennende, Feuchtigkeit absondert. Die ganze Masse der meisten ist ein Schleim (Gallerte).

Wir konnten nicht aufhören, die Schönheit der Nächte zu bewundern. Nichts gleicht der Klarheit und Helle des afrikanischen Himmels. Wir erstaunten über die Menge Sternschnuppen, die jeden Augenblick herunter fielen. Je mehr wir nach Süden kamen, desto häufiger wurde diese Erscheinung, besonders in der Nähe der kanarischen Inseln. Die Zahl der Sternschnuppen ist nicht an allen Orten gleich. Ich habe sie nie so bedeutend gesehen als in der Nachbarschaft der Vulkane von Quito und an der vulkanischen Küste von Guatimala *).

Auffallend war es uns, in einer Entfernung von 20 Meilen von Madera eine Hausschwalbe zu finden. Sie setzte sich auf eins der Schiffssegel und war sehr müde. Wahrscheinlich hatte sie ein Sturm auf das Meer gejagt.

Den 17. Morgens näherten wir uns der Insel Lancerote **), deren westlicher Theil das Gepräge eines durch vulkanische Feuer zerrütteten Landes trägt. Alles ist schwarz, dürr und von Dammerde entblößt. Es soll auch im Jahre 1730 mehr als die Hälfte der Insel ihre Gestalt verändert haben. Neun Dörfer wurden damals durch das Ausströmen der Lava ganz zerstört. Ein heftiges Erdbeben war

---

*) Siehe die Karte zu Theil 3 dieser Reisen!
**) Siehe die Karte zu Theil 10 dieser Reisen!

diesen Verwüstungen vorhergegangen, und heftige Erdstöße wiederholten sich noch zwei Jahre nachher. Der Gipfel des großen Vulkans auf Lancerote ist nur 1800 Fuß hoch.

Als die Spanier nach Lancerote kamen, fanden sie auf dieser Insel mehr Bildung als auf den übrigen kanarischen Inseln, und die sonderbare Einrichtung, daß eine Frau mehrere Männer hatte, welche abwechselnd, jeder auf einen Monat, dem Hause vorstanden. Im 15. Jahrhundert zerfielen die Bewohner dieser Insel in mehrere kleine Staaten, welche Mauern aufführten, um sich gänzlich von einander zu trennen, wie man Spuren von solchen Trennungsmauern auch in Schottland, Peru und China findet.

Mit Sonnenuntergang genossen wir eine großartige Aussicht auf die wilden Berge von Graciosa *). Manche standen wie senkrechte, 5 bis 600 Fuß hohe, schwarze Mauern da und warfen ihre dunkeln Schatten in das Meer. Alles verkündete Unfruchtbarkeit und Zerstörung; aber im Hintergrunde boten die Südküsten von Lancerote einen lachenden Anblick dar. In einer engen Schlucht zog sich, zwischen zwei von Baumgruppen gekrönten Hügeln, ein bebauter Erdstrich in die Länge hin, und die letzten Sonnenstrahlen erleuchteten das zum Ärnten reife Getreide.

---

*) Nicht mit Graciosa unter den Azoren zu verwechseln.

Den 18. Morgens verloren wir allmälig die kleinern kanarischen Inseln aus dem Gesichte. Die Insel Montana Clara ist wegen der schönen Kanarienvögel berühmt. Die Insel Alegranza (die fröhliche) erhielt ihren Namen von den ersten Entdeckern, zwei normännischen Freiherren, die, nachdem sie einige Tage auf Graciosa verweilt hatten, sich zu dem König der Guanen, Namens Guadarfia, auf Lancerote, begaben, der als ein Hirtenkönig wenig mehr als Ziegen hatte, die Reisenden freundlich aufnahm, aber bald von ihnen unterjocht ward.

Seit unserer Abreise von Graciosa blieb der Himmel so trübe, daß, ungeachtet der Höhe der Berge von Canaria, wir diese Insel erst den 18. Juni Abends entdeckten. Canaria ist die Kornkammer der nach ihr benannten Inselgruppe. Man ärntet an einigen Stellen zwei Mal, im Februar und Juni.

Den 19. Morgens nahten wir uns bei Nebel und unruhiger See dem Hafen St. Croix (St. Crucz) auf Teneriffa *) und warfen sogleich darin die Anker aus. Bald verschwand auch der Nebel, und wir sahen den Pik der Insel (genannt der Pik von Teyde) im hellesten Licht über den Wolken. Als wir uns eben so an ihm weideten, bemerkten wir dicht hinter uns vier englische Schiffe. Wir waren vor ih-

*) Siehe die Karte zu Theil 11 dieser Reisen!

nen vorbeigefahren, aber der Nebel hatte uns ihren Nachstellungen entzogen. Es wäre wahrlich für uns etwas Schmerzhaftes gewesen, wenn uns vor dem Hafen von St. Croix englische Schiffe gekapert und wieder nach Europa zurückgeführt hätten. Wir näherten uns so viel als möglich der Feste von St. Croix, um unter ihren Kanonen sicher zu liegen. In dieser Gegend war es, wo Nelson*) bei einer versuchten Lan-

---

*) Nelson, einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden, war der fünfte Sohn eines Predigers und ward 1758 geboren. Er diente von seinem 12. Jahre an auf der See und machte 1771 seine erste Seereise, und das nach Westindien. Im Jahre 1787 verheirathete er sich mit einer Westindierin und lebte bis 1793 häuslich in Norfolk. Als nun der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, erhielt er den Befehl über ein Schiff von 64 Kanonen, und gab einem ihm untergeordneten Officiere folgende Ermahnung, die einen Blick in sein Inneres thun läßt: Drei Dinge mußt Du beständig im Sinne haben: Du mußt blindlings den Befehlen gehorchen, jeden für Deinen Feind ansehen, der schlecht von Deinem Könige spricht, und jeden Franzosen wie den Teufel hassen." — Bei der Einnahme der Stadt Calvi auf Corsika verlor er ein Auge, und in der Schlacht am Vorgebirge St. Vincent (14. Februar 1797) eroberte er zwei spanische Schiffe. Den ersten bis dritten August 1798 vernichtete er die ganze französische Flotte in der Schlacht bei Abukir in Ägypten. Er wurde deshalb in den hohen Adelstand erhoben und erhielt ein Jahrgehalt von 12,000 Thalern. Den 21. Oktober 1805 schlug er beim Vorgebirge Trafalgar die ver-

dung, zwei Jahre vor unserer Ankunft, durch eine Kugel seinen Arm verlor.

Der Anblick von St. Croix ist traurig, weil die übermäßige Hitze der Umgegend alle Frische nimmt. Auf einer öden, schmalen Sandküste sind blendend weiße Häuser mit flachen Dächern und mit Fenstern ohne Glas an eine schwarze, schroffe Felsenwand angelehnt. Nur ein schöner Hafendamm und ein Lustgang von Pappeln bringen einiges Leben in diese Öde, so wie der Blick auf den Pik. Wir sahen von ihm den obersten Kegel über den Wolken, die ihn bis auf 10,800 Fuß umhüllten. Der Bimsstein des Kegels, von den Sonnenstrahlen erleuchtet, warf ein röthliches Licht zurück, dem ähnlich, welches oft die Gipfel der hohen Alpen färbt. Nach und nach wurde dieses Licht das blendendste Weiß, und getäuscht, wie die meisten Reisenden, hielten wir den Pik noch mit Schnee bedeckt.

Durch vielfältige Fragen von Personen, die an Bord kamen und Neuigkeiten aus Europa vernehmen wollten, ermüdet, stiegen wir ans Land und empfan-

---

einte spanisch-französische Flotte; in welcher denkwürdigen Schlacht der spanische Oberbefehlshaber getödtet, und der französische gefangen genommen wurde. Da schon der Sieg entschieden war, traf ein spanischer Scharfschütz, der den Helden Englands erkannt hatte, denselben, und tödtete ihn. Ganz England trauerte um seinen großen Seehelden.

den entsetzliche Hitze, als wir in die Straßen von St. Croix eintraten, ungeachtet das Thermometer nicht über 25 Grad stand. Wenn man an die Seeluft gewöhnt ist, leidet man jedes Mal, sobald man ans Land kommt, weil die Landluft mit vielen Thier- und Pflanzenstoffen verknüpft ist, welche die Athemgefäße, wenn sie deren entwöhnt sind, reizen.

St. Croix hat etwa 8000 Einwohner und einen Hafen, der als eine wahre Herberge zwischen Europa einerseits und Afrika, Ostindien und Amerika andrerseits betrachtet werden kann, weshalb eine große Masse von Reisebeschreibungen mit dieser Stadt anfängt.

Ungeachtet der Hauptmann unseres Schiffes den Befehl hatte, sich lange genug auf Teneriffa aufzuhalten, damit wir den Gipfel des Pik besteigen könnten, wenn anders der Schnee dies erlaubte, so benachrichtigte man uns doch, daß wir wegen der englischen Blockade auf keinen längeren Aufenthalt als höchstens von vier bis fünf Tagen zählen möchten. Wir beeilten uns also nach dem Hafen von Orotava abzureisen, der an dem westlichen Abhange des Berges sich befindet. Schon vor Sonnenaufgang brachen wir am 20. Juni nach der Stadt Laguna auf, welche 2100 Fuß höher als St. Croix liegt. Nahe bei dieser Stadt begegneten wir weißen Kameelen, welche Waaren aus den Häfen nach den Vorrathshäusern brachten. Es giebt auf Teneriffa wenig Kameele, da-

gegen sehr viele auf Lancerote und Fortaventura. Den Guanen waren diese Thiere unbekannt.

Die Kühle, welche zu Laguna herrscht, macht diese Stadt zu einem anmuthigen Aufenthaltsorte. Sie liegt auf einer kleinen Ebene und ist von Gärten umringt und von einem Hügel umgeben, den Lorberbäume, Myrthen und Kirschbäume umkränzen. Die Stadt zählt nur 9000 Einwohner, worunter 400 Mönche in sechs Klöstern sind, und ist von einer großen Menge Windmühlen umgeben, indem hier viel Getreide gebauet wird.

Hr. Anderson, der Naturforscher bei der dritten Reise des Hauptmanns Cook, räth den Ärzten Europas an, ihre Kranken nach Teneriffa zu schicken, weil die Milde und Gleichförmigkeit der Witterung dieser Insel viel zur Genesung beitrage. Das ist auch wahr. Die Insel liegt am Eingange in die heißen Tropenländer, nimmt schon an einigen herrlichen Pflanzen derselben Theil, z. B. an Palmen und Bananen, und hat in den höhern Gegenden eine kühle Luft, die man aufsteigend vermehren, absteigend vermindern kann, da die Insel einem Kegel gleicht. In Laguna schneiet es nie, im Winter ist die Luft nur nebelig.

Auf dem Wege von Laguna nach Orotava kommt man in das schöne Thal von Tacoronte, von dem ich bekenne, auch nachdem ich die Ufer des Orenoko, die Cordilleren von Peru und die schönen Thäler von

Mexiko bereist habe, daß es das anmuthigste Thal ist, was ich gesehen, indem eine große Mannichfaltigkeit und Übereinstimmung darin statt findet. Die Küste der See ist mit Dattel- und Kokosbäumen geschmückt. Höher herauf bilden die Gruppen von Bananen mit den Drachenbäumen, deren Stämme den Schlangen gleichen, einen Gegensatz. Die Abhänge sind mit Reben bepflanzt, welche ihre Ranken an hohen Geländern ausbreiten. Auf einzelnen Hügeln stehen Kapellen, von Citronenbäumen, Myrthen und Cypressen umgeben. Die Grundstücke sind überall durch lebendige Zäune getrennt, welche Agaven und Cactus bilden. Eine unzählige Menge von niedern Pflanzen, als Mohn und Algen, und Farrenkräuter umkränzen die vielen kleinen Quellen. Wenn im Winter der Pik mit Schnee und Eis bedeckt ist, herrscht hier ein dauernder Frühling. Im Sommer wird die Hitze stets durch Seewinde abgekühlt. Die ganze Gegend ist stark bevölkert, und die Häuser der Bewohner, nebst ihren Gärten, liegen alle einzeln. Leider sind die, welche in diesem Paradiese leben, nicht so glücklich, als man es wohl erwarten sollte; indem sie nur für Andere, die den Boden besitzen, arbeiten müssen. Feierlich schön wird diese Gegend durch die Nähe des Pik, der wohl seit Tausenden von Jahren nicht mehr aus seinem obern Krater, aber aus Seitenöffnungen Feuer gespieen und dadurch hinlänglich bewiesen hat, daß die

Ursachen noch vorhanden sind, denen dieser hohe Kegel sein Daseyn verdankt. Der letzte Ausbruch fand im Jahre 1798 statt.

Wir kamen sehr spät im Hafen von Orotava an, wo wir in Hrn. Bernardo Cologan einen sehr gründlich gebildeten, kenntnißreichen und für das Wohl seines Vaterlandes eifrigen Mann kennen lernten, in dessen liebenswürdigem Hause Künste und Wissenschaften aufs beste gepflegt wurden. Wir hätten gewünscht, uns einige Tage darin aufhalten zu können; aber auf einer Reise, wie die unsrige war, genießt man wenig der Gegenwart. Unaufhörlich von der Furcht geängstigt, die Plane des folgenden Tages nicht ausführen zu können, lebt man in einer beständigen Unruhe.

Den 21. Juni früh Morgens waren wir bereits auf dem Wege nach dem Gipfel des Vulkans. Wir wurden angenehm durch den Gegensatz überrascht, welchen die Pflanzenwelt dieses Theils von Teneriffa mit den Umgebungen von St. Croix darbietet. Unter dem Einflusse einer frischen und feuchten Luft war der Boden mit einem schönen grünen Teppich bedeckt, während auf dem Wege von St. Croix bis Laguna schon alles verdorrt da stand. Unser Weg führte von dem Hafen von Orotava nach dem gleichbenannten Flecken, der am Anfange eines wasserreichen Hügels gebauet ist. Das Wasser fließt, wie in mehreren Städten Thüringens, durch die Hauptstraßen, treibt mehrere

Mühlen und vertheilt sich dann in die mit Reben bepflanzten Abhänge. In den Gärten wechseln die Fruchtbäume des nördlichen Europa mit Granat-, Dattel- und Orangenbäumen ab. In dem Garten eines Hrn. Franqui sahen wir einen sehr berühmten Drachenbaum *), der uns in Erstaunen setzte, obgleich wir schon eine große Meinung im voraus von ihm hatten. Schon im 15. Jahrhundert soll dieser Baum, der zur Grenzscheide dient, ein Gegenstand der Bewunderung gewesen seyn. Er ist 50 bis 60 Fuß hoch und hat 45 Fuß im Umfange, also gegen 15 Fuß im Durchmesser. Der Stamm theilt sich gleich einem Kronleuchter in eine Menge von Ästen, die in Büscheln von Blättern endigen, gerade so wie bei der Yucca in Amerika, welche das Thal von Mexiko besonders ziert. Übrigens sind die Drachenbäume, deren wahres Vaterland Ostindien ist, und die nur angepflanzt auf Teneriffa und in Afrika gefunden werden, nicht die dicksten Bäume auf der Erde. Die Adansonien *) (Baobab) übertreffen sie. Man hat

---

*) Einige Arten der Drachenbäume (dacaena) liefern wie mehrere andere Pflanzen der warmen Gegenden den zusammenziehenden Saft, der unter dem Namen Drachenblut bekannt ist.

**) Der berühmte Seefahrer und englische Admiral Adanson lehrte uns zuerst diesen wundergroßen Baum kennen, der am häufigsten am Senegal wächst; und Linné benannte

davon welche gefunden, die 34 Fuß im Durchmesser und also über 100 Fuß im Umfange hatten, während ihre Höhe nur 50 bis 60 Fuß betrug. Aber man muß bedenken, daß die Adansonien rasch, die Drachenbäume dagegen sehr langsam wie unsere Eichen wachsen, die bisweilen ihnen an Größe nicht nachstehen. Schwer ist bei dem großen, tausend Jahr alten Drachenbaume auf Teneriffa die Frage zu beantworten, wie er möge zu jener Zeit von Ostindien nach Teneriffa gekommen seyn.

Von dem Flecken Oratava führte uns ein schmaler steiniger Weg durch einen schönen Kastanienwald in eine mit Lorberbäumen und baumartigen Haiden bedeckte Gegend. Die großen Haidebäume machen mit ihren schönen Blumen, zwischen denen das kanarische Johanniskraut (hypericum canadense) wächst, einen angenehmen Eindruck.

Unser Weg führte immer mehr und mehr bergan, ohne daß wir nöthig gehabt hätten, was bei Bergersteigungen so oft der Fall zu seyn pflegt, wieder hin und wieder bedeutend bergab zu gehen. Hinter den baumartigen Haiden folgten viele Farrenkräuter. Die

---

ihn nach seinem Entdecker. Die Blüthen dieses Baumes sind vier Zoll lang und sechs Zoll breit. Seine Frucht gleicht einer gereiften Melone, ist anderthalb Fuß lang und enthält ein eßbares Mark.

Wurzel von den Adlerfarren gebrauchen die Bewohner von Palma und Gomera zur Nahrung, indem sie solche pulvern und mit Gerstenmehl vermengen. Der Gebrauch einer so rohen Speise zeugt von dem Elende des gemeinen Volks auf diesen Inseln.

Auf die Gegend der Farrenkräuter folgt ein Gehölz von Wachholderbäumen und von Tannen, die sehr durch Stürme gelitten hatten. Der Boden war mit Sand und Bimssteinen bedeckt. Es begegneten uns Ziegenjäger in diesen Öden. Die wilden Ziegen, deren Pelz dunkelbraun ist, werden für einen Leckerbissen gehalten. Sie leben von einem schön blühenden, neun Fuß hohen Pfriemenkraut (spartium nubigenum), was hier in der Höhe weit verbreitet ist, so daß wir drittehalb Stunden durch dasselbe wanderten. Zwischen dem Pfriemenkraute trifft man außer Sand und Bimsstein auch große vulkanische Steinblöcke, nämlich Obsidian. Das Pfriemenkraut ist die nächste Umkränzung der obern öden Berggegenden, welche vier Quadratmeilen einnehmen. In dieser Öde übernachteten wir, 9000 Fuß über der Meeresfläche, an einer Stelle, die der Halt der Engländer heißt. Unser Aufenthaltsort war eine Art Höhle, die von zwei gegen einander geneigten Felsen gebildet wurde. Wir litten die Nacht etwas von der Kälte, und der Pik ward unsern Blicken durch Nebel entzogen.

Gegen drei Uhr des Morgens machten wir uns

wieder auf den Weg, von einigen Fackeln begleitet. Das Gehen ward uns sehr sauer, da die Lavablöcke oft unter unsern Füßen wichen, wir stark bergan gingen, und unsere Führer sehr ungeschickt und unbeholfen waren. Diese Führer glichen weder denen im Thal Chamouni noch den ausgerotteten Guanen, von denen man erzählt, daß sie hätten Kaninchen und wilde Ziegen im Laufe gefangen. Unsere Führer waren von einer schrecklichen Trägheit, alle 20 Minuten setzten sie sich hin, um auszuruhen, und wenn wir ihnen Felsenstücke zum Aufheben gaben, warfen sie solche weg, um sich die Last zu ersparen. Auch führten sie uns querfeldein, weil keiner noch auf dem Gipfel des Pik gewesen war. Nach drei Stunden erreichten wir jedoch eine Art Fläche, die der Spitze des Berges, Piton (Zuckerhut) genannt, zur Grundlage dient. Diese Fläche ist ungefähr 11,000 Fuß hoch, und die Höhe des darauf ruhenden Kegels beträgt noch 500 Fuß. Auf der Fläche am Fuße des Zuckerhuts findet man unter dem Namen der Nasenlöcher Luftlöcher, woraus von Zeit zu Zeit wässerige, heiße Dünste dringen.

Der Abhang des Piton, den wir noch zu ersteigen hatten, ist außerordentlich schroff und überall mit vulkanischer Asche und Bimsstein bedeckt. Es würde fast unmöglich seyn, diesen Zuckerhut zu ersteigen, wenn nicht ein alter Lavastrom, dem man folgt, eine Art von verschlackter Felsenmauer gebildet hätte, woran

man sich halten kann. Oft blieben uns freilich die Felsenstücke in der Hand sitzen, und wir brauchten fast eine halbe Stunde, um die 500 Fuß Höhe zurückzulegen. Der Aschenkegel des Vesuvs ist drei Mal höher als der des Pik, aber viel weniger steil, während der ganze Berg drei Mal niedriger ist als der Pik. Von allen Vulkanen, die ich bestiegen, bietet nur der Jorullo in Mexiko größere Schwierigkeiten dar, als der Pik von Teneriffa.

Als wir auf der Spitze des Piton ankamen, waren wir erstaunt, daselbst kaum so viel Platz zu finden, um bequem sitzen zu können. Der Wind wehte so stark, daß wir uns nur so eben auf den Beinen zu halten vermochten, und wir waren vor Kälte erstarrt. Die Enge oben auf dem Piton rührt daher, daß der Krater mit einer hohen Brustwehr umgeben ist, welche die Wirkung eines Lavaergusses zu seyn scheint. Nur nach Westen zu ist eine Öffnung in dieser Brustwehr, durch welche es uns gelang in den Krater oder Schlund des Berges zu steigen. Die Breite des Kraters beträgt nur 2 bis 300 Fuß, und die Ränder desselben sind fast senkrecht. Wir stiegen jedoch hinein, bemerkten an einigen Stellen warme Wasserdämpfe, die sich mit Brausen entwickelten, und bewunderten die regelmäßige Lagerung der Lavaschichten auf einander, die eben so wellenförmig gebogen waren wie die Kalkfelsen in den Hochalpen, und uns

an die verschiedenen Kräfte erinnerten, die bei ihrer Bildung in Thätigkeit gewesen seyn mögen.

Das Innere des ganzen Trichters verräth einen Vulkan, welcher seit Tausenden von Jahren nur durch seine Seitenöffnungen Feuer ausgeworfen hat. Man gelangt ohne Gefahr auf den Boden des Trichters, dessen Tiefe etwas über 100 Fuß beträgt, mit Lavablöcken bedeckt ist und weiter nichts Anziehendes hat. Der Reiz des Pik beruht auf der bedeutenden Erhöhung über der Oberfläche des Meeres, auf der tiefen Einsamkeit, worin man sich befindet, und auf der unermeßlichen Weite, welche das Auge von der Umgegend umspannt.

Die Wärme ist an keiner Stelle der Oberfläche des Kraters bedeutend, doch gräbt man nur einige Zoll tief, so bemerkt man schon starke Hitze. Der Schwefeldampf, welcher überall aus den Spalten dringt, setzt schöne Schwefelkrystalle ab, die niedliche Achtflächen bilden. Sie sind alle mit schweflicher Säure überzogen, welche Papier und Kleider gleich zerfrißt, was wir leider selbst erfuhren. Vielleicht wird man dereinst ein Bergwerk auf den Schwefel anlegen, der sich jetzt dort fortwährend bildet.

Die Erfahrung hat die Reisenden belehrt, daß die Spitzen sehr hoher Berge selten eine so schöne Aussicht gewähren als die Bergspitzen von mittlerer Höhe, wie die des Vesuvs und des Righi in der Schweiz. Der Pik von

Teneriffa vereinigt aber durch seine schlanke Gestalt und durch seine örtliche Lage die Vortheile, welche weniger hohe Bergspitzen haben, mit denen welche aus einer bedeutenden Höhe entspringen. Nicht nur entdeckt man an seinem Gipfel einen ungeheuren Seekreis, der sich über die höchsten Berge der benachbarten Inseln erhebt, sondern man sieht auch die Wälder von Teneriffa und den bewohnten Theil der Küsten in derjenigen Nähe, welche geeignet ist, die schönsten Gegensätze von Form und von Farbe hervorzubringen. Man könnte sagen, der Berg erdrücke mit seiner Masse die kleine Insel, welche ihm zur Grundlage dient. Er erhebt sich aus dem Schooße der Gewässer zu einer Höhe, die drei Mal größer ist als die, in welcher im Sommer die Wolken schweben. Wenn sein Krater noch Feuer in Büscheln ausströmte, wie der von Kromboli auf den äolischen Inseln, so würde er einem Leuchtthurme gleichen, der den Schifffahrern in einem Umfange von 130 Meilen zur Richtung dienen könnte.

Als wir auf dem äußern Rande des Kraters saßen, richteten wir unsern Blick nach Nord-West, wo die Küsten mit Dörfern und Weilern geziert sind. Zu unsern Füßen tummelten sich die Wolken in mannichfaltigen Richtungen. Der Hafen von Orotava, die darin vor Anker liegenden Schiffe, die Gärten und Weinberge, mit denen die Stadt umringt ist, wurden durch eine Wolkenöffnung sichtbar, welche mit jedem

Augenblicke größer zu werden schien. Die entblößten Seiten des Pik, seine steilen, mit Schlacken bedeckten Abhänge bildeten mit dem Pflanzenwuchs, der durch verschiedene Himmelsstriche sich gegen die Spitze hinanzog, einen grellen Gegensatz. Ein Veilchen kommt auf der Höhe von 10,500 Fuß vor, nämlich das Wunderblatt=Veilchen. Tiefer stehen die Pfriemenkräuter, darunter die Farrenkräuter, darunter die baumartigen Haiden, darunter die Wälder von Lorbern, Kreuzdornen und Erdbeerbäumen, und darunter die Reben und Fruchtbäume an den sanften Lehnen. Ein reicher Teppich von Grün erstreckt sich von den Pfriemenkräutern bis zu den Dattel= und Feigenwäldern, deren Fuß vom Meere bespült zu werden scheint. Die Durchsichtigkeit der Luft macht, daß man alles in einer größer scheinbaren Nähe sieht. Man unterscheidet von dem Pik nicht bloß die Häuser, sondern das Segelwerk an den Schiffen und die einzelnen Stämme der Bäume. Die große Durchsichtigkeit der Luft auf Teneriffa, die selbst die Reinheit des Himmels von Quito und Peru übertrifft, ist eine der Hauptschönheiten dieser Insel. Wir konnten auf dem Gipfel des Pik die Farbe des azurnen Himmelsgewölbes nicht genug bewundern.

Ungeachtet der Wärme, die man am Rande des Kraters in den Füßen fühlt, bleibt doch der Aschenkegel des Berges während mehrer Wintermonate mit

Schnee bedeckt. Es ist wahrscheinlich, daß sich unter der Schneedecke große Gewölbe bilden, denen ähnlich, welche man unter den Gletschern der Schweiz, z. B. bei dem schönen Roselavigletscher oberhalb Meyringen findet, indem der Boden viel wärmer als die Luft ist. Diese war auch jetzt so kalt, daß uns Gesicht und Hände froren, während unsere Stiefeln verbrannt waren.

In wenigen Minuten stiegen wir von dem mit vieler Mühe erklommenen Zuckerhut hinab, indem wir unwillkürlich mit der Asche herabrollten. Unter den Haidesträuchen wurden wir von Wolken eingehüllt, die in verschiedenen Richtungen sich durchkreuzten. Unweit der Stadt Orotava begegneten wir großen Zügen von Kanarienvögeln; fast alle waren grün, einige nur hatten eine gelbliche Rückenfärbung. Die gelben Kanarienvögel haben erst in Europa als eine eigene Abart sich gebildet. Die Kanarienvögel sangen hier im Freien eben so, wie in Europa die zahmen. Der beste Sänger auf den kanarischen Inseln ist der Capirote, den man nie zahm machen kann. Ich bewunderte seinen sanften und klangreichen Schlag in einem Garten von Orotava, konnte ihm aber nicht nahe genug kommen, um sein Geschlecht zu bestimmen.

In Orotava, wo wir gegen Abend des Johannistages ankamen, wohnten wir einem ländlichen Feste im Garten eines Kaufmanns bei. Wir genossen von

diesem Garten aus eine prächtige Aussicht auf den Pik, auf die Dörfer der Küste und auf die Insel Palma, eine Aussicht, welche ich nur mit der vom Golf von Neapel und von Genua vergleichen kann. Als die Sonne untergegangen war, zündeten die Hirten am Abhange des Berges die Johannisfeuer an und ließen Freudengeschrei hören.

Es ist wahrscheinlich, daß schon die Karthager, ja die Phönicier die kanarischen Inseln gekannt haben. Zu der Zeit des Platon und des Aristoteles (3 bis 400 J. v. Chr.) waren unbestimmte Kenntnisse darüber zu den Griechen gekommen, welche die ganze Küste von Afrika jenseits der Meerenge von Gibraltar als durch Feuer zerrüttet betrachteten. Der Senat von Karthago hatte die Inseln zur Zufluchtsstätte für die Zeiten der Unruhen bestimmt. Der Römer Sertorius begab sich 80 Jahre vor Octavians Regierung dahin, um nach dem Geräusch der Waffen dort eine friedliche Stätte zu finden. Die erste Nachricht von einem Ausbruche des Pik stammt aus dem Jahr 1505, wo der Schifffahrer Aloysio Cadamusto einen solchen dort erlebte. Es ist immer möglich, daß der Krater sich einmal wieder öffnet, wenn er gleich Jahrhunderte verschlossen ist, und Seitenausbrüche auch selten vorkommen. Je höher die feuerspeienden Berge sind, desto größer pflegen die Zwischenräume zwischen ihren Ausbrüchen zu seyn. Die Thätigkeit der unter=

irdischen Feuer dauert auf den kanarischen Inseln immer fort. Im Jahre 1558 öffnete sich ein Vulkan auf der Insel Palma, bildete einen ansehnlichen Berg mit einem Krater und ergoß einen Lavastrom von 600 Fuß Breite und 21,000 Fuß Länge. Im Jahre 1646 bildeten sich auf Palma drei vulkanische Öffnungen und trockneten eine berühmte Heilquelle aus. Im Jahre 1677 erlebte die Insel Palma einen neuen Ausbruch, und 1704, am letzten Tage im Jahre, öffnete sich eine Seite des Pik auf Teneriffa, nach schauervollen Erdbeben. Zwei andere Öffnungen folgten späterhin, und die aus drei Kratern strömende Lava drohte mehreren Örtern Verderben. Im Jahre 1706 zerstörte eine Seitenöffnung des Pik den Hafen Garachico und veränderte die ganze Gestalt der Gegend. Aus dem Hafen ward ein Vorgebirge, und aus Thälern wurden Berge. In einigen Stunden war die Stadt verschwunden. Im Jahre 1730 verwüstete ein Erdbeben auf Lancerota eine große Menge von Dörfern. Die Verwüstungen wiederholten sich sechs Jahre hinter einander. Endlich öffnete sich 1798 wieder eine Seite des Pik und spie durch vier Öffnungen Lava aus, die sich 18 bis 24 Fuß hoch aufthürmte. Es wurden dabei Steine 3000 Fuß hoch in die Luft geschleudert.

Wie schon oben angedeutet wurde, kann man die Insel Teneriffa in mehrere Zonen oder Wärmestufen

abtheilen. Die unterste Stufe ist die der Weinstöcke, die sich vom Meere aus 1500 Fuß erhebt, mit Sorgfalt angebauet wird und in der kältesten Zeit doch noch 15 bis 17 Grad Wärme um Mittag hat, während die stärkste Sommerhitze 26 Grad nicht übersteigt und geringer ist als die größte Hitze, welche man im Sommer in Petersburg, Berlin und Paris zu finden pflegt. Die Landstufe der Weinreben enthält acht Arten von baumartigen Wolfsmilchen (Euphorbien) und mehrere Pflanzen, welche in ihren saftigen Blättern und in ihrer bläulichgrünen Farbe die Züge darstellen, welche die Pflanzenwelt Afrikas an sich trägt. Man baut auf dieser Landstufe Datteln, Bananen, das Zuckerrohr, die indische Feige, ein eßbares Arum (arum colocasia), dessen Wurzel dem ärmeren Volke ein nährendes Mehl liefert, Oliven, Äpfel, Birnen und Pflaumen, so wie Getreide. Letzteres ärntet man vom Ende März bis Anfang des Mai. Daneben hat man mit Erfolg den Brotfruchtbaum von Otahaiti, den Zimmtbaum der Molukken, den Kaffeebaum Arabiens und den Kakaobaum Amerikas angepflanzt.

Die zweite Landstufe auf Teneriffa, die der Lorbern, enthält die Waldgegenden und die Quellgebiete. Prächtige Waldwände umziehen alle einzelnen Hügel. Man findet darin vier Arten Lorbern, eine Eiche, die mit der tibetanischen verwandt ist, einen einheimischen Ölbaum, mehrere Myrthenarten und viele andere schön

belaubte, immergrüne Bäume. Winden und eine von der europäischen verschiedene Epheuart bedecken die Lorberstämme, zu deren Füßen große Farrenkräuter stehen. Zwischen ihnen ist der Boden mit Moosen, feinen Gräsern, Goldglocken-Blumen, Maßlieben, Münzen und strauchartigen Johanniskräutern bedeckt. Die Quellen sind von wilden oder geimpften Kastanien umstanden.

Die dritte Landstufe fängt auf einer Höhe von 5 bis 6000 Fuß an, wird durch Erdbeerbäume und schöne Haidebäume kenntlich gemacht und enthält sehr schlanke Fichten und Wachholderbäume. Die vierte und fünfte Landstufe ist die der Pfriemenkräuter und der Gräser. Unter den Pfriemenkräutern zeichnet sich das Wolkenpfriemenkraut aus, das mitten zwischen der Asche und Lava schöne grüne Inseln bildet, welche den wilden Ziegen eine reichliche Nahrung gewähren.

Als die Europäer die kanarischen Inseln entdeckten, waren solche in mehrere kleine Staaten getheilt, welche einander befeindeten. Die handelnden Europäer erhielten diese Feindschaften, und die Guanen verkauften sich unter einander als Sklaven den Europäern. Viele zogen den Tod der Knechtschaft vor, sie brachten sich und ihre Kinder um. Der Überrest starb 1494 in einer Pest, die daraus entstand, daß die Spanier alle Leichen der Guanen nach einer über sie gewonnenen Schlacht hatten unbeerdigt liegen lassen.

Im Anfange des 17. Jahrhunderts war das ganze Volk verschwunden.

Die jetzigen Bewohner stammen größtentheils von den Spaniern, in geringer Anzahl auch von den Normännern ab. Die Abkömmlinge von diesen sind noch an der Weißheit der Haut zu erkennen. Von den kanarischen Inseln aus ist besonders europäische Bildung nach Amerika und auf die Philippinen verpflanzt, indem die Kanarier einen unruhigen, unternehmenden Geist besitzen. Sie gefallen sich darin, ihr Land als einen Theil des europäischen Spaniens zu betrachten.

Den 25. Juni Abends verließen wir die Rhede von Sainte-Croix und richteten unsern Lauf gegen das südliche Amerika. Unsere Überfahrt nach Cumana, dem östlichsten Hafen des festen Landes, gehörte unter die schönsten. Wir durchschnitten den 27. den Wendekreis des Krebses, und ungeachtet unser Schiff, der Pizarro, kein sehr guter Segler war, durchfuhren wir doch in 20 Tagen den Raum von 700 Meilen. Wir kamen 40 Meilen westl. vom Kap Bojador, dem weißen Vorgebirge und den Inseln des grünen Vorgebirges vorbei und wurden von einigen Seevögeln verfolgt, welche vom Winde so weit in die See getrieben waren. Man schifft in dem Meere von St. Croix nach Cumana wie von Acapulco nach den Philippinen, als wenn man einen Fluß hinabführe. Man

nennt auch das Meer auf dem ersten Wege das Frauenmeer. Es wäre ohne Gefahr mit einem offenen Fahrzeuge zu überschiffen. Die Winde wehen hier ganz regelmäßig, und förderten unsere wie des Columbus Reise außerordentlich. Nichts gleicht der Schönheit und Milde des Wetters auf dem Meere in dem heißen Erdstriche. Der hunderttheilige Wärmemesser hält sich des Nachts auf 22 und am Tage auf 24 Grad. Die Regelmäßigkeit des Wetters wird nur bisweilen durch kleine Windstillen, die mit elektrischen Erscheinungen verbunden sind, unterbrochen. Wäre die Rückkehr von Amerika nach Europa eben so leicht als die Überfahrt dorthin, so würden weit mehrere Übersiedler zurückkehren, als das jetzt der Fall ist.

Nördlich von den Inseln des grünen Vorgebirges begegneten wir großen Massen von Seegras oder von schwimmendem Varech. Man muß die Gegenden, welche an diesen schwimmenden Algen reich sind, nicht mit jenen Bänken von Seepflanzen verwechseln, welche Columbus großen Weiden vergleicht, und deren Gegenwart die Schiffsmannschaft der St. Maria im 42° der Länge in Furcht versetzte. Es giebt im atlantischen Meere zwei von einander verschiedene Algenbänke: die eine und zwar die größte westlich von Fayal, einer der Azoren, zwischen dem 25. und 36. Grad der Breite, die andere unter dem 22. und 26. Grad der Breite, westlich bei den Bahamainseln. Man hat

Varech oder Algenarten gefunden, deren Länge 800 Fuß beträgt, und daraus läßt es sich denn auch wohl erklären, wie Jahrhunderte hindurch sich abgerissene Algen an demselben Orte erhalten, indem sie dort au Felsen von 40 bis 60 Faden Tiefe wachsen und sich immer wieder ersetzen.

Vom 22. Grad der Breite an fanden wir die Oberfläche des Meeres mit fliegenden Fischen bedeckt. Sie schwangen sich 12 bis 18 Fuß in die Luft und fielen öfter auf das Verdeck. Diese Thiere haben eine außerordentlich große Schwimmblase. Ich fand solche in einem Fische von sechs Zoll Länge über drei Zoll lang und mit viertehalb Kubikzoll Luft angefüllt. Sie trägt gewiß zum Fliegen bei. Auch ist der Fisch fähig, sich in wagerechter Richtung bis in eine Entfernung von 20 Fuß fortzuschwingen, ehe er von Neuem die Oberfläche des Meeres mit dem Ende seiner Flossen berührt. Man hat sehr schicklich diese Bewegung mit der eines platten Steines verglichen, welcher auf den Wellen hinschilfert. Der Fisch schlägt dabei zugleich die Luft, die Brustflossen öffnend und schließend.

Die fliegenden Fische schwingen sich wohl nicht bloß in die Luft, um den Verfolgungen der Raubfische zu entgehen, sondern sie machen gleich den Schwalben die Bewegungen zur Lust.

Seit wir in die heißen Gegenden übergegangen waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des süd-

lichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maaße, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder unsern Augen entfaltete. Man hat ein eignes Gefühl, wenn man bei Annäherung an den Gleicher, oder beim Übergang in die andere Erdhälfte, allmälig die Sterne verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert lebhafter an die Entfernung der Heimath als der Anblick eines neuen Sternenhimmels. Einige Gruppen großer Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und einige Räume, welche durch eine außerordentliche Dunkelheit ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel ein eigenthümliches Ansehen.

In der Nacht vom vierten bis fünften Juli sah ich unter dem 16. Grade der Breite das Sternbild, das Kreuz des Südens, zum ersten Mal deutlich, und es ging damit einer der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung. Es war mir, wie ich als Knabe mich mit dem Sternenhimmel bekannt machte, nicht um mich der Sternkunde zu widmen, sondern um Gottes Wunderwelt kennen zu lernen, immer schmerzhaft, daß ich die schönen Sternbilder des Südens nicht sehen würde, und auf eine ganz eigne Weise zog mich das Kreuz des Südens an, das ja auch Dante besang. — Diejenigen meiner Reisegefährten, welche in Südamerika schon gewohnt hatten, theilten

meine Freude. Sie begrüßten das Sternbild als einen alten Freund, von dem sie eine Zeitlang entfernt gewesen waren. Wie sollte auch dem Christen das Zeichen seines Glaubens nicht vor allen Sternbildern merkwürdig seyn! Gerade um Mitternacht steht dies Kreuz senkrecht am Himmel, und es dient dadurch auch der Südwelt als eine Uhr. Man hört oft die Redensart: „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen.“

Die letzten Tage unserer Überfahrt waren nicht so glücklich, als es uns die Milde des Wetters und die Ruhe des Meeres erwarten ließen. Der Keim eines bösartigen Fiebers, welcher sich immer mehr entwickelte, je mehr wir uns den Antillen näherten, störte unsere Ruhe. Die Zwischendecken waren außerordentlich heiß, und unser Wärmemesser hielt sich auf 24 bis 36 Grad. Den achten Juli erlangte ein Matrose, welcher in den letzten Zügen lag, durch einen eignen Umstand seine Gesundheit wieder. Seine Hängematte war so nahe am Verdeck, daß keine zehn Zoll sich zwischen demselben und seinem Gesichte befanden. Da man ihm in dieser Lage nicht das heilige Abendmahl geben konnte, so brachte man ihn in ein luftiges Zelt auf dem Verdeck. In diesem Raume, wo man ihn, stündlich seinen Tod erwartend, ließ, erholte er sich wieder.

Die Insel Tabago bot uns einen sehr malerischen

Anblick dar. Ein Felsenhaufen ist sehr sorgfältig bebaut. Die blendende Weiße des Steines macht einen feierlichen Abstich gegen das Grün der Gebüsche und Bäume. Säulenförmige, sehr hohe Fackeldisteln krönen den Rücken der Berge und geben den Warmländern einen eigenthümlichen Reiz. Die höchsten Berggipfel sind 900 Fuß hoch.

Nachdem wir das Nordcap von Tabago umschifft hatten, deutete man von den Masten ein feindliches Geschwader an, was alle in große Unruhe brachte. Glücklicherweise erkannte man bald, daß die vermeinten Segel einzelne Felsen waren. Wir durchschifften glücklich das flache Meer zwischen Tabago und Granada, und sahen in zwei Nächten hinter einander außerordentlich viele Sternschnuppen in Süden.

Der jüngste unserer Reisegefährten ward das erste Opfer des bösartigen Fiebers, was auf unserm Schiffe herrschte, und glücklicherweise auch das einzige. Er war ein Asturier, 19 Jahre alt, einziger Sohn einer armen Wittwe. Mehrere Umstände machten den Tod dieses Jünglings, dessen Züge viel Liebenswürdigkeit verriethen, sehr rührend. Man hatte ihn wider seinen Willen eingeschifft, um ihn zu einem reichen Verwandten in Amerika zu senden, bei dem er sein Glück machen sollte. Er starb den dritten Tag seiner Krankheit. Ein anderer Asturier verließ ihn keinen Augen=

blick und bekam die Krankheit nicht. Dieser ebenfalls junge Mann hatte seine Hoffnungen wieder auf seinen verstorbenen Freund gesetzt, und wußte nun gar nicht, was er nach dem Tode desselben in Amerika machen sollte.

Während die Seevögel auf dem leuchtenden Meere gegen Abend einige einzelne Töne ausstießen, rief das Schiffglöcklein zur Bestattung des Verstorbenen. Die Matrosen hörten auf zu arbeiten, warfen sich auf ihre Kniee und beteten. Der Priester sprach die Segensworte seiner Kirche über den Leichnam, und dann senkte man ihn ins Meer. Jeder Schiffsgenosse nahm herzlichen Antheil an dieser Feier.

Auf uns äußerte dieser Todesfall auch einigen Einfluß. Wir hatten erst den Vorsatz, nur eine kurze Zeit in Cumana zu verweilen und dann nach Neu-Spanien zu eilen, allein die Krankheit auf dem Schiffe bestimmte uns, dasselbe nicht wieder zu betreten. Wir blieben längere Zeit in Cumana und reisten zuerst den Orenoko hinauf, und es ist möglich, daß wir gerade unsrer Reise den Orenoko hinauf die Gesundheit verdankten, der wir uns während unsers ganzen Aufenthaltes in Amerika zu erfreuen hatten.

Den 15. des Morgens trafen wir wieder viel schwimmenden Varech, und machten die Entdeckung, daß die Theile davon, welche man bisher für Blüthen gehalten hat, Pflanzenthiere sind.

Am nämlichen Tage des Morgens um eilf Uhr bekamen wir die niedrige Insel Coche *) zu Gesicht. Es hatte Mühe, daß wir zwei indianischen Kähnen das Zutrauen einflößten, sich uns zu nähern, indem sie befürchteten, der Pizarro möchte ein englischer Kaper seyn. Sie waren von Guayqueriern besetzt, welche zu den gebildeten Indianern gehören, so die Küsten von der Insel Margaretha und die Vorstädte von Cumana bewohnen, seit der Eroberung Amerikas den Spaniern immer treu geblieben sind und manche Vorrechte genießen. Die, welche wir trafen, wollten Cedernholz holen, und gaben uns sehr frische Kokosnüsse und einige Fische, deren Farben wir nicht genug bewundern konnten.

Einer von den Guayqueriern blieb am Bord, um uns als Lootse zu dienen. Derselbe hatte einen regen Beobachtungsgeist und ward uns recht nützlich. Er begleitete uns 16 Monate auf unsern Reisen.

Hinter der Insel Coche liegt die kleine, wie Coche jetzt unbewohnte Insel Cubagua, worauf von den Spaniern, bald nach Columbus Zeiten, eine Stadt Neu-Cadiz gegründet ward, wovon man jetzt keine Spur mehr trifft. Man trieb damals bei der Insel eine große Perlenfischerei.

---

*) Ein für alle Mal sey hier bemerkt, daß bei Humboldt's Reise größtentheils die Karte des funfzehnten Theiles zu benutzen ist.

Einen Theil der Nacht auf den 16. brachten wir auf dem Verdeck zu, und unser Lootse unterhielt uns Neugierige aufs Beste von den Thieren und Pflanzen um Cumana. Am Morgen sahen wir die Berge von Neu-Andalusien, so wie die Stadt Cumana, zwischen Gruppen von Kokosbäumen. Um neun Uhr des Morgens am 16ten Julius 1799 gingen wir bei Cumana vor Anker, 41 Tage nach unserer Abreise von Corunna. Die Kranken krochen auf das oberste Verdeck, um des Anblickes eines Landes zu genießen, das ihren Leiden ein Ende machen sollte.

Weil wir die Besichtigung der Hafenbeamten abwarten mußten, so konnten wir uns erst gegen Mittag ausschiffen. Unsere Blicke waren in der Zeit auf Gruppen von Kokosbäumen geheftet, welche über 60 Fuß hoch waren und das Ufer bekränzten. Die gefiederten Blätter der Palmbäume malten sich auf dem Blau eines Himmels ab, dessen Reinheit durch keine Spur von Dünsten getrübt war. Ein blendendes Licht war in der Luft und auf den weißlichen, mit Fackeldisteln besetzten Hügeln. Braune Pelikane, Reiher und Flamingos belebten das Meer.

Die Stadt Cumana, die Hauptstadt von Neu-Andalusien, liegt eine Meile vom Einschiffungsplatze. Wir hatten deshalb einen starken Marsch durch eine sandige Ebene bei großer Hitze zu machen. Unser Lootse führte uns in der Vorstadt der Guayquerier

durch seinen Garten, der mehr einem Gehölz als einem europäischen Garten glich. Er zeigte uns, als einen Beweis der Fruchtbarkeit, einen Baumwollenbaum (Bombax heptaphyllum), dessen Stamm in seinem vierten Jahre nahe an 2½ Fuß Durchmesser erreicht hatte. Ich habe allerdings späterhin bei mehreren malvenartigen Bäumen ein außerordentlich schnelles Wachsthum bemerkt, doch hat wohl unser Lootse die Sache etwas übertrieben.

Die Häuser der Vorstadt von Cumana gewähren einen freundlichen Anblick und bilden gerade Straßen. Die ganze Vorstadt war nämlich neu aufgebaut worden, weil 18 Monate vor unserer Ankunft ein Erdbeben sie zerstört hatte. Kaum waren wir mittelst einer hölzernen Brücke über den Fluß Manzanares gegangen, der einige kleine Krokodille ernährt, als wir überall die Spuren des Erdbebens erblickten. Neue Gebäude erhoben sich auf den Trümmern der alten.

Der Statthalter Don Vicente Emparan empfing uns mit Offenheit und edler Einfachheit. Er war, bevor er zu der jetzigen Stelle gelangte, Schiffshauptmann gewesen. Sein Name erinnerte uns an eins der traurigsten Ereignisse in den neuesten Seekriegen. Es schlugen sich nämlich zwei seiner Brüder, bei dem Ausbruch des letzten Seekrieges zwischen England und Spanien, in der Nacht vor dem Hafen von Cadix, indem der eine das Schiff des andern für ein feindli-

ches hielt. Der Kampf ward so heftig, daß beide Schiffe fast zu gleicher Zeit sanken, und nur ein kleiner Theil der Mannschaft gerettet wurde. Beide Brüder hatten dabei noch das Unglück, sich kurze Zeit vor ihrem beiderseitigen Tode zu erkennen.

Der Statthalter freuete sich sehr über unsern Entschluß, einige Zeit in Andalusien zu verweilen. Er nahm lebhaften Antheil an Allem, was auf die Schöpfungskunde Bezug hat, und zeigte uns allerlei einheimische Stoffe und Gegenstände vor. Wir mietheten bald ein geräumiges Haus, dessen Lage sich gut zu Himmelsmessungen eignete, und hatten die Freude zu sehen, daß unsere kranken Reisegefährten alle aufs Beste untergebracht und gepflegt wurden. Die Gastfreundschaft ist hier außerordentlich groß. Man nimmt ohne Weiteres ganz unbekannte Hülfsbedürftige auf und pflegt sie ein ganzes Jahr. Es ist das in Mexiko, in Chili und auf den Philippinen eben so.

Die Fackeldisteln nahmen unsere Aufmerksamkeit sehr in Anspruch. Wir fanden welche von 20 bis 40 Fuß Höhe, deren Stamm mit Flechten bedeckt war, und die, in mehrere Äste getheilt, in Form eines Kronleuchters, einen außerordentlichen Anblick gewährten. Wir maßen eine, deren Stamm vier Fuß neun Zoll Umfang hatte. Ein Europäer, der nur die Cactus unserer Gewächshäuser kennt, ist erstaunt, zu se-

hen, daß das Holz dieses schwammig erscheinenden Gewächses mit dem Alter außerordentlich hart wird, Jahrhunderte lang der Luft und der Feuchtigkeit trotzt, und deshalb vorzüglich zu Schwellen und Rudern gebraucht wird. Gruppen von Cactus sind für die dürren Strecken der Warmgegenden Amerikas das, was die Binsen in den Nordländern Europas, nur mit dem Unterschiede, daß, wenn sie in Reihen stehen, Keiner hindurchdringen kann, besonders wenn sie zu der großen stachligen Art gehören. Wir versuchten dies einige Mal vergebens, wenn uns auf unseren Wanderungen auf dem Schloßberg bei Cumana die Nacht überfiel, die hier so plötzlich kommt, aber stets vergeblich. Man betrachtet deshalb die Fackeldistel-Hecken, Tunal genannt, als ein wichtiges Vertheidigungsmittel in Kriegszeiten. Krokodille in den Gräben und Fackeldisteln um die Wälle, das sind Hauptvertheidigungsmittel in Amerika.

Das Schloß St. Antonio, oberhalb Cumana, erhebt sich nur 180 Fuß über die Meeresfläche und liegt auf einem nackten Kalkfelsen. Man hat von den Trümmern eines etwas niedriger liegenden alten Schlosses St. Maria, beim Untergang der Sonne, eine schöne Aussicht auf das Meer, die Inseln und Küsten.

Die Stadt Cumana liegt zwischen dem Schlosse St. Antonio und zwei kleinen Flüssen auf einem

fruchtbaren Boden. Die drei Vorstädte enthalten eben so viel Bewohner, als die Stadt selbst. Die eine wird von den Guayqueriern bewohnt, welche eine bedeutende Fischerzunft besitzen und nur spanisch reden, so daß ihre Ursprache unter ihnen ganz ausgestorben ist. Nicht weit von der Vorstadt der Guayquerier befindet sich unter Tamarinden, Brasilienholz und Baumwollbäumen eine gute Viehweide, worauf Hütten von Schilfrohr als Melkereien erbaut sind. Die Kühe geben hier eben so viel und eben so fette und gute Milch als in Europa. Ja die Butter in diesen niedrigern Gegenden ist gewöhnlich besser als die auf dem Rücken der hohen Anden.

Die dürre Ebene zwischen dem Meere und Cumana verbreitet nach einem Regen, wenn die Sonne darauf scheint, einen starken Bisamgeruch. Wahrscheinlich rührt derselbe von den unzähligen Würmern und Insekten her, die in diesem Boden leben. Ich sah indianische Kinder, von dem Stamme der Chaymas, Tausendfüßler oder Scolopenden von 18 Zoll Länge aus der Erde hervorziehen und essen. Wo man nur den Boden aufwühlt, findet man eine große Masse von Thieren in der Erde. Die Schöpfungskraft äußert sich in diesen Gegenden auf eine sehr reiche Weise.

Die Ufer des Hauptflusses bei Cumana, des Manzanares (nach dem Flusse bei Madrid so benannt),

sind sehr angenehm und von riesenhaften Bäumen beschattet. Der Manzanares ist eine große Wohlthat für die Bewohner von Cumana, weil, wenn die Luft 33 Grad Wärme enthält, er nur 22 Grad hat. Die Kinder bringen auch so zu sagen fast den ganzen Tag im und am Flusse zu. Alle Frauen, selbst aus den angesehensten Häusern, schwimmen darin umher. Die erste Frage, die man des Morgens beim Begegnen gewöhnlich thut, ist die, ob das Wasser des Flusses kühler als gestern Abend sei. Wir schlossen uns einer Badegesellschaft an, die alle Abende sich bei einer schönen Mondhelle im Wasser versammelte. Man setzte nämlich Stühle ins Wasser, und Männer und Frauen gingen, alle sehr leicht bekleidet, hinein. Man unterhielt sich ein Paar Stunden im Wasser sitzend und Cigarren rauchend, sprach über die Trockenheit der Jahreszeit, über die Üppigkeit in den Kleidungen in Caraccas und der Havannah, und ward von den kleinen (3 bis 4 Fuß langen) Krokodillen (Bavas) nicht beunruhigt, weil sie selten sind und den Menschen nie angreifen. Nur die Delphine, die während der Nacht vom Meere aus den Fluß hinaufschwammen, erschreckten bisweilen die Badenden durch das Wasser, was sie in die Höhe spritzten.

Der Hafen von Cumana ist eine Rhede, welche alle Flotten Europas sicher bergen könnte. Der ganze Meerbusen von Cariaco, 26 Meilen lang und 4 bis

6 Meilen breit, ist ein Hafen. Die Stadt liegt am Fuße eines Hügels. In ihrem Hintergrunde erheben sich die Bergalpen Neu-Andalusiens, die mit starken Wäldern bedeckt sind. Vor dem großen Hafen zieht sich die von Bäumen entblößte Halbinsel Araya hin.

Der Meerbusen von Cariaco soll vor Entdeckung des Landes durch Columbus bei einem Erdbeben entstanden seyn. Die Erdbeben waren gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in diesen Gegenden sehr häufig, wobei sich einige Mal das Meer 90 bis 100 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand erhoben haben soll. Die Einwohner von Cumana mußten sich dann auf die Berge flüchten. Leider giebt es keine alten Chroniken von Cumana, welche sichere Aufschlüsse über diese Begebenheiten gäben, indem die Termiten oder weißen Ameisen alle Urkunden zerstören.

Eins der merkwürdigsten Jahre und das traurigste für die Bewohner dieser Gegend war das von 1766. Eine Trockenheit, wie in Afrika, hatte 15 Monate geherrscht, als den 21sten Oktober die Stadt Cumana gänzlich zerstört ward. In wenigen Minuten stürzten alle Häuser zusammen, und die Erdstöße wiederholten sich stündlich 14 Monate hindurch. An mehreren Stellen öffnete sich die Erde und spie Schwefelmassen aus. Während der Boden zitterte, bildeten sich in der Luft fortwährend Wolken und schwellten

die Flüsse; weshalb auch das Jahr 1767 zu den fruchtbarsten gehörte.

Im Jahre 1797 wurden am 14. December vier Fünftheile der Stadt zerstört. Der Stoß kam senkrecht von unten nach oben und war von starkem Geräusch begleitet. Glücklicherweise ging dem starken Stoß ein schwächerer vorher, der alle Leute auf die Straße trieb, so daß nur ein kleiner Theil der Bewohner unter dem Schutte begraben ward. Manche erkennen an den Bewegungen der Hunde, Ziegen und Schweine ein drohendes Erdbeben und schreien dann: „Erbarmen, die Erde erbebt!" — Zu Cumana bemerkte man 1797 eine halbe Stunde vor dem Erdbeben einen starken Schwefelgeruch in der Nähe eines Hügels, und man sah Flammen an mehreren Stellen. Solche Flammen und Feuerbüschel sind in vulkanischen Gegenden aber sehr häufig. Solche Feuer halten stundenlang an, ohne daß Spalten in der Erde sind, und sie theilen sich dem Grase nicht mit, weil zwischen ihnen und dem Boden wahrscheinlich noch eine Luftschicht ist. Man kann wohl sicher annehmen, daß die Luft mit den Erdbeben in nahen Verbindungen steht. Das Geräusch, was bei Erdbeben unter der Erde gehört wird, steht mit der Heftigkeit der Stöße in keinem Verhältniß. In Cumana geht es den Erdbeben beständig voran, während man in Quito es nach dem Aufhören der Stöße als Kanonendonner hört. In

manchen Gegenden vernimmt man auch bloß ein unterirdisches Rollen, ohne daß eine Erderschütterung damit in Verbindung steht.

Die Erdbeben von Cumana hängen mit denen auf den kleinen Antillen zusammen, und man hat selbst vermuthet, daß sie in einiger Verbindung mit den vulkanischen Erscheinungen der Anden stehen. Als den 4ten Februar 1797 in Quito 40,000 Eingeborne bei einem Erdbeben das Leben verloren, was um so mehr sagen will, da jene Provinz dünn bevölkert ist, so wurden in demselben Augenblicke die Bewohner der östlichen Antillen durch Stöße in Schrecken gesetzt, die erst nach acht Monaten aufhörten, nachdem der Vulkan von Guadeloupe Bimsstein, Asche und Schwefeldünste ausgeworfen hatte. Diesem Ausbruch vom 27sten September folgte den 14ten December das Erdbeben von Cumana. — Ein andres Zeugniß für diese Verbindung ist folgendes Beispiel. Als 1812 der seit 1718 ruhige Vulkan auf St. Vincent, einer der kleinen Antillen, wieder Feuer auswarf, war 34 Tage vorher die Stadt Caraccas auf dem Festlande untergegangen. Ja es findet selbst eine Verbindung zwischen dem vulkanischen Boden von Portugal und dem der neuen Welt statt, wie die zwei Zerstörungen von Lissabon in den Jahren 1755 und 1761 darthun. Bei der ersten überschwemmte das Meer in Europa die Küsten von Schweden, England und Spanien,

und in Amerika die Küsten von Antigua, Barbadoes und Martinique. Auf den Antillen und in den Schweizerseen ward sechs Stunden nach dem ersten Stoß eine außerordentliche Wasserbewegung bemerkt. Zu Cadix sah man einen Wasserberg von 60 Fuß Höhe sich acht Stunden weit aus dem Meere erheben und verwüstend der Küste zuströmen. Eben so war der See Antonio in Nord-Amerika mehrere Wochen vorher sehr unruhig.

Alles scheint bei den Erdbeben die Wirkung elastischer Dünste anzuzeigen, die einen Ausgang suchen. Die Erde wird deshalb um so heftiger erschüttert, je weniger Luftlöcher die Oberfläche des Bodens hat, die mit den Höhlen des Innern in Verbindung stehen.

Zweite Fahrt.

Ausflüge von Cumana aus.

Die ersten Wochen unsers Aufenthaltes in Cumana wurden dazu angewandt, Pflanzen zu sammeln und die Spuren des letzten Erdbebens kennen zu lernen. Die Neuheit der vielen Gegenstände machte es uns anfangs schwer, zu einem regelmäßigen Gang in unsern Arbeiten zu gelangen und wir mußten viele Zeit

damit verbringen, daß wir den Besuchenden unsere astronomischen und physikalischen Instrumente erklärten.

Den 17ten August beschäftigte ein Hof oder leuchtender Ring um den Mond lebhaft die Aufmerksamkeit der Einwohner. Man betrachtete ihn als einen Vorboten von einem Erdbeben, das aber glücklicherweise nicht erfolgte.

Ein Platz vor unserer Wohnung diente zum Verkauf der von Afrikas Küsten eingeführten Sklaven — ein trauriger Anblick für uns! — Sie waren, obgleich Dänemark zuerst den Sklavenhandel abgeschafft hat, doch auf einem dänischen Handelsschiff angekommen, und befanden sich alle in einem Alter von 15 bis 20 Jahren. Man vertheilte unter ihnen alle Morgen Kokosöl, um sich den Leib zu salben und dadurch ihrer Haut eine glänzende Schwärze zu geben. Jeden Augenblick kamen Käufer, die ihnen wie den Pferden auf den Märkten mit Gewalt den Mund öffneten, um die Zähne zu untersuchen. Man erinnert sich bei solchem Anblick aller der Gräuel des Sklavenhandels, und seufzt, wenn man daran denkt, daß noch heut zu Tage mehrere Ansiedler auf den Antillen ihren Sklaven mit einem glühenden Eisen ihre Zeichen einbrennen, um sie sicher wieder zu erkennen, wenn sie weglaufen sollten.

Unsere erste Ausflucht machten wir nach der Halbinsel Araya und schifften uns zu dem Behuf den 19ten

August Nachmittags ein. Wir hatten eine angenehme kühle Nacht. Schwärme leuchtender Insekten glänzten in der Luft und schienen das Schauspiel des gestirnten Himmels zu wiederholen. Es war die Nacht eines Sonntages, und wir sahen eine Sklavengruppe bei dem Ton einer Guitarre tanzen. Der Sklave erholt sich, nach schweren Arbeiten der Woche, durch den Tanz. — Wir lagen unterdeß auf großen Fellen des amerikanischen Tigers in einer bequemen Barke und kamen des Morgens um acht Uhr an der Spitze von Araya an, wobei sich ein Salzwerk findet, dessen Bearbeiter in elenden Hütten wohnen. Im Jahre 1605 kämpften die Holländer mit den Spaniern um diese Salzsümpfe am Meere, und letztere legten 1622 zu ihrem Schutz eine kleine Feste an. Jetzt haben die Salzwerke weniger Werth, da jede Gegend Amerikas ihre eignen Salzwerke besitzt. Das Salz wird hier aus einem von Bergöl durchdrungenen, mit Gyps vermengten Thon gewonnen, der gewöhnlich rauchgrau ist. Setzt man diesen Thon der Sonne aus, so bilden sich Salzkrystalle. Hin und wieder findet man auch Stücke von drei bis vier Würfelsuß reines Salz in dem Thon. Die Thonlagen, auf denen man das Salz bauet, sind vom Meere geschieden, liegen aber hart an demselben. Man bedient sich des Regenwassers zum Ausziehen des Salzes aus dem Thon.

Von dem Salzwerk aus machten wir uns zu

Fuß zu den Trümmern des Schlosses Araya auf, in dessen Nähe wir in einer indianischen Hütte übernachten wollten. Während wir einen Fußpfad zwischen dem Meere und einem Felsen verfolgten, überfiel uns die Nacht, die Fluth nahm zu und verengte unsern Pfad mit jedem Schritt; doch gelangten wir glücklich zu den Trümmern des alten Schlosses, die nichts Reizendes hatten. Die Nacht brachten wir in einer reinlichen Hütte zu, wo wir Fische, Bananen und vortreffliches Wasser fanden. Die Hütte, worin wir übernachteten, gehörte zu den Überbleibseln eines großen Dorfes, das sonst hier der Salzwerke wegen bestand, dessen Bewohner sich aber größtentheils zerstreuten, da die Bedeutsamkeit dieser Werke verloren ging. Der Hauptreichthum der Bewohner besteht aus Fischen und Ziegen. Für erstere erhandeln sie sich Früchte in Cumana ein. Die Ziegen sind von einer großen Art, haben alle eine braune Farbe, leben wild, sind aber alle von ihren Besitzern gezeichnet. Sollte einer eine Ziege erschießen, die das Zeichen eines andern hat, so bringt er sie dem ganz sicher hin.

Ein Schuhmacher von spanischer Herkunft machte in dem Salzwerk-Dorfe den Gelehrten. Wir fanden ihn mit der Zuspitzung von Pfeilen beschäftigt, wobei er sich beklagte, daß das Pulver so theuer sei, daß ein Mann seines Standes sich auch der Waffe der Indianer bedienen müsse. Als Schuster konnte er in

einem Lande, worin die meisten barfuß gehen, wenig verdienen. Er erzählte uns Manches von dem Lande, führte auch bei Gelegenheit der Perlen von Cubagua aus dem Hiob (28, V. 18) die Stelle an: „Die Weisheit ist höher zu wägen denn Perlen," und nöthigte uns, nach einer langen Rede über die Nichtigkeit menschlicher Größe, ein Paar kleine undurchsichtige Perlen zum Andenken deshalb von ihm anzunehmen, weil sie ein weißer Mensch von edler castilianischer Abkunft uns darböte. Er nahm durchaus keinen Ersatz dafür an.

Die Schwalbenmuschel mit Perlen findet sich in großer Menge in den Untiefen vom Meerbusen von Paria an bis zum Vorgebirge Vela, westlich vom See von Maracaibo. Diese Gegenden waren im sechzehnten Jahrhundert wegen ihrer Perlen so berühmt wie der persische Meerbusen. Man schickte von hier aus jährlich für 800,000 Piaster Perlen nach Europa. Auch war die Perle als Schmucksache schon den Amerikanern vor Columbus bekannt. Die Perlenfischerei dieser Gegend hörte aus zwei Gründen auf. Man fand nämlich nicht mehr so viel, indem man die Muscheln unvorsichtigerweise zu Tausenden weggenommen hatte, und die echten Perlen wurden weniger gesucht, da man künstliche machen lernte. Bei Ceylon, wo 100 Menschen mit der Perlenfischerei beschäftigt sind, deren jährlicher Ertrag ½ Million Pia-

ster beträgt, wird nur einen Monat im Jahre gefischt, um die Bänke zu erhalten. Die Perlmuschel lebt nur 9 bis 10 Jahre, und erst im vierten Jahre fangen die Perlen an sich zu zeigen. In 10,000 Muscheln findet man oft nicht eine einzige Perle von Werth. Man häuft auf Ceylon die Muscheln auf, läßt sie verfaulen, und schlemmt dann die Perlen aus. Nur bei dem Fluß von Hacha, westlich vom Meerbusen von Maracaibo, und im Meerbusen von Panama werden noch Perlen in Amerika gefischt.

Wir kehrten über das Dorf Maniquarez nach Cumana zurück. Maniquarez ist seit undenklichen Zeiten durch seine Töpferarbeiten berühmt, welche von indianischen Frauen verfertigt werden. Dieses Geschirr wird noch jetzt so verfertigt wie zu Columbus Zeiten, ohne Drehscheibe, worauf Niemand die Arbeiter aufmerksam gemacht hat. Der Thon zu den Waaren ist zersetzter Glimmerschiefer, von Eisensäure roth gefärbt. Es werden Gefäße von zwei bis drei Fuß Durchmesser daraus gefertigt. Man brennt solche im Freien, indem man Gesträuche darum legt und anzündet.

Wir begegneten in Maniquarez Jägern, welche auf Cubagua Hirsche erlegt hatten, die dort in großer Menge vorhanden sind. Sie haben die Größe der Rehe. — Unter allen Erzeugnissen der Küsten Arayas wird der Augenstein als sehr merkwürdig geschildert. Er ist eine kalkartige Masse, die unbe-

weglich im Sande liegt, aber geglättet auf einer ebenen Fläche fortwährend läuft, besonders wenn man ihn mit Citronensaft reizt. Bringt man diesen Stein ins Auge, so treibt er jeden fremden Körper heraus, der etwa hineingekommen ist. Es wurden uns diese Steine zu Hunderten angeboten. Sie sind dünne Deckel von einschaligen Muscheln, die bei Säuren aufbrausen und sich in dem Maße bewegen, als die Kohlensäure sich dabei entwickelt.

Nicht weit von Maniquarez befindet sich, 80 Fuß von der Küste entfernt, im Meere eine Naphtha-Quelle, deren Geruch sich in das Innerste der Insel verbreitet. Wir mußten bis an den halben Leib ins Wasser gehen, um diese Erscheinung in der Nähe zu untersuchen. Das Bergöl, was sich durch seine Durchsichtigkeit und gelbe Farbe dem wahren Naphtha nähert, quillt sprungweise, von Luftblasen begleitet, hervor. Das Öl bedeckt das Meer auf mehr als 1000 Fuß Entfernung. Diese Bergölquelle entspringt im Glimmerschiefer, wie auch die meisten heißen Quellen Amerikas.

Auf einem schlechten Fischerkahne fuhren wir in der Nacht nach Cumana zurück. Solche Kähne sind mit einem hohen Segel versehen und schlagen deshalb öfters um. Allein die Indianer werden dadurch wenig gestört, sie sind im Schwimmen geübt, richten den Kahn wieder auf, schöpfen das Wasser mit der

Schale einer Frucht aus und sammeln die Ladung aus dem Wasser wieder hinein, wenn sie hat schwimmen können.

Unser zweiter Ausflug ging ins Innere des Landes zu den kirchlichen Pflanzstätten (Missionen) der Chaymas-Indianer. Wir betraten eine von Wäldern bedeckte Landschaft und wanderten nach einem von Palmen und baumartigen Farrenkräutern beschatteten Kloster, das in einem engen Thalgrunde im Mittelpunkte der heißen Zone ein kühles und höchst angenehmes Wetter genoß. Wir hatten hier Höhlen zu besuchen, worin Tausende von Nachtvögeln hausten, ein Volk kennen zu lernen, das vor Kurzem erst in eine seßhafte Lebensart übergegangen war, uns dem Vorgebirge Paria zu nähern, worauf Columbus zuerst das Festland erkannte, jene Schluchten zu sehen, durch welche die menschenfressenden Caraiben von den Antillen eben sowohl als die handeltreibenden Völker Europas ins Innere des Landes vorgedrungen waren, um Verderben zu verbreiten. Letztere trieben, um auf den Antillen die Gewächse der alten Welt anzubauen, eben so grausamen Sklavenhandel im Meerbusen von Paria, als jetzt auf den Küsten Afrikas. Diese Grausamkeit, welche Kriege über Kriege im Innern erzeugte, um Sklaven zu gewinnen, wurde zuerst von den Dienern des Kreuzes Christi an den Thron gebracht, und man errichtete, um den Urbewohnern Amerikas eine

bessere Bestimmung zu geben, planmäßig überall kirchliche Anstalten, wobei sie sich ansiedelten. Dies sind die wohlthätigen mönchischen Missionsanstalten, denen mancher Ort sein Daseyn verdankt *). Freilich haben diese Anstalten die Urbewohner mehr in gehorsame als in einsichtsvolle Leute umgeschaffen, weil alle diese Anstalten zu einzeln liegen, die strenge Regelmäßigkeit darin das freie Selbstleben unterdrückt, und weil den Mönchen selbst eine reine Ansicht vom christlichen Leben fehlt.

Den vierten Herbstmond traten wir unsere Reise nach den Missionen der Chaymas an. Zwei Saumthiere trugen unser Gepäck. Nach zwei Stunden Weges kamen wir am Fuße der hohen Bergkette an, welche Neu-Andalusien durchschneidet. Die Pflanzenwelt gewinnt hier ein anderes Ansehen, der quellenreiche Boden wird von Bächen in allen Richtungen durchschnitten. Bäume von riesenhafter Größe, mit Schlingpflanzen bedeckt, erheben sich aus den Schluchten. Ihre schwarze Rinde sticht grell gegen das Grün ihrer Blätter ab, wovon manche lederartig, glänzend und zwei Fuß lang sind. — Ein schmaler Fußpfad führte uns durch den Wald, und wir gingen einem Bach entlang, der sprudelnd in einem Felsbette floß. Der Pflanzenwuchs zeigte sich überall da am lebhaf-

---

*) Siehe Theil III. dieser Reisen S. 187 u. folg.

testen, wo der Urkalkstein mit Sandstein überdeckt war. Man hatte auch stets solche Stellen zum Anbau gewählt. In einer Schlucht fanden wir die Hütten von Motis-Indianern, wovon jede in einem umzäunten Platze stand, der mit Pisang, Melonenbäumen, Zuckerrohr und Mais bepflanzt war. Ein mit Pisang bepflanzter Morgen Acker liefert mehr denn 20 Mal so viel Nahrungsstoff, als ein gleich großes mit Getreide besäetes Feld. Unsere nährenden Grasarten in Europa müssen große Felder einnehmen und schließen sich da, wo die Bevölkerung stark ist, überall einförmig an einander. Anders ist es hier. Eine zahlreiche Bevölkerung kann hier leben, ohne die ganze Gegend umzugestalten. Kleine Bezirke, die mit Pisang, Maniok, Yamswurzeln und Mais bepflanzt sind, ernähren, weil Wärme und Feuchtigkeit sich mit einem fruchtbaren Boden vereinen, eine große Anzahl Menschen. Diese glücklichen Verhältnisse hemmen aber auch wieder die Völker in ihrer Bildung, indem der Haupttreiber des Menschen, die Noth, fehlt. Da, wo der Mensch immer zu kämpfen hat, wie in unseren europäischen Landstrichen, da schafft er die Natur um und entwickelt sich, während der Bewohner der Warmländer im Schatten seiner üppig wachsenden Pflanzen sein Leben verdämmert. Auch hemmt in den Warmländern die Vereinzelung, worin jeder noch so lange leben wird, bis die Bevölkerung sich außeror-

dentlich mehrt, die Bildung, nährt aber auch dagegen den Sinn für Freiheit und Selbstständigkeit.

Die bevölkertsten Gegenden in den Warmländern haben aus obigen Gründen immer das Ansehen, als seyen sie wenig bevölkert. Der Mensch erscheint hier immer mehr ein reisender Gast als ein Herr zu seyn. Selbst in der Nähe von bevölkerten Städten findet man ansehnliche Waldungen und viele Rasenteppiche, die nie ein Pflug berührt hat. Überall ist die wildwachsende Schöpfung vorherrschend und giebt der Gegend ihre Eigenthümlichkeit, während in Europa die Kunst oft ganz die Natur verdrängt hat.

Als wir höher die Berge hinaufstiegen, fanden wir eine Grasart, die mit quirlförmigen Verzweigungen gleich einer Schlingpflanze acht bis zehn Fuß hoch rankte und oft quer über den Weg hing. Sie liefert ein treffliches Futter für die Maulthiere. Auf einer Höhe von 1000 Fuß fanden wir eine Quelle, die 22 Grad Wärme hatte, während die Luft 28 Grad besaß. Die Quellen weichen in den Warmgegenden weit weniger von der Wärme der Luft ab als in den kalten Gegenden. Die Lappländer können z. B., während sie in heißen Sommern 26 Grad Wärme in der Luft haben, Quellwasser von 2 Grad Wärme trinken. In Deutschland und Frankreich beträgt dieser Gegensatz 16 bis 17 Grad, zwischen den Wendekreisen selten mehr denn 5 oder 6 Grad.

Von einem Hügel herab genossen wir eine prachtvolle Fernsicht über die See und ihre frischen Küsten. Ein unermeßlicher Wald dehnte sich zu unseren Füßen bis ans Gestade des Meeres aus. Die Baumgipfel, durch Schlingpflanzen unter einander verbunden und mit langen Blumenstreifen geschmückt, bildeten einen großen Teppich von grünem Laub, dessen dunkle Farbe den Glanz der Lufthelle höher hob.

Wir übernachteten in einem Hause, worin ein Soldatenposten von acht Mann sich befand, der alle sechs Monate abgelöst wurde. Das Haus liegt auf einer bedeutenden Höhe zwischen Cumana und Cumanacoa. Wir sahen beim Herabsteigen nach Cumanacoa öfter den Cuspabaum, der nicht nur dort zum Häuserbau, sondern dessen Rinde jetzt, unter dem Namen Cascarille, als Fieberrinde vielfach in den Apotheken gebraucht wird. Der Baum erreicht nur eine Höhe von 15 bis 20 Fuß. Die Rinde sieht blaßgelb aus, ist bitter, schmeckt aber weniger unangenehm als die Chinarinde. Mitten im Walde fanden wir Pomeranzenbäume, Maniok, Mais, Pisang und Melonenbäume wild wachsen, wahrscheinlich aber nur verwildert, als Überreste einer früheren Niederlassung.

Wir wandelten einige Stunden unter den Teppichen, welche die Pflanzen der Warmländer bilden, ohne den Himmel zu sehen, und konnten uns über die Menge der Pflanzen, die auf einer Pflanze wach-

sen, nicht genug wundern. Ein einziger amerikanischer Feigenbaum bildet den Boden von so vielen Schmarotzerpflanzen, daß man damit einen ansehnlichen Garten bepflanzen könnte. Mitten unter großen Farrenkräutern, die eine Felsenwand bekleideten, fanden wir zuerst die Vogelnester, welche als Flaschen oder Säcke an den niedrigsten Bäumen hängen. Es ist eine Drosselart, welche diese künstlichen Nester bildet.

Hinter dem Walde kamen wir auf einen Weg, welchen ein 40 Fuß hohes Bambusrohr einfaßte. Der Weg führte uns nach San Fernando, einem kleinen Dorfe, das einer Mission *) sein Daseyn verdankt, also von Geistlichen angelegt und von bekehrten Eingebornen bewohnt ist, welche unter geistlicher Herrschaft stehen. Die Häuser der Chaymas-Indianer, welche hier zu einer christlichen Gemeinde vereint sind, bilden gerade Straßen, die sich rechtwinklig durchschneiden. Große Reinlichkeit herrscht in denselben, wie in den Herrnhutergemeinden. Jede Haushaltung bearbeitet neben dem eignen Garten, der vom Dorfe entfernt liegt, den Conuco oder Gemeindegarten, dessen Ertrag zur Unterhaltung der Kirche bestimmt ist. Ein Platz in der Mitte des Dorfes enthält die

---

*) Man vergleiche Theil III. dieser Reisen S. 187 und folgende.

Kirche, die Wohnung des Geistlichen und das sogenannte königliche Haus, das ein Gasthaus ist.

Wir wurden von dem Geistlichen, einem Kapuziner, an den wir empfohlen waren, sehr gut aufgenommen. Nicht wenig wunderten wir uns, in ihm, obgleich er schon bejahrt und ausnehmend fett war, einen kraftvollen, lebhaften, heitern Mann zu finden, der viele Vorliebe für Krieg und Welthändel hatte. Er war bei unserer Ankunft sehr mit dem Schlachten einer Kuh beschäftigt, ruhete nicht eher, bis wir uns entschlossen zuzusehen, und erklärte dabei offenherzig, daß von allen Lebensgenüssen keiner höher stände als das Vergnügen, gutes Kuhfleisch zu essen. Die Kuh war für sieben Piaster gekauft; für einen Aderlaß aber, den der Geistliche von einem Soldaten an sich verrichten ließ, zahlte er 18 Piaster.

Von San Fernando nach Cumanacoa kamen wir durch mehrere Pflanzungen und sahen in einer auch einen Mann, Namens Francisco Lozano, welcher einen Sohn mit seiner eignen Milch großgestillt hatte, weil die Mutter erkrankt war. Es ist dies aber nicht der einzige bekannte Fall der Art. Schon ältere Schriftsteller haben solche Beispiele erzählt.

Die Gegend um Cumanacoa ist hoch, aber ziemlich eben, die Häuser der Stadt sind niedrig, und sie hatte damals 2300 Einwohner. Unter den Pflanzen der Umgegend zeichnete sich ein 40 Fuß hoher, baum-

artiger Nachtschatten aus, so wie eine beerentragende Nessel. Unter den Baupflanzen stand der Taback oben an, weil die spanische Regierung, welche den Anbau gewisser Pflanzen auf gewisse Gegenden beschränkt, um die Abgaben desto sicherer davon zu erheben, diese Gegend nebst Cuba und den Ufern des Rio negro zum Tabackbau bestimmt hatte. Auffallend ist es, daß bei Eroberung des Festlandes von Amerika durch die Europäer schon der Anbau der schädlichen Tabackspflanzen und der Gebrauch derselben im größten Theile des Landes verbreitet war, während man von dem Bau der so nützlichen Kartoffeln nichts wußte. Eben so ward der Taback 1559 in Portugal angebaut, dagegen wurden erst zu Ende des 17ten Jahrhunderts die Kartoffeln in Europa heimisch.

Nach dem Taback ist die Indigopflanze *) die wichtigste für Cumanacoa.

---

*) Die blaue Indigofarbe wird aus vier Pflanzen gewonnen, aus der Isatis tinctoria, der I. Anil, der I. argentea und der I. disperma. Die zwei ersten Pflanzen werden am häufigsten gebaut und wachsen strauchartig. Man schneidet sie ab, legt sie bündelweise in Kübel, begießt sie mit Wasser und bringt sie dadurch in Gährung. Wenn diese zu Ende ist, zapft man das grüngefärbte Wasser ab und rührt es so lange um, bis unten sich als ein Stärkemehl ein blauer Niederschlag bildet, wobei das Wasser gelb wird. Letzteres gießt man ab, und den Niederschlag reinigt und trocknet man.

Wir machten von Cumanacoa eine Ausflucht, um angebliche Goldminen und Erdflammen kennen zu lernen, und sahen auf dem Wege viele schöne, uns ganz neue Holzarten, welche die Indianer an Geruch, Farbe und Geschmack sehr gut unterschieden, von deren Blüthen und Früchten sie aber nichts wußten. Die angebliche Goldmine enthielt weiter nichts als Schwefelkiese in einem Mergellager. Es ist auffallend, wie im spanischen Amerika Alles von Gold- und Silbergruben träumt, während man das wahre Gold des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, weniger beachtet.

Am Fuße einer Grotte sahen wir auf dem Abstecher Feuerflammen aus der Erde hervorsteigen; wahrscheinlich rührten sie von entzündetem Wasserstoffgas her.

Den 12ten setzten wir unsere Reise nach Caripe, der Hauptmission unter den Chaymas-Indianern, fort, und erblickten von einem hochliegenden Meierhof, auf dem Wege dahin, zuerst die nackten Savannen, große Weideebenen, welche wir späterhin durchreisten. Der Besitzer dieser Meierei war von Spanien aus an den Meerbusen von Paria gekommen, um bei den dortigen Holzfällungen thätig zu seyn; er hatte sich aber, nachdem die meisten seiner Gefährten mitten in den schönen Wohlgerüchen der Wälder an Fiebern gestorben waren, hierher begeben, und genoß auf einem Eigenthum von fünf Quadrat-

meilen, in einer frischen, heitern Luft, große Zufriedenheit, obgleich er mit den Seinigen wie in einer Einöde lebte. Wir fühlten uns auf dieser stillen Meierei in einer milden, frischen Luft auch außerordentlich wohl, ergötzten uns an vielen neuen Pflanzen und wurden durch das Gebrülle der Kühe in den Savannen an unsere Heimath erinnert, während die glänzenden Sternbilder des Südens und die leuchtenden Insekten am Abend es uns recht lebhaft vergegenwärtigten, daß wir in einer andern Welt seyen. In einem Dorfe hinter der Meierei hatte ein Geistlicher sich seine Wohnung ganz im Styl seiner Heimath Aragonien (in Spanien) mit vielen Kaminen bauen lassen, die ihm hier unnütz waren und nur die Erinnerung an die kalten Winter seines Geburtslandes gewährten. Wir fanden in der Nähe dieses Dorfes, wie späterhin auch bei Mexiko und in anderen Gegenden Südamerikas, kleine Säckchen aus Seidengewebe an den Bäumen, die von einem Nachtschmetterling herrühren und eine grobe Seide liefern, welche durch regelmäßige Zucht der Raupen wahrscheinlich sich verbessern würde *). Von sehr geschickten Maulthieren getragen, überstiegen wir einen sehr steilen Bergrücken und kamen glücklich in dem 2500 Fuß über dem Meere gelegenen Dorfe Caripe an.

---

*) Siehe Theil V. S. 199 dieser Reisen!

Das Dorf liegt an einer von dichtem Pflanzenwuchs überdeckten Felsenwand, deren glänzende weiße Steinschichten nur hin und wieder aus dem Laubwerk hervorsehen. Unzählige Wasserquellen drängen sich aus der 1000 Fuß hohen Felsenwand hervor und nähren die großen Farrenkräuter, Melonenbäume und Pisange. Mitten im Dorfe liegt das Kloster, von welchem die übrigen Dörfer der bekehrten Chaymas-Indianer abhängig sind. Das Klostergebäude hat, wie die spanischen Klöster, einen inneren, von einem Säulengange umgebenen Hof, und wir fanden darin alte Mönche, die sich von ihren Arbeiten in der gesunden Luft der Gegend ausruhten, so wie junge, die erst aus Spanien angekommen waren und zu ihrer Arbeit abgehen sollten. Im Gemeingarten sahen wir viele europäische Küchengewächse, sowie 5000 Kaffeebäume, welche in Kurzem sollten verdreifacht werden. Die Eingebornen mußten alle Morgen von 6 bis 10 Uhr darin unter besonderen Aufsehern arbeiten, welche selbst Eingeborne waren und sich durch die ihnen zu Theil gewordene Auszeichnung sehr geehrt fühlten.

Das Wunderbarste bei dem Dorfe Caripe ist eine Felshöhle, von der uns bald viel erzählt ward. In ihr entspringt ein Fluß, und sie wird von vielen tausend Nachtvögeln bewohnt, deren Fett in den Missionsplätzen der Kapuziner zur Zubereitung der Speisen dient. — Den 18. Herbstmond machten wir uns

dahin auf den Weg. Nach drei bis vier Stunden standen wir plötzlich, indem wir uns um einen Felsen beugten, vor dem Eingange der Grotte. Der Anblick dieses Einganges hat selbst für Den etwas Erhabenes, der an die malerischen Bilder der Hochalpen gewöhnt ist. Der großartige Pflanzenwuchs der Warmländer giebt dieser Grotte ein eigenthümliches äußeres Ansehen. Orchis- und Sauerkleearten, so wie andere Saftgewächse wachsen aus den dürresten Felsen hervor, während Rankengewächse, vom Winde gewiegt, vor dem Eingange die schönsten Festgehänge bilden. Diese Gewinde tragen Blumen von den buntesten und schönsten Farben, als die prächtige Solandra, gelbe Blumen mit vier Zoll langen fleischfarbenen Röhren, die Bignonia violette und der Dolichos purpurfarbige Blumen. Zwischen den Blumengewinden streben 18 Fuß hohe Palmen aus den Felsen himmelan und scheinen die Wächter der Höhle zu seyn. Bis 40 Fuß tief in die Höhle hinein dehnt sich der üppige Pflanzenwuchs aus, und 430 Fuß legten wir zurück, ehe wir eine Fackel anzuzünden brauchten. So tief dringt das Tageslicht hinein, und noch weit tiefer dringt aus der Höhle das Geschrei von den Nachtvögeln hervor, welche hier hausen. Diese Nachtvögel (Guacharo genannt) haben die Größe unserer Hühner, den Rachen der Nachtschwalbe (des Ziegenmelkers) und den Wuchs des Geyers. Sie sind in ihrer Lebensart den Nacht-

schwalben und den Alpendohlen verwandt, und ich habe ihnen den Namen Steatornis beigelegt. Ihr Gefieder ist dunkelblau-grau, mit schwarzen Streifen und Punkten. Am Kopfe haben sie große weiße, herzförmige, schwarzgeränderte Flecken, so wie auch auf den Flügeln und am Schwanze. Ihre blauen Augen können das Licht nicht ertragen. Ihre ausgespannten Flügel betragen 3½ Fuß. Sie verlassen die Höhle bei Nacht, besonders im Mondschein, um sich ihre Nahrung — Pflanzenkörner — zu suchen.

Es hält schwer, sich eine richtige Vorstellung von dem Lärm zu machen, welchen viele Tausende dieser Vögel in dem finstern Theile der Höhle verursachen. Ihre scharfe und durchdringende Stimme wird in den Wölbungen der Felshöhle zurückgeworfen und wiederhallet im Grunde der Grotte. Die Indianer, welche uns begleiteten, banden Fackeln an das Ende einer langen Stange, um uns die Nester dieser Vögel zu zeigen. Sie waren 50 bis 60 Fuß über unseren Häuptern in trichterförmigen Löchern, welche in Menge sich an der Decke der Grotte befanden.

Die Indianer begeben sich jährlich einmal um das Johannesfest, mit Stangen bewaffnet, in die Grotte, um den größten Theil der Nester zu zerstören. Es werden alsdann viele Tausende junger Vögel getödtet, während die Alten mit furchtbarem Geschrei die Verfolger umkreischen. Das Bauchfell der

Jungen ist reich mit Fett beladen, das sich zwischen den Schenkeln zu einem beträchtlichen Knäuel ausdehnt. Nur die Ruhe und die Finsterniß mag eine solche Menge Fett bei körnerfressenden Thieren erzeugen. Gleich vorn an und in der Höhle machen die Indianer Feuer und schmelzen das Fett aus, welches sie in thönernen Gefäßen sammeln. Dieses Fett heißt die Butter von Guacharo, und ist halbflüssig, durchsichtig und geruchlos. Es kann ein ganzes Jahr aufgehoben werden, ohne irgend etwas Unangenehmes in seinem Geschmack zu erhalten. Man sammelt jährlich 150 bis 160 Flaschen davon. Dieses Öl erinnert an das Taubenöl, welches sonst fässerweise in Carolina von einer wilden Taube gewonnen ward.

Die Höhle von Caripe hat, 1458 Fuß lang, bei einer Höhe von 60 Fuß, eine gleichmäßige Richtung, dann steigt sie etwas in die Höhe, und der Bach darin bildet einen Wasserfall. Von dem Wasserfalle aus hat man zwischen den Stalaktiten weg, die von der Wölbung herabhangen, eine schöne Aussicht auf das freie Grün. Hinter dem Wasserfalle verengt sich aber die Höhle.

Als wir aus der Höhle zurückkehrten, fanden wir vor derselben ein Mahl von den Geistlichen zugerichtet. Pisangblätter und die silberglänzenden Blätter des Vijao, einer Helikonienart *), dienten nach Lan-

---

*) Die Heliconia hat fünf Staubgefäße und einen Stempel,

desſitte als Tafeltuch, und unſere Wirthe würzten das Mahl durch die Erzählungen von den erſten Anſiedeleien ihrer Ordensbrüder in dieſen Gegenden, wobei ihnen dieſe Höhle oft als Zufluchtsort gegen einen kriegeriſchen Häuptling diente, der ihnen feindlich geſinnt war. Man hat niemals in der Höhle von Caripe Knochenüberreſte von fleiſchfreſſenden Thieren gefunden, wie dies in den deutſchen und ungariſchen Höhlen faſt überall der Fall war.

Die Tage, welche wir in Caripe zubrachten, vergingen uns ſchnell bei einer einfachen Lebensart. Von Sonnenaufgang bis zum Eintritt der Nacht durchſtrichen wir die Wälder und Gebirge, um Pflanzen zu ſammeln. Verhinderte uns der Regen daran, ſo beſuchten wir die Wohnungen der Indianer, den Gemeindegarten (Conuco), die Gemeindeverſammlungen, worin die Vorſteher die Arbeiten des Tages anordneten, und wenn die Glocke rief, begaben wir uns in den Verſammlungsſaal der Mönche (das Refectorium), um zu eſſen. Bisweilen begleiteten wir auch die Mönche in die Kirche, um dem Unterrichte der Eingebornen (der Doctrin) mit beizuwohnen, wobei wir oft bemerkten, daß die Lehrer der Sprache der Lehr=

---

und kommt in mehreren Arten vor, welche alle den Warmländern angehören. Die hier angeführte iſt wahrſcheinlich die niedrige (humilis), die um Caraccas häufig wächſt.

linge eben so wenig, als die Lehrlinge der Sprache der Lehrer mächtig waren.

Die Schönheit der Gegend fesselte uns so sehr, daß wir erst zu spät die Verlegenheit unserer Wirthe bemerkten, deren Vorrath von Wein und Weizenbrod ausgehen wollte, und die sich deshalb selbst diese Genüsse versagten, weil es nicht so leicht war, solche Gegenstände sogleich wieder zu ersetzen. Und doch hielten uns noch Regengüsse zurück. Die Glocke, welche uns ins Refectorium zum Essen rief, brachte jedes Mal uns in Verlegenheit, weil uns das auf eine zarte Weise gereicht wurde, was unsere Wirthe sich selbst entzogen. Endlich den 22. Herbstmond konnten wir abreisen, und durchzogen eine flache Grasgegend, woraus nur hin und wieder die 26 Fuß hohen Agaven als Leuchter hervorragten. Hernach stiegen wir von dieser Hochebene, auf einem steilen Pfade, wobei wir Gelegenheit hatten, die große Geschicklichkeit der Maulthiere zu bewundern, in einen dichten Wald hinab. Wir wandelten darin unter einem 120 Fuß hohen Schirme, doch zwischen vielen Saftpflanzen, bei anhaltenden Wohlgerüchen, in einer feuchten Luft. Unsere Führer machten uns auf den Curucay, einen hohen Baum, aufmerksam, der ein weißliches, flüssiges, stark riechendes Harz liefert, was sonst von den heidnischen Urbewohnern zum Gottesdienste als Räucherwerk gebraucht ward. Neben den Curucay

wuchsen viele Hymeneen, deren Stämme 9 bis 10 Fuß Durchmesser, also über 30 Fuß Umfang hatten. Häufig sahen wir auch den Pragabaum (Aiphanes Praga), dessen Laub einen sehr wohlschmeckenden Kohl liefert. Zwischen den Bäumen standen vielerlei herrliche Palmen und Farrenkräuter. Eins von letzteren, nämlich die cyathea speciosa, hatte eine Höhe von 35 Fuß — ein artiger Fächer!

Je tiefer wir ins Land herunterkamen, desto häufiger wurden die schönen großflügeligen Schmetterlinge; aber zugleich bemerkten wir auch die keineswegs anziehenden Heulaffen oder Aluaten (Stentor), besonders den Araguato, welcher einem jungen Bären ähnelt, 3 Fuß lang ist, ein blauschwärzliches Gesicht hat, einen ansehnlichen Bart trägt und dem Menschen sehr ähnlich sieht.

Wir sahen 30 bis 40 dieser Affen auf den wagerechten Zweigen der Bäume hinter einander quer über unsern Weg hinziehen.

Die Nacht brachten wir in einem Missionsdorfe zu, das in einer sehr wilden Gegend lag. Die Kirche stand mitten zwischen hochstämmigen Bäumen. Die Tiger verzehrten hier noch zur Nachtzeit die Hühner und Schweine der Bewohner. Der Pfarrer des Dorfs unterhielt uns viel über die Nothwendigkeit des Sklavenhandels, über die angeborne Bösartigkeit der Schwarzen, und was dergleichen falsche Dinge mehr

waren. Inzwischen erfuhren wir aus ganz sicheren Quellen, daß in Cariaco, wohin wir reisten, ein Pflanzer von seinen acht Sklaven sechs durch grausames Auspeitschen umgebracht habe. Zwei starben auf der Stelle, die vier andern schiffte er zum Verkauf nach Cumana ein; sie starben aber alle vier auf der Überfahrt.

Die Stadt Cariaco hat eine ungesunde Lage und besaß 1809 über 6000 Einwohner, die viel Baumwolle und Cakao gewannen. Die Bewohner der Stadt, welche damals erlaubten und verbotenen Handel trieben, sprachen mit Begeisterung von Franklin und Washington. Aus Furcht vor bedenklichen Fiebern verließen wir bald die Stadt, sahen bei unserer Abreise die indianischen Frauen ihr Weißzeug mit der Frucht des Seifenbaumes (Sapindus saponaria) waschen, hatten, bald nach unserer Abfahrt nach Cumana, mit widrigen Winden zu kämpfen, fuhren über eine Stelle im Meere, die warme Quellen enthielt, und sahen an der Küste viele Kokospalmen. Die Kokospalme hat es mit dem Zuckerrohr, dem Pisang, dem Aprikosenbaum von Haiti und dem persischen Lorberbaum gemein, daß sie mit salzigem und mit süßem Wasser begossen werden kann, doch gedeiht sie am besten bei Salzwasser, weshalb man auch im Binnenlande in das Loch, worein man sie pflanzt, eine Masse Salz zu werfen pflegt. Die Kokospalme wird

70 bis 80 Fuß hoch, dauert 80 bis 100 Jahre und trägt in gutem Boden schon im fünften Jahre. Bei Cariaco hat jede Palme bei jeder Mondswandlung 10 bis 14 Früchte, die jedoch nicht alle zur Reife kommen. Im Durchschnitte kann man 100 Früchte alljährlich auf jeden Baum rechnen. Man findet bei Cariaco Pflanzungen von 8 bis 9000 Palmen. Das aus der Frucht gewonnene Öl ist durchsichtig, geruchlos, und brennt sehr gut. Hundert Kokosnüsse liefern acht Flaschen Öl, wovon jede 12 bis 14 Sgr. kostet.

Wir brachten die Nacht in einem überladenen Fahrzeuge sehr schlecht zu und kamen am Morgen in Cumana an. Bei Sonnenaufgang erblickten wir 30 bis 40 Goldgeier (Vultur aurea) auf den Kokosbäumen neben einander. Diese Vögel sind sehr träge, setzen sich wie die Hühner lange vor Sonnenuntergang auf die Bäume hin und erwachen nicht eher, als bis die Sonne auf sie brennt.

Die Chaymas, von denen wir jetzt zurückgekehrt waren, hatten für uns viel Anziehendes. Ihre Kenntniß gab uns manche Aufschlüsse über die Völker im nordöstlichen Südamerika. Diese Gegend wird nämlich wie die Terra firma *) und das Thal des

*) Man versteht hierunter in Amerika im weitern Sinne die Küstenländer vom Meerbusen von Paria bis zur Landenge von Panama, und im engern Sinne nur das Land zwischen der Bai von Darien und der von Panama.

Orenoko, gleich dem Kaukasus und dem Nordwesten Asiens, von sehr verschiedenen rohen Völkern bewohnt, an denen man es deutlich bemerkt, daß sie sonst besser gebildet waren und allmälig verwilderten. Überhaupt sind wohl alle sogenannte wilde Völker, wie die indischen heiligen Bücher eben so deutlich als die Bibel lehren, nur als verwilderte Horden zu betrachten, die früherhin einem gebildeten Volksvereine angehörten. Als Amerika entdeckt wurde, fanden sich solche gebildete Staatsvereine nur auf dem Rücken der Cordilleren; die Savannen enthielten nur verwilderte Volkstrümmer, deren Verwandtschaft mit jenen gebildeten Völkern sich sehr gut durch die Sprachverwandtschaft nachweisen läßt, indem die Sprachen der Amerikaner von den Eskimos an bis zu den Patagoniern ein gemeinschaftliches Grundwesen haben. Die meisten verwilderten Stämme in Südamerika bauten schon bei der Entdeckung des Landes Pisang, Maniok und Baumwolle, und es war daher nicht so schwer, sie zu Dörfern zu vereinen. Von den Chaymas sind 15,000 so angesiedelt und getauft.

Die Chaymas haben eine kleine Gestalt, besonders, wenn man sie mit den Caraiben vergleicht, breite Schultern, eine plattgedrückte Brust und fleischige Glieder. Ihr Ansehn ist ernst und finster, ihre Stirn zurückgezogen, ihre Augen schwarz und klein, ihre Zähne schön weiß und klein, ihre Hände klein und

schmal, ihre Füße groß, und ihre Fußzehen außerordentlich beweglich. Sie äußern gleich allen übrigen Halbwilden der Warmländer eine entschiedene Abneigung gegen Kleider. Wenn uns Eingeborne fern vom Dorfe begegneten, so hatten sie gewöhnlich ihre Kleider unter den Armen, zumal wenn es regnete. Die Mädchen der Chaymas heirathen im 12. Jahre. Die Männer sind fast bartlos wie die Tungusen in Asien, und haben eine große Abneigung gegen den Bart, daher sie die Haare, welche etwa hervorsprossen, herausrupfen.

Die Lebensart der Chaymas in den Dörfern ist sehr einförmig. Sie gehen regelmäßig um sieben Uhr zu Bette, stehen des Morgens um vier Uhr auf, unterhalten sich gern an einem Feuer liegend auf einer Hängematte, zittern vor Frost bei 18 Grad Wärme, halten ihre Hütten sehr reinlich, baden sich täglich und halten sich gern in Wäldern und in einsamen Hütten auf, wovon fast jeder sich eine als eine Art Sommerwohnung hält. Die Frauen sind auch bei diesem Volke die Lastthiere. Oft sahen wir Mann und Frau am Abende zugleich aus dem Garten zurückkehren. Jener ging leer und hatte nur ein Messer in der Hand, um etwa sich durch die Schlingpflanzen einen Weg zu bahnen, die Frau aber trug eine große Bürde von Pisang auf dem Rücken, im Arm ein Kind und bisweilen noch ein anderes auf der Pisangbürde.

Die Sprache der Chaymas ist mit der Sprache der Tamanaken, die am rechten Ufer des Orenoko, 100 Meilen von ersteren entfernt, wohnen, sehr verwandt, z. B.

Chaymasprache:				Tamanakensprache:
ure	—	ich	—	ure
tuna	—	Wasser	—	tuna
conopo	—	Regen	—	canepo
apoto	—	Feuer	—	uapto
ata	—	Haus	—	aute
tibin	—	eins	—	obin.

Die Mehrzahl wird in der Tamanakensprache auf sieben Arten bezeichnet, je nach der Endung oder nach dem Begriffe des Wortes; die Chaymas bezeichnen sie aber immer durch on. Beide Sprachen, so wie die meisten amerikanischen, haben kein f, b, d. Kein Wort fängt sich mit l an. Die Chaymas wie die Tamanaken haben neun Zeitformen.

Außer den Chaymas wohnen in der Gegend von Cumana und Barcellona noch sechs andere Völker, als die Pariagoten, karaibischen Stammes, die Guaraunen, am Ausflusse des Orenoko in Unabhängigkeit lebend, die Guaiquerier, welche besonders sich mit der Fischerei beschäftigen, die Quaquas, welche sich durch Tapferkeit auszeichnen, die Cumanagoten, wovon 26,000 in Dörfern westlich von Cumana leben, und die Kariben (gewöhnlich

Karaiben genannt), deren Eroberungszüge in Amerika eben so merkwürdig als die der Mongolen in der alten Welt sind.

Wir verweilten noch einen Monat in Cumana, um uns zu unserer Fahrt auf dem Orenoko und Rio negro recht zu rüsten. Es waren die Sachen auszuwählen, welche auf schmalen Kähnen konnten fortgeschafft werden, und wir hatten uns mit Geldmitteln auf 10 Monate für Länder zu versehen, die mit Verkehrsländern in keiner Verbindung stehen. Bald aber hätte uns ein Eingeborner auf eine gewaltsame Weise an der Reise verhindert. Herr Bonpland und ich gingen den 27. Oktober an den Küsten lustwandeln. Es war acht Uhr Abends, und der Himmel bedeckt. Ich hörte Jemand hinter uns gehen, und als ich mich umsah, erblickte ich einen Mann von hoher Gestalt, von der Farbe der Zambos, nackt bis an den Gürtel. Beinahe schon hatte er über mein Haupt eine Keule geschwungen. Ich wich dem Schlage aus, indem ich auf die linke Seite sprang. Herr Bonpland aber war weniger glücklich. Der Zambo brachte ihm einen Schlag über den Schlaf bei, wovon er zu Boden stürzte. Der Zambo griff darauf nach Herrn Bonplands abgeschlagenem Hut und entfernte sich langsam, wahrscheinlich weil er Leute in der Ferne erblickte. Im Laufen fiel er aber, und Herr Bonpland, der sich wieder aufmachte, erreichte ihn zuerst, gerieth

aber in große Gefahr, da der Zambo ein starkes Messer hervorzog. Es kamen aber noch andere Leute hinzu, und so bemächtigten wir uns endlich seiner und führten ihn ins Gefängniß. Nach den Untersuchungen zu urtheilen, hatte er uns mehr aus Haß gegen die Franzosen, indem er uns französisch hatte sprechen gehört, als aus Raubsucht angegriffen. Hr. Bonpland litt lange am Kopfe von dem heftigen Schlage.

Vom 28. Oktober bis zum dritten November hatten wir einen sehr dichten Nebel, und die Wärme der Nächte war fast erstickend, indem der Seewind ganz ausblieb. Der Dunstkreis war fast feurig, und das trockene Erdreich bekam überall Spalten. Am vierten November Nachmittags um zwei Uhr erhoben sich schwarze Wolken, um vier Uhr hörten wir in großer Höhe ein Donnern mit ununterbrochenem Geräusch verbunden, und als die Brennkraft (Elektricität) sich am stärksten entlud, geschahen zwei Erdstöße, die in einem Zwischenraume von 15 Secunden auf einander folgten. Das Volk auf den Straßen erhob ein lautes Geschrei. Hr. Bonpland, der sich über einen Tisch bückte, um Pflanzen zu untersuchen, fiel fast um, und ich fühlte den Stoß sehr kräftig, obgleich ich in einer Hangematte lag. Leute, die gerade Wasser aus einem Brunnen schöpften, hörten einen Knall wie einen Kanonenschuß aus der Tiefe kommen. Etliche Minuten vor der ersten Erschütterung trat ein heftiger Wind-

stoß ein, und dann herrschte die ganze Nacht hindurch eine völlige Windstille. Der Sonnenuntergang gewährte dabei ein prachtvolles Schauspiel. Der dicke Wolkenschleier zerriß in Stücke, und die Sonne ward auf indigoblauem Grunde sichtbar. Ihre Ränder sahen wellenförmig ausgebogen aus, und die Wolken in der Nähe waren vergoldet. Gegen Abend erfolgte eine dritte Erschütterung, die jedoch schwächer war als die beiden ersten.

Kaum vor 22 Monaten erst war die Stadt Cumana durch ein Erdbeben beinahe völlig zerstört worden, darum trat jetzt große Furcht ein, und viele Leute fragten uns, ob unsere Instrumente ein neues Erdbeben verkündigten.

Das Erdbeben am vierten November war das erste, was ich erlebte, und es machte einen um so tiefern Eindruck auf mich, da es mit auffallenden Lufterscheinungen verbunden war, und da der Stoß nicht wellenförmig wagerecht, sondern ruckweise von unten nach oben erfolgte. Damals glaubte ich nicht, daß ich nach einem langen Aufenthalte an den peruanischen Küsten und auf den Bergen von Quito mit den ziemlich ungestümen Erschütterungen des Bodens eben so bekannt und vertraut werden dürfte, wie man es in Europa mit den Gewittern ist. In der Stadt Quito dachten wir nicht daran, des Nachts aufzustehen, wenn unterirdisches Getöse, welches vom Vulkan Pichincha

herzukommen schien, mehrere Minuten vorher einen Erdstoß ankündigte. Die Sorglosigkeit der Einwohner, welche wissen, daß ihre Stadt seit drei Jahrhunderten nichts von den Erderschütterungen gelitten hat, theilt sich auch dem furchtsamsten Ausländer mit. Wer aber von Kindheit an daran gewöhnt ist, sich nur das Wasser beweglich, die Erde aber als fest zu denken, der hat ein unangenehmes Erwachen aus einem Traume, wenn er, durch Erfahrungen belehrt, diese Ansicht aufgeben muß.

Der röthliche Nebel, welcher den Gesichtskreis mehrere Tage vor dem Erdbeben umzog, dauerte bis zum siebenten November fort. Da bekam die Luft wieder ihre völlige Reinheit, die in den Warmgegenden, in denen das Wasser des Dunstkreises so genau aufgelöst wird, viel größer ist als in den gemäßigten Erdstrichen. Wenn man mit den nämlichen Fernröhren in unsern gemäßigten Himmelsgegenden und in den Warmländern Himmelsbeobachtungen angestellt hat, so erstaunt man über die Wirkung, welche die Durchsichtigkeit der Luft hervorbringt. Man darf mit Zuversicht annehmen, daß, wenn erst die amerikanischen Warmländer eine vollendete Bildung besitzen, die Sternkunde die größten Fortschritte machen wird.

Die Nacht vom 11. auf den 12. November war kühl und ausnehmend schön. Von halb drei Uhr des Morgens an zeigten sich am östlichen Himmel die au-

ßerordentlichsten leuchtenden Erscheinungen. Tausende von Feuerkugeln und Sternschnuppen kamen bei vier Stunden lang wechselnd zum Vorschein, und nahmen regelmäßig ihre Richtung von Norden nach Süden. In größern und kleinern Bogen bewegten sie sich am Himmel und ließen lange Lichtstreifen hinter sich. Es war als hielten die Sterne einen großen Feuertanz. An mehreren Sternschnuppen erkannte man einen innern Kern, und mehrere Feuerkugeln zersprangen, als wenn sie sich entlüden; die größten aber verschwanden, indem sie lange Lichtstreifen zurückließen. Fast alle Einwohner von Cumana waren Zeugen dieser Erscheinung, da sie ihre Häuser vor vier Uhr Morgens zu verlassen pflegen, um der Frühmesse beizuwohnen. Sie nahmen daran viel Antheil, weil die ältesten sich erinnerten, daß den Erderschütterungen im Jahre 1766 ähnliche Erscheinungen vorangegangen wären. Die Fischer hatten das Feuerwerk, wie sie es nannten, schon um ein Uhr gesehen. Die Erscheinung war bis um vier Uhr im Zunehmen, dann verminderten sich die leuchtenden Massen, man konnte sie aber noch eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang wahrnehmen.

Auf unserer spätern Reise von Caraccas nach dem Rio negro erkundigten wir uns nach dieser Erscheinung und erfuhren dadurch, daß dieselbe überall in einer Entfernung von 174 Meilen von Cumana beobachtet war. Einige Mönche hatten sich den Tag in

ihrem Meßbuche bemerkt, andere diese Erscheinung beim nächsten Festtage verzeichnet. Ich erstaunte hierüber, indem diese weite Sichtbarkeit der Erscheinung einen Schluß auf ihre bedeutende Höhe über der Erdfläche machen ließ. Aber wie groß ward meine Verwunderung, als ich bei der Rückkehr nach Europa vernahm, daß dieses große Feuerwerk auch in den Freistaaten Nordamerikas, auf Labrador *) und in Deutschland sey gesehen worden, in Ausdehnungen von 1300 bis 1800 Seemeilen. Sind wirklich an den verschiedenen Stellen dieselben Feuerkugeln gesehen worden, so müssen sie 411 Meilen über der Erdoberfläche hoch gewesen seyn. Haben sie aber in dieser Höhe sich befunden, so ist es um so wunderbarer, wie sie sich entzünden konnten, indem in dieser Höhe die Luft so fein ist wie in den luftleeren Räumen, die unsere besten Luftpumpen darstellen können.

Welche Wunder mögen in den Räumen zwischen den Weltkörpern vorgehen, und welche Kräfte mögen da walten! Die Sternschnuppen und Feuerkugeln sind nur Andeutungen von den Veränderungen, die dort vorgehen. Wie vielfach mögen aber diese Veränderungen seyn, da man in jeder hellen Nacht in Deutschland wenigstens 60 bis 80 Sternschnuppen, öfter aber auch 2000 zählen kann! In den Warmländern sieht

*) Nämlich in den Herrnhuterkolonien daselbst.

man aber in der Regel weit mehr Sternschnuppen als in den Mittelländern. In der Stadt Quito erblickte man einmal in einer Nacht so viel Sternschnuppen über einem Berge, daß derselbe ganz in Feuer zu stehen schien, was eine Stunde anhielt. Man glaubte schon, ein neuer feuerspeiender Berg würfe Feuermassen aus.

Dritte Fahrt.

Von Cumana über Caraccas nach Valencia.

Den 18. November Abends acht Uhr gingen wir nach Guayra, dem Hafen von Caraccas, unter Segel. Die über 60 Meilen betragende Fahrt wird gewöhnlich in 36 bis 40 Stunden gemacht, da Wind und Strömungen sie begünstigen. Der Landweg ist so schlecht, daß selbst Eilboten acht Tage zur Zurücklegung desselben gebrauchen. Bei unserer Reise nach Caraccas hatten wir den Plan, dort bis zum Schlusse der Regenzeit zu verweilen, um dann den Orenoko hinauf bis zur brasilischen Grenze vorzudringen und über Cumana zurückzukehren, welches eine Reise von 700 Meilen bei den verschiedenen Krümmungen der Flüsse ausmacht.

Den kleinen Fluß Manzanares, dessen Lauf die Kokospalmen am Ufer, wie bei uns Weiden und Pappeln bezeichnen, fuhren wir schnell hinab und verließen bald die Küsten Cumanas, die uns immer im lebendigen Andenken bleiben werden, weil wir in ihnen zuerst das Festland von Amerika sahen.

Zwischen Cumana und Neu-Barcelona kamen wir vor mehreren kleinen, unbewohnten Inseln vorbei. Auf der einen lebt eine Heerde Ziegen, die, wie unser Schiffer bezeugte, ein sehr schmackhaftes Fleisch haben. Vor 30 Jahren wohnte eine Familie von Weißen auf dieser Insel und pflanzte Mais und Maniok. Da der Vater seine Kinder überlebte, so kaufte er sich zur Arbeit zwei Sklaven. Diese aber ermordeten ihn und verließen die Insel. Der Mais und der Maniok gingen aus, weil sie sich, gleich unserm Getreide, ohne Menschenpflege nicht fortpflanzen, sondern eine Beute der Vögel werden; die Ziegen aber vermehrten sich. Die Mörder entgingen lange dem Arme der Gerechtigkeit, bis der eine den andern angab und dafür Scharfrichter in Cumana ward, welches Amt er mit der Hinrichtung seines Mitschuldigen (scheußlicher Weise) antrat.

Wir ankerten auf etliche Stunden in dem Hafen von Neu-Barcelona. Von diesem Hafen aus geht für die Sklaven Westindiens viel Pökelfleisch von den Savannen dorthin. Auch werden viele Maulthiere von

hier aus versandt. 30,000 Stück dieser Thiere sollen jährlich aus den Savannen ausgeführt werden.

Als wir uns dem Cap Codera näherten, ward die See unruhig und meine Reisegefährten, die seekrank wurden, standen viel aus. Unser Schiffer fürchtete sich auch vor englischen Kreuzern und legte deshalb in einem kleinen Hafen etwas an. Der Hafen war mit dichtem Gebüsch von Wurzelbäumen (Rhizophora mangle) oder Manglebäumen besetzt, welchen Bäumen man gewöhnlich die Bewirkung einer ungesunden Luft zuschreibt. Auch kam uns, als wir in den Hafen einsegelten, ein schaler, süßlicher Geruch entgegen, und das Wasser sah in der Nähe der Wurzeln dieser Bäume braungelb aus. Ich untersuchte späterhin genauer die Beschaffenheit des Holzes der Wurzelbäume und fand darin keine ungesunden Bestandtheile. Die bösen Dünste dieser Bäume rühren daher, weil sich zwischen den Geflechten der Wurzeln und Zweige dieser wuchernd sich verbreitenden Sträucher viele Seethiere mit Schlamm anhäufen und verfaulen. Die Wurzelbäume gewinnen fortwährend der See Land ab, indem Wurzel und Zweige sich weiter ins Wasser erstrecken, um daraus ihre Nahrung zu ziehen.

Bei Eintritt der Nacht fuhren wir aus dem kleinen Hafen ab, umschifften mit vieler Mühe das Vorgebirge Codera, wurden bei Sonnenaufgang von einer englischen Fregatte erschreckt, aber nicht weiter ange-

griffen, sahen hinter dem Vorgebirge Codera eine wilde malerische Küstenlandschaft und landeten den 21. Nachmittags glücklich in Guayra. Ich reiste sogleich nach Caraccas und traf vier Tage früher als Hr. Bonpland dort ein, der von dem kleinen Hafen aus, wo wir vor Anker gingen, der Pflanzen wegen zu Lande nach Caraccas reiste.

Der Hafen von Guayra ist eine offene Rhede mit stürmischem Wasser und Sandbänken. Es wird der Cacao, den man dort einladet, von Negern, die bis zur Hälfte des Leibes im Wasser waten, zu den Schiffen getragen. Diese Neger werden niemals von den Haifischen angegriffen, die hier so häufig und sonst so gierig sind. So bestätigen hier die Haifische wie an andern Stellen die Krokodile und Affen die Erfahrung, daß manche Thierarten in einer Gegend mörderisch, in einer andern sehr feig sind. Die Lage von Guayra ist außerordentlich großartig, und läßt sich nur mit der von St. Croix auf Teneriffa vergleichen. Die Bergkette von Caraccas reicht bis zum Meere, und die Häuser der Stadt sind steilen Felsen angebaut. Zwischen den Felsen und der Küste ist nur ein Erdstrich von 6 bis 900 Fuß Land. Die Stadt hat 6 bis 8000 Einwohner und wird, wie Cumana, Havannah und Vera-Cruz zu denen gerechnet, worin die Hitze unerträglich ist. Dagegen hat das drei Meilen entfernte Caraccas eine sehr angenehme Luft, in-

dem es auf einer Hochebene sich befindet. Es liegt nicht so hoch als Mexiko, Quito und St. Fe de Bogota, aber unter allen Hauptstädten des ehemaligen spanischen Amerika, die in einem Warmlande eine gemäßigte Luft haben, liegt keine den Küsten so nahe als Caraccas. In drei Stunden reiste ich auf gutem Wege von Guayra dahin. Man fühlt die Anmuth der Kühle weniger, wenn man nach Caraccas hinaufreist, als die Beschwerlichkeit der Hitze, wenn man nach Guayra herunterreist, als wenn der Mensch für die Leiden empfänglicher wäre als für die Freuden. Die Lage von Caraccas ist schon längst berühmt. Man übersieht bei unumwölktem Himmel einen Kreis von 22 Meilen Umfang und hat eine köstliche Fernsicht auf das Meer und die benachbarten Küsten.

Caraccas ist die Hauptstadt der ehemaligen Landschaft Venezuela, die gegen 1,000,000 Einwohner hat. Die ganze Landschaft enthält längs der Küste und an dessen Gebirge von Cumana an bis Maracaybo angebaute Ländereien, dann Savannen oder flache Viehtriften, und endlich jenseit des Orenoko Waldungen, welche nur auf den Flüssen zugänglich sind. Mönche und Soldaten allein haben in den letztern Gegenden festen Fuß gefaßt. Die Eingeborenen leben in den Wäldern von der Jagd und vom Ackerbau und führen wilde Kriege gegen einander. In den flachen Weideländern findet man wenig Städte

und wenig Bildung. Alles Leben drängt sich an den Küsten zusammen, die 200 Meilen weit sich ausdehnen und um so wichtiger sind, da sie dem Antillen-Meere gegenüberliegen. Die Häfen von Cumana, Barcelona, Guayra, Porto-Cabello, Coro (Venezuela) und Maracaybo haben deshalb große Bedeutsamkeit. Hier war der Schleichhandel nie gut zu hindern, und von hier aus drangen auch die Freiheitsideen in das Land ein. Das Land Venezuela kann auch ganz europäisch sich ausbilden, da die Indianer nur $\frac{1}{9}$ und die Sklaven nur $\frac{1}{15}$ der Bevölkerung ausmachen. Auch sind hier alle Städte von den Eroberern gegründet, während man in Peru und Mexiko Städte und Verfassungen vorfand, weshalb auch diese letztern Staaten nie ein so europäisches Gepräge erhalten werden, als Venezuela.

Caraccas hatte im Jahre 1800 ungefähr 40,000 Einwohner. Im Jahre 1766 starben in der Stadt 6 bis 8000 Menschen an den Pocken. Seit jener Zeit ist die Impfung dort allgemein geworden. Im Jahre 1812 war die Bevölkerung der Stadt auf 50,000 gestiegen. Von diesen begrub aber ein Erdbeben am 26. März desselben Jahres nahe an 12,000 unter den Trümmern, und der darauf folgende Krieg brachte die Zahl der Einwohner bis auf 20,000 herab. Der Boden, worauf die Stadt liegt, ist außerordentlich ungleich. Drei kleine Gebirgsbäche fließen durch dieselbe. Die Stra-

ßen sind gerade wie in allen von den Spaniern in Amerika angelegten Städten, und durchschneiden sich in rechten Winkeln.

Die geringe Ausdehnung des Thales, worin Caraccas liegt, und die Nähe der hohen Gebirge ertheilen den Umgebungen der Stadt ein düsteres Aussehen, besonders in den Wintermonaten. Nur die heitern Morgen sind alsdann sehr schön, aber die Nachmittage werden trübe und kalt durch die von den Bergen herabsteigenden Nebel. Im Brach- und Heumonat sind aber auch die Nächte lieblich und hell. Mit den kahlen Gipfeln der höchsten Berge, zwei ausgezeichneten Kuppen, bildet die Üppigkeit des untern Pflanzenwuchses einen auffallenden Gegensatz. Der Erdstrich von Caraccas ist vielmals ein ewiger Frühling genannt worden, er theilt aber dies schöne Loos mit allen Hochgegenden in den Warmländern, wenn sie sich nicht zu großen Ebenen ausdehnen und fruchtbaren Boden haben. Überall, wo die Cordilleren sich 3 bis 5000 Fuß erheben, herrscht diese Frühlingsluft. Man befindet sich bei Tage und bei Nacht in einer Wärme von 16 bis 26 Grad, und wandelt zwischen Weizenfeldern unter Aprikosen-, Äpfel-, Pomeranzen- und Kaffeebäumen, so daß die Gewächse der gemäßigten und warmen Gegenden sich brüderlich vereinigen. So ist es um Caraccas. Aber ein Paradies kann man auch diese Gegend nicht nennen, obgleich sie ein ein-

und wenig Bildung. Alles Leben drängt sich an den Küsten zusammen, die 200 Meilen weit sich ausdehnen und um so wichtiger sind, da sie dem Antillen-Meere gegenüberliegen. Die Häfen von Cumana, Barcelona, Guayra, Porto-Cabello, Coro (Venezuela) und Maracaybo haben deshalb große Bedeutsamkeit. Hier war der Schleichhandel nie gut zu hindern, und von hier aus drangen auch die Freiheitsideen in das Land ein. Das Land Venezuela kann auch ganz europäisch sich ausbilden, da die Indianer nur $\frac{1}{9}$ und die Sklaven nur $\frac{1}{15}$ der Bevölkerung ausmachen. Auch sind hier alle Städte von den Eroberern gegründet, während man in Peru und Mexiko Städte und Verfassungen vorfand, weshalb auch diese letztern Staaten nie ein so europäisches Gepräge erhalten werden, als Venezuela.

Caraccas hatte im Jahre 1800 ungefähr 40,000 Einwohner. Im Jahre 1766 starben in der Stadt 6 bis 8000 Menschen an den Pocken. Seit jener Zeit ist die Impfung dort allgemein geworden. Im Jahre 1812 war die Bevölkerung der Stadt auf 50,000 gestiegen. Von diesen begrub aber ein Erdbeben am 26. März desselben Jahres nahe an 12,000 unter den Trümmern, und der darauf folgende Krieg brachte die Zahl der Einwohner bis auf 20,000 herab. Der Boden, worauf die Stadt liegt, ist außerordentlich ungleich. Drei kleine Gebirgsbäche fließen durch dieselbe. Die Stra-

ßen sind gerade wie in allen von den Spaniern in Amerika angelegten Städten, und durchschneiden sich in rechten Winkeln.

Die geringe Ausdehnung des Thales, worin Caraccas liegt, und die Nähe der hohen Gebirge ertheilen den Umgebungen der Stadt ein düsteres Aussehen, besonders in den Wintermonaten. Nur die heitern Morgen sind alsdann sehr schön, aber die Nachmittage werden trübe und kalt durch die von den Bergen herabsteigenden Nebel. Im Brach- und Heumonat sind aber auch die Nächte lieblich und hell. Mit den kahlen Gipfeln der höchsten Berge, zwei ausgezeichneten Kuppen, bildet die Üppigkeit des untern Pflanzenwuchses einen auffallenden Gegensatz. Der Erdstrich von Caraccas ist vielmals ein ewiger Frühling genannt worden, er theilt aber dies schöne Loos mit allen Hochgegenden in den Warmländern, wenn sie sich nicht zu großen Ebenen ausdehnen und fruchtbaren Boden haben. Überall, wo die Cordilleren sich 3 bis 5000 Fuß erheben, herrscht diese Frühlingsluft. Man befindet sich bei Tage und bei Nacht in einer Wärme von 16 bis 26 Grad, und wandelt zwischen Weizenfeldern unter Aprikosen-, Äpfel-, Pomeranzen- und Kaffeebäumen, so daß die Gewächse der gemäßigten und warmen Gegenden sich brüderlich vereinigen. So ist es um Caraccas. Aber ein Paradies kann man auch diese Gegend nicht nennen, obgleich sie ein ein-

heimischer Schriftsteller, Jose de Oviedo y Baños, so dargestellt hat; denn es wechselt die Witterung zu oft, und diese Wechsel erfolgen ganz plötzlich. Solche Veränderungen sind in Deutschland wohl ganz gewöhnlich, aber hier in den Warmgegenden empfindet man sie weit stärker, weil man an eine gleichmäßige Witterung zu sehr gewöhnt ist.

Man bauet um Caraccas vorzüglich viel Kaffee, der hier im steinigen Boden keine reiche, aber eine vortreffliche Ärnte liefert. Während der Blüthezeit gewähren diese Pflanzungen einen schönen Anblick. Neben dem Kaffee bauet man zwei kleinere Spielarten von Pisang, die weniger Wärme verlangen als die große Art. Die Früchte von dem großen Pisang, so wie sehr schmackhafte Ananas und andere Südfrüchte, die nur in den niedern heißen Thälern gedeihen, kommen in großer Fülle aus der Nachbarschaft zu Markte. Von europäischen Gewächsen um Caraccas sind die Quitten und Äpfel von besonderer Güte. Letztere wachsen auf unveredelten Stämmen. Birnen wollen hier nicht gedeihen.

Mein Aufenthalt in Caraccas dauerte zwei Monate. Ich bewohnte ein beinahe freistehendes Haus im höchsten Theil der Stadt und konnte so gute Himmelsbeobachtungen anstellen. Allein die Nebel verhinderten solche sehr oft. Ich ward außerordentlich gut in Caraccas aufgenommen und fühlte mich sehr zu

Dank gegen die Bewohner dieses Orts verpflichtet. Das Leben des Volks wage ich nicht zu schildern, weil mein Aufenthalt doch zu kurz dazu war; aber vergleiche ich das Leben in den Hauptstädten des ehemals spanischen Amerika, welche ich alle besucht habe, mit einander, so möchte ich sagen: in Mexiko und Bogota herrschen unter den Gebildeten wissenschaftliche Forschungen vor, in Quito und Lima mehr eine Neigung zu leichten, schönen Wissenschaften und Künsten, in Havannah und Caraccas aber Einsichten in das Staats- und Weltleben. Letzteres ist durch den vielfachen Handelsverkehr herbeigeführt.

In Caraccas fand ich, wie das an allen Orten, wo eine große Veränderung der Begriffe und Verhältnisse bevorsteht, der Fall ist, zwei Menschenklassen vor. Die eine, welche im Abnehmen war, hing am Alten, lebte in der goldenen Vergangenheit, hielt Amerika noch für das Eigenthum ihrer Ahnen, die es erobert hatten, und haßte die sogenannte neuere Aufklärung. Die andere war mit der Zukunft beschäftigt, liebte neue Sitten und Einrichtungen, und wollte einen bessern Zustand der Dinge herbeigeführt wissen. Der Adel, welcher zum Theil von den frühern Eroberern stammt, durfte aber seine Vorrechte wenig geltend machen, weil jeder Weiße in Amerika wie ein Adeliger im Gegensatz gegen die rothen und schwarzen Leute betrachtet wird.

Wie sehr die spanische Regierung die Bildung zurückgehalten hat, ersieht man daraus, daß in Caraccas bis zum Jahre 1806 keine Buchdruckerei war, während in den nordamerikanischen Staaten jede Stadt von 3000 Einwohnern ihre besondere Zeitung zu haben pflegt. Gleichgültig dämmerten die meisten Bewohner ihr Leben so hin. Wir konnten keinen Menschen finden, der die höchsten Berge in der Nähe bestiegen hatte. Nach langen Bemühungen erhielten wir durch Hülfe des Oberbefehlshabers einige Wegweiser auf den höchsten Berg, die Silla, welche dessen Umgebungen kannten. Wir stiegen den dritten Januar 1800, unserer 18 Personen, auf einem steilen Pfade hinauf, hörten viele Wasserfälle, ohne sie zu sehen, hatten herrliche Aussichten auf die einzelnen Schluchten und Thäler, waren aber oft in Gefahr, in sie zu stürzen, da der Rasen durch anhaltende Dürre schlüpfrig geworden war. Viel Zeit verloren wir damit, daß wir auf unsere Wegweiser warteten, die des Bergsteigens ganz unkundig waren und uns zum Theil zuletzt ganz verließen. Nach oben zu fanden wir lauter Grasflächen, aus denen sich Lilien mit gelben Blüthen erhoben. Einige Brombeerstauden erinnerten uns an Europa. Vergeblich suchten wir wilde Rosen. Wir haben auch späterhin auf unserer ganzen Reise in Südamerika nur eine einzige einheimische Rose gefunden, nämlich die Rose von Montezuma auf den mexikani-

schen Bergen. Wir entdeckten in den Grasflächen ein bedeutendes Lager von Porzellanerde, die einmal wichtig für diese Gegenden werden kann. Auffallend waren uns die Palmbäume, die wir in einer Höhe von 5000 Fuß noch fanden. Hinter der Wiesenstrecke, worin wir vier Stunden wanderten, kamen wir durch Sträuche und niedrige Bäume, zwischen denen wir die herrlichsten Alpenpflanzen Amerikas entdeckten. Besonders erfreute uns die **Betaria ledifolia**, die, in quirlförmige Äste getheilt, drei bis vier Fuß hoch wächst, eiförmige Blätter hat, mit klebrigen Haaren besetzt ist, einen sehr angenehmen harzigen Geruch verbreitet und von den Bienen viel besucht wird, die aus ihren vielen schönen purpurfarbigen Blumen, die einen Zoll im Durchmesser haben, reiche Nahrung saugen. Diese Pflanze ist die Alpenrose (das **Rhododendrum**) Amerikas. Eine andere Pflanze, die ein angenehmes Riechwasser liefert, Weihrauch genannt wird und eine Art **Frixis** ist, wuchs hier ebenfalls in großer Üppigkeit. Zwischen den beiden Gipfeln der Silla konnten wir kaum durch vor dem mächtigen Pflanzenwuchs. Am hinderlichsten war uns eine Bananenart von 14 bis 15 Fuß Höhe. Während wir uns durch den üppigen Pflanzenwuchs durcharbeiteten, ward der Nebel, der uns schon öfter eingehüllt, so stark, daß wir kaum hier eine Hand vor uns sehen konnten. Nur der Kompaß war unser Führer, aber wir standen in je-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

dem Augenblicke in Gefahr, an den Rand der ungeheuren, 6000 Fuß hohen, an manchen Stellen fast senkrechten Felsenwände zu gerathen und so in unabsehbare Tiefen zu stürzen. Wir nahmen während des Nebels ein dürftiges Mahl ein, nachdem wir den größten Theil der vorigen Nacht wegen Sternbeobachtungen durchwacht hatten und darauf neun Stunden hinter einander gewandert waren. Es war zwei Uhr Nachmittags, und wir hegten noch die Hoffnung, den höchsten Gipfel ersteigen und vor Abend zu dem Sattel zwischen beiden Gipfeln, worauf wir jetzt waren, zurückkehren zu können, um dort zu übernachten. In drei Viertelstunden erreichten wir auch glücklich die höchste (östliche) Spitze der Silla, hatten darauf eine kurze Zeit heitern Himmel, genossen nordwärts eine Aussicht übers Meer und südwärts eine über das Thal von Caraccas. Die Stadt selbst aber ward durch die Westspitze der Silla verdeckt. Wir standen 8000 Fuß hoch über dem Meere und hatten eine Sehfläche von 36 Meilen im Durchmesser. Zwischen dem Meere und dem Fuße dieses Berges ist nur ein schmaler Rain, und die Böschung des Berges von dieser Seite sehr steil.

Während ich oben auf der Silla auf einem Felsen saß und mit der Beobachtung der Magnetnadel beschäftigt war, wurden meine Hände mit einem Male von einer Art Bienen überdeckt, die nicht ganz die

Größe der europäischen haben. Sie nisten in der Erde, fliegen selten und werden vom Volke Engelchen (Angelitos) genannt. Ihr Stachel ist schwach, und sie bedienen sich dessen sehr selten zur Vertheidigung.

Im Herabsteigen von dem hohen Ostgipfel der Silla nach der Satteleinbeugung fanden wir eine neue merkwürdige Grasart, die wir späterhin auf dem Pichincha bei Quito, 400 Meilen von hier, ebenfalls antrafen. Beim Heruntersteigen machten wir die bekannte Erfahrung, daß der Schall sich weit besser von unten nach oben als umgekehrt verbreitet. Hr. Gay-Lussac erlebte hiervon 1805 bei einer Luftfahrt am 16. Herbstmonat in Frankreich ein auffallendes Beispiel, indem er 18,000 Fuß hoch noch das Hundebellen auf der Erdoberfläche hörte.

Wir stiegen bis zum Fuße des Berges hinab, indem wir bis 10 Uhr Abends, die letzten vier Stunden bei Mondschein, im Gehen blieben, und übernachteten dann, nach einem Marsche von 15 Stunden, am Fuße der Silla. Man hatte uns von Caraccas aus mit Fernröhren auf der Silla-Spitze beobachtet. Überhaupt nahm die Stadt an der Ersteigung des bisher unerstiegenen Berges großen Antheil, nur war man mit mir unzufrieden, daß ich nach meiner Messung denselben nicht höher gefunden. Man war bisher stolz darauf gewesen, daß die Silla höher sey

als die höchste Pyrenäenspitze, und diesem Glauben widersprach meine Messung.

Man hat an mehrern Stellen um Caraccas, besonders in den frühern Zeiten, auf Gold in den Bergen, doch mit Nachtheil, gebauet. Columbus preist auch den Goldreichthum dieses Landes in einem Briefe an König Ferdinand und fügt dann hinzu: „Das Gold ist eine Ihrer Majestät um so nothwendigere Sache, als zu Erfüllung einer alten Weissagung, Jerusalem durch einen Fürsten des spanischen Hauses wieder hergestellt werden soll. Das Gold ist das vortrefflichste aller Metalle. Mit Gold kann nicht nur in dieser Welt Alles erhalten werden, was man will, es ist dasselbe auch noch brauchbar, um die armen Seelen aus dem Fegefeuer zu erretten und um das Paradies zu bevölkern.“ Die letztere Äußerung ist wohl in des denkenden Columbus Munde mehr Scherz als Ernst.

Wir verließen Caraccas am siebenten Februar bei der Abendkühle, um auf einem Umwege über Neu-Valencia und Porto Cabello unsere Wanderung nach dem Orenoko anzutreten. Die Erinnerung dieser Abreise ist gegenwärtig sehr schmerzhaft für mich, denn viele meiner dortigen Freunde sind nach der Zeit in den blutigen Umwälzungen der bürgerlichen Verhältnisse umgekommen, und schreckliche Erdbeben haben die Oberfläche des Bodens umgekehrt. Das Haus, welches wir

bewohnt haben, ist nur noch ein Schutthaufen. Meine Theilnahme an dieser letzten Begebenheit, die freilich erst 12 Jahre nach meiner Abreise von Caraccas, am 26. März 1812, erfolgte, und über 20,000 Einwohnern der Provinz Venezuela das Leben kostete, ist so groß, daß ich nicht unterlassen kann, dieselbe hier näher zu berühren. So wie 1797 die Zerstörung von Cumana mit den Ausbrüchen eines feuerspeienden Berges auf Guadeloupe, einer der Antillen, zusammenhing, so 1812 die Zerstörung von Caraccas mit dem Ausbruche eines feuerspeienden Berges auf St. Vincent, einer andern Antille. Die letzte Erderschütterung dehnte sich bis zum Apure, einem Nebenflusse des Orenoko, aus. Es scheint ein großer unterirdischer Feuerherd von den Azoren an sich über Westindien nach Nord- und Südamerika hin zu erstrecken, wie folgende Ereignisse wahrscheinlich machen.

Am 30. Jan. 1811 nahm ein Vulkan auf dem Meeresgrunde, in der Nähe von St. Michael, einer der Azoren, seinen Ausbruch. An einer Stelle, wo das Meer 300 Fuß tief war, hob sich ein Felsen aus dem Wasser empor, welche Klippe vom 15. Juni an durch einen sechs Tage anhaltenden Ausbruch vergrößert und bis auf 200 Fuß über der Meeresfläche erhöhet ward. Diese neue Insel, welche der Schiffshauptmann Tilland gleich für die britische Regierung feierlichst in Besitz nahm und Sabrina benannte,

hatte 5400 Fuß im Durchmesser. Sie scheint späterhin wieder verschwunden zu seyn. Wie die Insel Sabrina, waren 1628 (1638) und 1720 an derselben Stelle und also in Zwischenräumen von etwa 90 Jahren Inseln entstanden und wieder vergangen. Es scheinen darnach die unterirdischen Bewegungen dieser Gegend in gewissen Zeiträumen wiederzukehren.

Die 600 Meilen südwestlich von den Azoren gelegenen kleinen Antillen erlitten zur Zeit der neuen Insel Sabrina vielfältige Erschütterungen. Auf der Insel St. Vincent spürte man vom Mai 1811 bis zum April 1812, 200 Erdstöße. In den Thälern des Missisippi, Arkansas und Ohio *) befand sich die Erde vom 16. December 1811 an fast in anhaltender Bewegung. An einigen Stellen, z. B. bei Cincinnati wurden die Stöße täglich, ja fast stündlich, mehrere Monate hindurch verspürt, und das dauerte bis ins Jahr 1813. Die Bewegungen schienen allmälig von Süden nach Norden vorzuschreiten. Die Stadt Caraccas erhielt im December 1811 den ersten Stoß, bei stillem heiterm Wetter. Auch herrschte an den Gestaden des Missisippi und Ohio in den zwei unruhigen Jahren sehr gutes gewitterloses Wetter. Es ist wohl nicht zu läugnen, daß die Erdbeben mit der Brennkraft (Elektricität) zusammenhängen. Auch vor der

*) Siehe die Karte zu Theil 2 dieser Reisen!

Zerstörung von Cumana im Jahre 1797, so wie vor dem Erdbeben bei Maracaybo, Porto-Bello und Caraccas in den Jahren 1800—1802, hatte man fast gar kein Gewitter in jenen Gegenden.

Der Erdstoß, der im December 1811 in Caraccas verspürt wurde, war der einzige, der dem Unglück vom 26. März 1812 voranging. Niemand in Caraccas wußte von den Bewegungen, welche am siebenten und achten Februar auf der Insel St. Vincent und am Missisippi statt gefunden hatten. Das ganze Land Venezuela litt nur an großer Dürre. Fünf Monate hindurch war 90 Meilen um Caraccas kein Tropfen Regen gefallen. Da erschien der 26. März als ein sehr heißer Tag, bei stiller Luft und wolkenlosem Himmel. Es war gerade der grüne Donnerstag, und ein großer Theil des Volks befand sich in der Kirche. Nichts schien ein Unglück zu verkünden. Da verspürte man sieben Minuten nach vier Uhr Nachmittags die erste Erschütterung, welche fünf bis sechs Sekunden dauerte und die Kirchglocken zum Läuten brachte. Unmittelbar darauf erfolgte eine zweite Erschütterung von 10 bis 12 Sekunden, während welcher der Erdboden in beständiger Wellenbewegung wie eine Flüssigkeit zu kochen schien. Schon glaubte man die Gefahr vorüber, als sich ein heftiges unterirdisches Rollen hören ließ, dem eine senkrechte Bewegung von drei bis vier Sekunden folgte. Die Stöße gingen entgegen-

gesetzt von Norden nach Süden und von Osten nach Westen. Diesen sich durchkreuzenden Schwingungen vermochte nichts zu widerstehen. Gegen 12,000 Einwohner fanden unter den Trümmern der Häuser und Kirchen ihr Grab. Die Kirchen der Dreifaltigkeit und der hohen Gnade, die 150 Fuß hoch waren, und deren Schiffe durch 15 Fuß hohe Pfeiler getragen wurden, lagen in einem Trümmerhaufen von 5 bis 6 Fuß Höhe. In einer Kaserne stand eben ein ganzes Regiment in Reih und Glied aufmarschirt. Wenige Einzelne ausgenommen, ward dasselbe unter den Trümmern der Kaserne begraben, und die Trümmer selbst wurden von der Erde verschlungen. Neun Zehntheile der Stadt traf die gänzliche Zerstörung. Die Häuser, welche nicht einstürzten, waren so zerrissen und zerschoben, daß man sie doch nicht bewohnen konnte. Die Kathedralkirche, welche durch gewaltige Strebepfeiler gestützt ist, blieb stehen. Außer 10,000 Verschütteten wurden Viele schwer verwundet, und noch Mehrere kamen aus Mangel an Nahrung und Pflege um. Die Nacht vom Donnerstage auf den Charfreitag bot den Anblick eines unsäglichen Jammers und Unglücks dar. Die dichte Staubwolke, welche sich anfänglich über die Trümmer erhob und das Unglück mit einer Nebelkappe überzog, war niedergeschlagen, die Erderschütterungen hatten aufgehört, und die Nacht war hell und ruhig. Der fast volle Mond beleuchtete

so freundlich wie sonst die Silla, aber die Freundlichkeit des Himmels bildete einen furchtbaren Gegensatz gegen das große Grab der Erde. Mütter trugen Kinderleichen in den Armen, hoffend, sie wieder zu beleben; Brüder suchten ihre Schwestern, Kinder ihre Ältern, ein Freund den Freund, den Bräutigam die Braut, den Gatten die Gattin. Alles drängte sich klagend und suchend zwischen den Schuttreihen, welche die Straßen kennbar machten, hindurch. Die unter dem Schutt begrabenen Verwundeten riefen die Vorbeigehenden um Hülfe an, und über 2000 wurden auch noch halb lebend, halb todt hervorgezogen. Alles strengte sich an, den Unglücklichen zu helfen; aber es fehlte ganz dazu an Werkzeugen. Mit den Händen mußte man graben und scharren, um die Verwundeten hervorzuziehen. Man lagerte solche an einem Bache unter Bäumen. Es fehlte an Betten, Arzneien, Leinwand zum Verbinden, genug an Allem, was man zur Hülfe von Unglücklichen zu gebrauchen pflegt. Auch mangelte es an Trinkwasser, da Quellen und Röhrenleitungen verschüttet waren, und Viele litten großen Hunger. Um Seuchen zu verhüten, errichtete man Scheiterhaufen in den Straßen und verbrannte die Leichname, mit welcher Arbeit man mehrere Tage beschäftigt war. Manche waren von dem Unglück irre geworden und liefen so unter den Trümmern umher. Auf den sittlichen und kirchlichen Zu-

stand hatte diese Strafe Gottes aber gesegneten Einfluß. Alte Feindschaften wurden vergessen, geheime Verbrechen gestanden, Betrügereien wieder gut gemacht. Nur ganz schlechte Gemüther wurden härter und verstockter.

Das Erdbeben dehnte sich auf die Bezirke von Varinas *) und Maracaybo aus, eine Menge Städte, als Guayra, St. Felipe und Meride, wurden fast ganz zerstört. Es ward bis Bogota und Honda **), in einer Entfernung von 150 Meilen von Caraccas, verspürt. Der See von Maracaybo verminderte sich bedeutend, aber in der Stadt Coro an demselben verspürte man keine Bewegung. Es hängt wahrscheinlich von den Gebirgsschichten ab, daß in den Strichen, welche ein Erdbeben durchzieht, manche Orte unversehrt bleiben. In den Gegenden von Calabozo (südlich von Caraccas) und am Flusse Apure verspürte man das Erdbeben nicht, hörte aber, wie auch zu Caraccas den 30. April, ein Knallen, wie wenn Kanonen losgebrannt würden. Man glaubte an einigen Orten, es rücke ein Feind mit starkem Geschütz vor, und nahm Maßregeln dagegen. An demselben Tage brach der Vulkan von St. Vincent aus. Dieser nahe an 3000 Fuß hohe Berg hatte seit dem Jahre 1718

*) Diese Provinz liegt südlich vom Meerbusen von Maracaybo.
**) Im Thale des Magdalenenflusses gelegen.

keine Lava ausgeworfen. Da stieg im Mai 1811 zuerst Rauch aus ihm auf, worauf öftere Stöße folgten. Der erste Ausbruch ereignete sich am 27. April 1812 um Mittag und bestand aus Asche, die mit entsetzlichem Krachen in die Luft hineinwirbelte. Am 30. kam die Lava und ergoß sich nach vier Stunden ins Meer, wobei man fortwährend mit Kanonen und kleinen Gewehren zu feuern schien.

Um unsere Reise zu dem Orenoko so belehrend als möglich zu machen, schlugen wir einen Umweg ein, indem wir uns über Neu-Valencia, Calabozo und San Fernando am Apure an den Fluß begaben. Die erste Nacht nach unserer Abreise von Caraccas brachten wir am Fuße von waldigen Bergen zu, wo wir zerstreute Häuser in einem Dattelhaine fanden. Höher herauf sahen wir die Gärten voll blühender Pfirsichbäume. Unser Weg führte uns 17 Mal über den Fluß Guayra und war sehr beschwerlich. Hin und wieder umstand den Fluß eine schöne Grasart, die an 30 Fuß Höhe hatte. Die folgende Nacht brachten wir in einer Zuckerpflanzung zu. Vierzig dazu gehörige Neger bewohnten ein viereckiges Haus und ruhten auf Ochsenhäuten, die auf dem Boden ausgebreitet waren. In jedem Zimmer wohnten nur vier Sklaven. Im Hofe brannten ein Dutzend Feuer, woran man kochte. Die lärmende Fröhlichkeit der Schwarzen störte uns im Schlafe. Wir fanden auf unserm

Wege viele Kaffeepflanzungen, obgleich erst 1784 der Kaffeebau in die Terrafirma eingeführt ist, und sich dieselbe nur mittelmäßig zum Anbau dieses Gewächses eignet. Die große Liebe für den Anbau des Kaffees im Gegensatz des Cacao gründet sich darauf, daß ersterer sich mehrere Jahre recht gut hält, während der Cacao in den Speichern verdirbt.

Der Kaffeestrauch wird aus der Bohne gezogen, blüht erst im zweiten Jahre, und zwar nur 24 Stunden. Während der Blüthe gewährt der Strauch ein schönes Ansehen: er sieht wie mit Schnee bedeckt aus. Man hat Sträuche, die 16 bis 20 Pfund Kaffee in einem Jahre liefern, im Durchschnitt aber rechnet man nur 1½ bis 2 Pfund auf den Strauch. Man hat Pflanzungen von 100,000 Sträuchern.

Den achten Hornung überstiegen wir einen hohen Berg und kamen durch eine wilde Gegend. Wir waren 5000 Fuß hoch auf einem vielbereisten Bergpasse, worauf uns lange Züge von Ochsen und Eseln begegneten. Beim Heruntersteigen fanden wir in einer feuchten, von Schlangen lebhaft bevölkerten Waldgegend viel herrliche Pflanzen, unter andern die Brownia, von den Einwohnern Bergrose genannt, welche 4 bis 500 schöne Purpurblüthen, in einen Strauß vereint, trägt. Jede der Blumen hat regelmäßig 11 Staubgefäße. Der Stamm dieses Strauches wird 50 bis 60 Fuß hoch, und man sucht ihn sehr, weil

er eine sehr gute Kohle liefert. Die seltensten Treibhauspflanzen Europas standen hier vereint, und ein großartiges Rankengewächs bildete Vorhänge darüber. Baumartige Farrenkräuter, Palmen, Bäume, Sträuche, üppige Liliengewächse, Ananas und Gräser standen unter einander. Auffallend war dabei das Farbengemisch an den Stämmen, Blättern und Zweigen. Manche Pflanze hatte Silberblätter, andere ganz schwarze Stämme, und dazwischen waren andere Farbentöne. Hr. Bonpland entdeckte eine schöne rothe Holzart, die Sickingia erythroxylon, die gewiß noch einen wichtigen Ausfuhrgegenstand nach Europa ausmachen wird. In dem nächsten Dorfe sahen wir Kaffee, Pisang und Kartoffeln neben einander wachsen. Im Wirthshause trafen wir mit Tabackpächtern aus Spanien zusammen, die das unselige Land, worin ihr Erwerb sie zu leben zwänge, verwünschten, während wir die Milde der Witterung, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit der Gegend nicht genug loben konnten. Jenen wäre eine gute Kunststraße in der hanöverschen Heide lieber gewesen als alle die schönen Gewächse, die uns erfreuten.

An einem Abhange fanden wir zwei Agaven oder Magueyarten *), deren Zuckerstoff zu einer Art Branntwein benutzt wird, deren junge Blätter man als Kohl

---

*) Siehe Theil 3 dieser Reisen S. 268!

genießt und aus deren Fasern in den alten Blättern man Seile macht. Tiefer unten kam uns der schöne Duft von der Lirio hermoso, einer Art Pancratium, entgegen, deren Blume 8 bis 9 Zoll lang ist. Wir brachten zwei Tage auf dem Gute eines gebildeten Mannes, Don Jose de Manterola, zu, der früherhin bei der spanischen Gesandtschaft in Rußland angestellt gewesen war. Man baute hier besonders Zuckerrohr, und zwar alle drei Arten *), das kreolische, das von Batavia und das von Otaheiti. Das erste hat dunkelgrüne Blätter, dünne Stengel und nahe zusammenstehende Knoten, und ward zuerst aus Ostindien nach den kanarischen Inseln, Sicilien und Amerika gebracht. Das Rohr von Otaheiti ist üppiger, ward von Cook entdeckt und erst 1792 auf die Antillen verpflanzt. Es liefert mehr Zucker und mehr Brennstoffe als ersteres, was für die jetzt schon holzarmen Antillen besonders wichtig ist. Das Zuckerrohr von Batavia hat purpurfarbige Blätter und ist besonders zur Rumbereitung sehr geeignet. Man war eben in dieser Zuckerpflanzung mit Anlegung eines großen Bewässerungsgrabens beschäftigt. Dem Eigenthümer hatte dieser Bau schon 7000 Piaster Kosten und 4000 Piaster Vorschüsse wegen Prozesse mit seinen Nachbarn gekostet, und als ich die Anlage mit meinen Meßwerkzeu-

*) Siehe Theil 12 dieser Reisen S. 312.

gen untersuchte, fand ich, daß der Graben um acht Fuß zu niedrig angelegt war. Außerordentlich viel Geld wird hier durch die Unwissenheit verschwendet.

Als wir tiefer ins Thal kamen, fanden wir viel Bäume von der Dürre entblättert. Besonders verursacht die trockene Luft diese Winterlichkeit, welche im Februar hier statt findet. Schon einen Monat vor dem Regen pflegen die Bäume wieder auszuschlagen, weil dann die Luft durch Brennkraft von neuem mit Feuchtigkeiten versehen wird. Man baute sonst in diesen Thälern viel Indigo, jetzt mehr Kaffee. Wir bemerkten hier einen sehr großen Baum, eine Hura crepitans, dessen Länge 154 und dessen Durchmesser am Stammende acht Fuß, am obern Ende aber vier Fuß zwei Zoll betrug. Unsere Führer, deren Kopf ganz voll von Goldschachten steckte, konnten es gar nicht begreifen, daß wir uns über diesen Baum freuten. Wir fanden hier viele amerikanische Feigenbäume, deren Stämme unten am Grunde dadurch sich bis auf 20 und 22 Fuß Durchmesser verdickt hatten, daß in Gestalt von Gräten und Rippen 20 Fuß über dem Boden Wurzeln herauskamen und sich in die Erde senkten. Diese Wurzeln sehen wie Strebepfeiler aus und verwachsen oft ganz mit dem Stamme. In die Erde dringen sie nicht tief hinein.

Den 11. Hornung trafen wir in einer Meierei eine mehr denn hundert Jahre alte Negerin, die noch

sehr gesund war. Ihr Enkel hatte sie in die Sonne gesetzt, die jeder Weiße bei ihren senkrechten Strahlen hier flieht, aber sie befand sich wohl dabei. Die Völkerstämme von schwarzbrauner und rother Farbe, die Neger und Indianer, erreichen in den Warmgegenden oft ein hohes, glückliches Alter. Ich lernte in Peru einen Indianer kennen, der 143 Jahre alt war und 90 Jahre im Ehestande gelebt hatte.

Die Gegend um Vittoria gleicht dem Grunde eines abgelaufenen Sees, wie das Haslithal in der Schweiz. Die Berge rings um das Thal bestehen aus Kalk und bilden fast überall senkrechte Wände von 800 Fuß Höhe. Vittoria selbst war damals dem Namen nach noch ein Dorf, hatte aber 7000 Einwohner und eine mit schönen dorischen Säulen verzierte Kirche. Das bebaute Land um Vittoria liegt nur 1800 Fuß über der Meeresfläche, und doch sieht man hier zwischen Zuckerrohr, Kaffee und Pisang die Getreide der gemäßigten Himmelsstriche wachsen. In Mexiko dagegen, was bei weitem nördlicher liegt, wird in einer Tiefe von 2400 Fuß über dem Meere kein Getreide mehr gebaut. Es ist sehr wichtig, daß die Getreidearten des gemäßigten Erdstriches unter günstigen Umständen sich bis zu Lappland und bis zum Gleicher verbreitet haben. Nur da gedeiht unter dem heißen Himmel das Getreide nicht, wo die Luft zu feucht oder zu trocken ist. In den feuchten Warm-

gegenden bildet es vor Üppigkeit keine Ähren. Bei Vittoria erfolgt die Weizenärnte 70 bis 75 Tage nach der Aussaat, und die Körner sind groß, weiß und reich an Mehl. Der Ertrag ist hier, so wie bei Buenos-Ayres, zwei bis drei Mal so groß als in den gemäßigten Gegenden. Man ärntet ungefähr das 16. Korn. Doch ist hier die Pflanzung des Zuckers noch einträglicher als der Weizenbau.

Ein kleines Flüßchen, das bei Vittoria fließt, gehört schon zum Becken des Sees von Valencia. Durch das Dorf gehen zwei bedeutende Handelsstraßen, und die Umgegend desselben ist sehr fruchtbar. Man sieht rings umher schöne Thäler, reiche Gärten, üppige Felder, wilde Baumgruppen, Meierhöfe und Weiler. Nach Süden zu erheben sich hohe Berge und verdecken die Ebenen von Calabozo. Hinter Vittoria wanderten wir durch reizende Dörfer, worin Alles den größten Wohlstand verrieth. Man erwartete vom Weizen einen zwanzigfachen Ärnteertrag und fragte mich, ob in Preußen das Getreide noch reichlicher lohne.

Die große Regelmäßigkeit in diesen Dörfern erinnerte uns daran, daß sie den Mönchsmissionen ihr Daseyn verdanken. In einem Dorfe sahen wir die Landmiliz sich üben. Man merkte es ihr an, daß sie niemals etwas vom Kriege erfahren. Ein Lieutenant davon erzählte uns, wie er sich bei den Übun-

gen unter Flinten befunden, die in jedem Augenblicke hätten springen können, und daß er vier Stunden in der Sonne gestanden, ohne daß seine Sklaven einen Regenschirm über ihn gehalten. Ich lächelte damals über diese Äußerungen, und zwölf Jahre später waren diese Gegenden gerade die Schauplätze der blutigsten Gefechte.

Als wir aus dem Dorfe kamen, worin wir die Miliz in Thätigkeit gefunden, sahen wir einen Gegenstand, den man entweder für einen Hügel oder für eine Baumgruppe halten konnte. Es war aber ein einziger Baum, der in der ganzen Umgegend bekannt ist. Seine Zweige bilden eine Halbkugel, die 576 Fuß im Umfang hat. Es ist ein Zamang, eine Mimosenart, deren gewundene Zweige sich gabelförmig theilen. Der Stamm hat 60 Fuß Höhe und 9 Fuß Durchmesser. Seine Äste dehnen sich wie ein Sonnenschirm aus, neigen sich zur Erde, bleiben aber überall 12 bis 15 Fuß davon entfernt. Schon die ersten Entdecker von Amerika fanden diesen Baum ausgezeichnet, er wird als heilig betrachtet, und Jemand, der einen Zweig von ihm abgeschnitten, wird zu einer Strafe von den Gerichten verurtheilt.

Ob wir gleich jetzt in den bewohntesten Gegenden des spanischen Amerika reisten, indem auf die Quadratmeile 2000 Einwohner kommen, so fanden wir doch die Gastfreundschaft eben so groß als in

den wenig bevölkerten Gegenden, was in Europa anders zu seyn pflegt. Als wir in einem Dorfe übernachten wollten, worin die Personen abwesend waren, an die wir Empfehlungen hatten, so boten uns die übrigen Bewohner wetteifernd Wohnungen an, und dabei war man so zart, daß man alles vermied, was unsere Freiheit im mindesten stören konnte.

An dem See von Valencia verweilten wir sieben Tage in einer schönen Meierei und führten daselbst das Leben der wohlhabenden Landesbewohner, indem wir innerhalb 24 Stunden zwei Bäder nahmen, drei Mal uns zur Ruhe legten und drei Mahlzeiten genossen. Man war um diese Meierei sehr beschäftigt, um Boden für neue Baumwollen-Pflanzungen urbar zu machen. Wir trafen Pflanzungen, die jährlich 70,000 Pfund Wolle erzeugten. Im ganzen ehemaligen spanischen Südamerika liefern auch die Gegenden um Valencia, bei Cariaco, Maracaybo und Carthagena die meiste Baumwolle.

Der See von Valencia liegt 1000 Fuß höher als das Steppenland um Calabozo, und 1332 Fuß höher als das Meer. Sein Wasser ist in steter Abnahme, und seine kleinen Inseln vergrößern und vermehren sich. Er ist größer als der Neuenburger See in der Schweiz, gleicht dem Genfersee an Gestalt, und seine zwei entgegengesetzten Ufer bilden einen grellen Abstich. Das nördliche Gestade ist anmuthig, ländlich, voll

reicher Pflanzungen, das südliche dagegen schroff, düster, nackt, einförmig und unbewohnt. Auf der Nordseite sind die Wege mit immerblühenden Sträuchen eingefaßt, und Baumgruppen umgeben die landschaftlichen Gebäude. Zu diesen Baumgruppen gesellen sich gewöhnlich die Ceiba (Bombax hibiscifolius) mit großen gelben Blumen, und die purpurfarbige Erithryma. Hin und wieder stehen Granitfelsen aus dem angebauten Boden hervor und nähren große Saftpflanzen, die zukünftigen Pflanzengeschlechtern Nahrung zubereiten. 12 bis 14 Bergbäche ergießen sich in den See von Valencia. Das hineinströmende Wasser verdunstet wieder; daß aber das Seewasser abnimmt, rührt wohl von der Verminderung der Wälder her. Überall wird durch Verminderung der Wälder nicht bloß Mangel an Brennholz, sondern Wassermangel der Zukunft bereitet. Die Bäume verhindern die zu starke Ausdünstung des Bodens. Mit den Bäumen verschwindet auch der Rasen und das Moos, die früher den jähen Abfluß des Wassers verhinderten. Das Wasser stürzt jählings ab, schwemmt die Erde fort und verursacht Überschwemmungen. In den Warmländern ist die Vertilgung der Wälder um so schädlicher, da die Ausdünstung in diesen Gegenden so stark ist. Der See von Valencia verliert aber auch dadurch viel Wasser, daß die ihm zuströmenden Bäche, einem großen Theile nach, zur Bewässerung der Pflan-

zungen gebraucht werden. Auch hat ein Gutsbesitzer der Bewässerung wegen einen Fluß, der sonst dem See zuströmte, ganz abgeleitet, so daß er jetzt sein Wasser dem Apure und somit dem Orenoko zuführt. Was hier vor einem Jahrhundert durch Menschenhände ausgeführt ist, das bewirkt auch öfter die Natur durch Anschwemmungen, Bergstürze und Erdbeben.

Die Tiefe des Sees von Valencia ist gegen die Tiefe der Schweizerseen gering. Die mittlere Tiefe beträgt nur 12 bis 15 Klafter, die größte 35 bis 40 Klafter. Den Ausdünstungen dieses Sees haben die Umgegenden desselben eben so wie die Schweiz ihren Seen die Fruchtbarkeit und Üppigkeit im Wachsthum zu verdanken. In dem See befinden sich funfzehn, zu drei Gruppen vereinte, mit Pflanzen reich geschmückte Inseln, wovon ein Theil angebaut ist. Eine davon wird sogar bewohnt. Der See ist sehr fischreich, aber er enthält nur drei Arten von Fischen. Außerdem lebt in ihm eine kleine Krokodillart, deren Länge nur drei bis vier Fuß ist. Leider konnten wir keins dieser Thiere erhalten. Man hält es für ganz unschädlich für Menschen. Auffallend ist es, daß das große Krokodill in dem See und seinen Zuflüssen nicht vorkommt, da es sich doch wenige Meilen davon in den Zuflüssen des Apure und in den Küstenflüssen aufhält. Eine von den Inseln des Sees erhebt sich 200 Fuß über die Wasserfläche, hat schroffe Küsten, wird von Was-

servögeln vielfach umschwommen, welche ihr Nachtlager auf derselben halten, und bietet besonders einen schönen Anblick dar, wenn die Besitzer nach dortiger Sitte zur Vermehrung der Fruchtbarkeit den hohen Graswuchs darauf abbrennen. Die Inseln haben einige ihnen ganz eigenthümliche Gewächse, als eine Art von Nachtschatten, vom Hrn. Prof. Willdenow **Solanum Humboldtii** genannt, deren runde kleine Früchte sehr schmackhaft sind, und eine kleinere Art Melonenbaum, dessen Frucht nur vier bis fünf Zoll Durchmesser hat und ausnehmend süß ist.

Am 21. Hornung verließen wir die Meierei, in und bei der wir sieben Tage verweilt hatten, und brachen nach Neu-Valencia auf. Der Hitze wegen reisten wir des Nachts, und fanden viele Mimosenbäume, welche 60 Fuß hoch waren und ihre Äste 150 Fuß weit ausdehnten, wodurch sie herrliche grüne Laubdächer bildeten. Da, wo das Gesträuch am dichtesten war, schreckte uns das Geschrei eines Jaguars, der uns in der Nähe folgte und schon drei Jahre hindurch den Nachstellungen der kühnsten Jäger entgangen war. Er hatte noch nie Menschen angefallen, aber Pferde und Maulthiere selbst aus umzäunten Räumen geholt. Von einer Meierei zu einer andern führte uns ein herrlicher Baumgang aus Carolineen gebildet, welche Bäume zu den ersten Zierden der Treibhäuser in Schönbrunn bei Wien gehören. Die letzte Meierei

besaß am See einen schönen englischen Park, von dem aus man herrliche Fernsichten hat. Auf dieser Meierei waren 230 Neger mit der Anbauung des Zuckerrohrs beschäftigt. Es wird in diesen Gegenden aber so viel Zucker verbraucht, daß wenig ausgeführt werden kann. Die ärmsten Leute essen den unreinen Zucker täglich, wie bei uns den Käse. Man pflanzt hier das Zuckerrohr im April, das kreolische vier, das otaheitische fünf Fuß aus einander. Nach 14 Monaten erreicht das Rohr seine Reife. Wenn es blühen oder die Rispe treiben will, so schneidet man die Spitze ab. Nach der Terra firma kam das Zuckerrohr erst am Ende des 16. Jahrhunderts von den Antillen. In Indien, China und auf allen Inseln des stillen Oceans war das Zuckerrohr als eine Speise von den ältesten Zeiten her bekannt. In Persien und Chorasan hat man im fünften Jahrhundert zuerst versucht, daraus harten Zucker zu gewinnen. Die Araber brachten das Gewächs ans mittelländische Meer. Von hier aus wanderte es über Madera nach den Antillen. Hätte man doch auch die Kameele von den kanarischen Inseln nach Amerika verpflanzt, wie das Hornvieh und die Pferde! Die Spanier wären dann weniger veranlaßt worden, die armen Eingeborenen völlig als Lastthiere zu gebrauchen. Die Befehlshaber vermietheten sonst solche zu Hunderten, um Waaren über die Gebirge zu tragen. Die Eingeborenen ertru-

gen diesen harten Dienst um so geduldiger, als sie, bei fast völligem Mangel an Hausthieren, daran längst, doch auf eine minder grausame Weise, von ihren eingeborenen Fürsten gewöhnt waren.

Vor Valencia führte uns unser Weg über einen ausgetrockneten ehemaligen Seeboden, der aus Thon und Kalk bestand und sehr unfruchtbar aussah. Die Stadt Neu-Valencia nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, hat aber nur 6 bis 7000 Einwohner. Die Straßen darin sind breit, die Häuser niedrig, und viele Einwohner leben die meiste Zeit in ihren Pflanzungen. Die Stadt ward 1555, zwölf Jahre früher als Caraccas, gegründet. Der furchtbare Tyrann, Eroberer und Empörer Lopez de Aguirre kam 1561 von Peru aus den Amazonenfluß hinab und von da in die schönen Thäler um Valencia, wo er viele Schandthaten verübte. Er schrieb von Valencia aus an den König von Spanien, gegen den er sich empört hatte, und erwähnte in seinem Schreiben unter andern auch, daß die Ketzereien Martin Luther's ihn bestimmt hätten, von Peru aufzubrechen. Es ward dieser Unhold in Barquesimeto (südwestlich von Neu-Valencia) getödtet, nachdem er vorher seiner einzigen Tochter einen Dolch in die Brust gestoßen, um ihr die Schande zu ersparen, die Tochter eines Verräthers genannt zu werden. Noch heut zu Tage läßt man seine Seele in den Savannen umherirren.

In den Jahren 1578 und 1580 überfielen die Karaiben vom Orenoko, welche zu den Menschenfressern gerechnet wurden, die Stadt, wurden aber von einem tapfern Kriegshauptmann Gonzalez zurückgetrieben. Die Nachkommen dieser Karaiben bebauen jetzt in den Missionen friedlich den Acker.

Den 27. besuchten wir einige warme Quellen, die drei Meilen von Valencia entfernt liegen. Eier, die wir in die Quellen legten, waren in vier Minuten weich gesotten. Wir erstaunten über den üppigen Pflanzenwuchs rings um das Becken. Die Wurzeln von Mimosen- und Feigenbäumen steckten in einem Pfuhl, der 85 Grad Wärme hatte, und die Äste dieser Bäume dehnten sich über die Wasserfläche in der Entfernung von zwei bis drei Zoll aus. Ein Arum mit holzigem Stamme und großen Pfeilblättern erhob sich sogar mitten aus einer Pfütze, die 70 Grad Wärme hatte. Vierzig Fuß von den warmen Quellen entfernt findet man zugleich ganz kalte. Man kann sich hier aus zwei Quellen, aus einer warmen und aus einer kalten zugleich, ein Bad bereiten, wie in jedem wohleingerichteten Badehause. Die Umwohner legen Strauchwerk auf die warmen Quellen und strecken sich darauf aus, um so ein Dampfbad zu haben.

Von den warmen Quellen, die sich schon an der Abdachung zum Meere befinden, stiegen wir nach Porto-Cabello hinab und verfolgten den aus den

warmen Quellen kommenden Bach. Der Weg ist sehr malerisch, und man sieht zwischen den üppigsten Pflanzen hindurch über jähe Felsen den Bach einen Wasserfall nach dem andern bilden.

In Porto Cabello wurden wir von einem französischen Arzte freundlich aufgenommen, und fanden bei ihm manche für uns anziehende Sachen und Bücher. Bei der Stadt sind ähnliche Salzwerke als bei der Halbinsel Araya, aber es ist sehr ungesund, sie zu bearbeiten. Überhaupt ist die Lage der Stadt wegen der Sümpfe in ihrer Nähe ungesund. Sie besteht aus einer fünfeckigen Bastei, aus einer Alt- und einer Neustadt. Man verschifft besonders viele Maulthiere von hier aus, jährlich ungefähr 10,000 Stück. Man wirft sie beim Einschiffen mit Schlingen zu Boden und hebt sie dann vermittelst eines Kranichs hinein. Um die Thiere, die im Schiffe in zwei Reihen dicht an einander gestellt werden, leichter in Ruhe zu erhalten, wird fleißig die Trommel geschlagen, was die armen Thiere in Furcht setzt, aber auch für den Mitreisenden keine angenehme Unterhaltung ist.

Auf der Rückreise von Porto Cabello nach Valencia schlugen wir einen andern Weg ein, um den Kuhbaum kennen zu lernen, von dem wir viel hatten sprechen gehört. Man versicherte uns, die Neger der Meiereien, welche die Milch von diesem Baume tränken, hielten sie für eine sehr gesunde Nahrung.

Da alle Milchsäfte der Pflanzen, z. B. die der Wolfsmilch, scharf, bitter und mehr oder weniger giftig sind, so kam uns diese Angabe sehr seltsam vor. Die Erfahrung lehrte uns aber, daß der Kuhbaum hiervon eine Ausnahme mache. Der Kuhbaum gehört zu den schönsten Bäumen, hat die Gestalt eines Sternapfelbaumes (Chrysophyllum cainito), zehn Zoll lange, zugespitzte, zähe, wechselnd stehende Blätter und eine fleischige Frucht, worin sich eine oder zwei Nüsse befinden. Macht man in den Stamm dieses Baumes Einschnitte, so fließt eine klebrige, ziemlich dicke, vollkommen mild schmeckende und angenehm riechende Milch in großer Menge hervor. Man reichte uns solche in weiten Kürbisflaschen, die an dem Kürbisflaschenbaume wachsen, und wir genossen davon große Massen zu Abends und Morgens, ohne irgend eine schädliche Wirkung zu verspüren. Nur die Klebrigkeit der Milch macht sie etwas weniger angenehm als die Kuhmilch. Man trinkt dieselbe gewöhnlich, indem man Mais- oder Maniokbrod eintaucht. Der Verwalter der Meierei versicherte uns, daß die Sklaven zusehends fett von dieser Milch würden. Steht die Milch in freier Luft, so bilden sich auf ihrer Oberfläche gelbliche, faserige Häute, die eine käseartige Masse enthalten. Diese Häute sind elastisch, wie das Federharz. Man nennt diese Massen Käse, und sie werden in fünf bis sechs Tagen sauer.

Es scheint der Kuhbaum besonders den Küstenbergen, vorzüglich der Gegend von Maracaybo bis Valencia, eigen zu seyn. In manchen Gegenden nennt man ihn Milchbaum, und man behauptet, daß man an der Dichtigkeit und Farbe des Laubes schon die Einträglichkeit des Baumes erkennen könne.

Ich gestehe, daß nur wenige Sachen einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht haben, als der Anblick des Kuhbaums. Alles, was auf Milch Bezug hat, und Alles, was das Getreide angeht, regt eine Theilnahme in uns auf, die nicht allein auf dem Werth dieser Dinge, sondern auf manchen früher gehabten Vorstellungen und Gefühlen beruht. Wir sind gewohnt, die Milch uns nur in den Brüsten und Eutern zu denken, hier aber sahen wir plötzlich eine ganz andere Einrichtung der Natur. Am dürren Abhange eines Felsens wächst ein Baum mit dürren zähen Blättern. Seine dicken holzigen Wurzeln haben Mühe, in das Gestein einzudringen. Mehrere Monate des Jahres befeuchtet ihn kein erquickender Regen, die Äste scheinen dann abgestorben und vertrocknet. Bohrt man aber den Stamm an, so entfließt ihm eine milde, nährende Milch. Bei Sonnenaufgang gewährt er die meiste. Es kommen alsdann die Bewohner von allen Seiten mit ihren großen Näpfen zu dieser gemeinschaftlichen Kuh und melken sie von allen Seiten. Manche trinken gleich den duftenden Saft aus,

andere nehmen ihn mit, um damit ihre Kinder zu erquicken.

Der Melonenbaum und der Federharzbaum (Hevea) haben einen der Milch des Kuhbaumes ähnlichen Saft, allein so rein thierisch ist wohl kein anderer Pflanzensaft, als der des Kuhbaumes. Der Kuhbaum vergegenwärtigt uns recht, wie die große Gütigkeit der Schöpfung in den Warmländern die Trägheit des Menschen begünstigt. In Afrika liefert der Butterbaum Butter, in Amerika der Kuhbaum Milch. Der Pisang, der Sagobaum und andere ähnliche Pflanzen am Orenoko sind eben so gut Brodbäume, wie der eigentliche Brodbaum (Rima) auf den Südseeinseln. Die Früchte der Crescentia und der Lecythis dienen unmittelbar als Gefäße. Blumenscheiden der Palmbäume und Baumrinden liefern Mützen und Gewänder ohne Nähte. Die Scheidewände in den Bambusröhren dienen zu Leitersprossen und erleichtern die Arbeiten bei sehr vielen Geräthschaften.

Wir kehrten nach gehöriger Betrachtung des Kuhbaumes über die Meierei, worauf wir früher sieben Tage verweilten, nach Valencia zurück und wunderten uns, nirgends den wilden Cacaobaum anzutreffen. Derselbe wächst erst jenseits der Wasserfälle des Orenoko bei Atures und Maypures, ist vielästig und hat ein dickes Laubwerk. Er trägt eine überaus kleine Frucht. Von den zahmen Cacaobäumen rechnet man aber 16

Millionen auf die Landschaften Cumana, Neu-Barcelona, Venezuela, Varinas und Maracaybo. Die Kraft des Cacaobaumes ist so mächtig, daß sogar, wenn einige seiner Wurzeln von Erde entblößt sind, unmittelbar daraus Blüthen hervorkommen.

In der Umgegend von Valencia befanden sich sonst ansehnliche Kupferbergwerke und Goldwäschen. In neueren Zeiten hat man die Bergwerke wieder aufgenommen und 12 bis 1500 Centner Rohkupfer jährlich gewonnen. Im Jahre 1553 wurde in den Bergwerken von dem benachbarten Niragua von den in denselben arbeitenden Negersklaven eine Empörung veranstaltet. Ein Negersklave Miguel zog mit 200 seiner Gefährten aus den Bergwerken in die Wälder, ordnete dort ein Gemeinwesen an und ward zum König ausgerufen. Er war ein Freund von Pracht, ließ seine Frau als Königin ausrufen, ernannte Minister und andere Beamte, ja sogar einen Bischof. Bald darauf griff er die Stadt Barquesimeto an, ward aber geschlagen und getödtet.

Vierte Fahrt.

Von Valencia über Calabozo an den Orenoko.

Um aus den Thälern des Sees Valencia zu den Savannen zu kommen, mußten wir noch einen Ge-

birgszug übersteigen. Ehe wir denselben erstiegen, gleich am ersten Tage unserer Abreise von Valencia, am 6. März, begegnete uns unweit des Sees eine zahlreiche Bande von Araguaten-Affen (Simia ursina), die in einer Prozession von einem Baume zum andern stiegen. Einem Männchen folgten viele Weibchen, und mehrere der letzteren trugen ihre Kleinen auf den Achseln. Man bewundert stundenlang die Gleichförmigkeit, mit der diese Affen ihre Wanderung fortsetzen. Reichen die Bäume nicht an einander mit ihren Zweigen, so hängt sich das Männchen mit dem schwieligen Theile seines Schwanzes an einem Aste auf und schwingt sich so lange, bis es einen andern Ast erreicht. Doch zweifle ich sehr daran, daß sie sich kettenartig, wie Ulloa, ein spanischer Reisender, behauptet, an einander hängen, um so sich schwingend von einem Baume zum andern über Flüsse und Schluchten zu gelangen. Wir haben in fünf Jahren Tausende dieser Thiere gesehen, aber nie das bemerkt. Schreien die Araguaten, so ist, wie bei den Fröschen, immer ein Chorführer dabei.

Der Eintritt in die Llanos oder Savannen von Caraccas machte einen eigenen Eindruck auf uns. Wir kamen aus einer bevölkerten, durch Anbau verschönerten Landschaft, und traten jetzt in eine unabsehbare Einöde. Wir waren an Felsen und schattige Thalgründe gewohnt, und kamen jetzt in baumlose Ebe-

nen. Bei unserm Eintritte in die Ebene stand die Sonne uns gerade im Zenith. Der öde, von Pflanzenwuchs entblößte Boden hatte 48 bis 50 Grad Wärme. Kein Windhauch wehte, aber doch wurden wie in allen Ebenen durch niedrige kräuselnde Luftzüge, die sich daraus bilden, daß die Wärme des nackten Bodens von der des berasten verschieden ist, fortwährend kleine Staubwirbel gebildet. Mitten durch den trockenen Luftnebel erblickten wir Stämme von Palmbäumen, die, ihres Blätterschmuckes beraubt, wie Mastbäume aussahen und mit dazu beitrugen, daß die ganze Ebene uns wie ein erstarrtes Meer vorkam. Es liegt etwas Ergreifendes, aber Betrübendes in dem Anblick einer unabsehbaren Fläche, zumal unter diesem Himmelsstriche, wo man auch Monate lang kein Wölkchen am Himmel sieht. Die Ebenen der Mancha in Spanien, die Heideflächen von Jütland bis zu den Niederlanden, die Fläche in Ungarn zwischen dem Theiß und der Donau, und selbst die Flächen in Südrußland zwischen Dnieper, Don und Wolga — sie sind nicht so einförmig als die Savannen Amerikas. Die Savannen Amerikas entbehren jeden Hügel, jede Unebenheit. Man findet auf 30 Quadratmeilen oft keinen Hügel, der einen Fuß hoch wäre. Darum geben ihnen die Spanier den Namen Llanos (Ebenen). Die einförmige Gestaltung dieser Flächen, die selten darin anzutreffenden Wohnungen,

der glühende Himmel, der Staub, die vereinzelten Palmbäume, welche gespensterartig in dem Luftnebel aussehen, dehnen scheinbar für den Wanderer die Ebenen noch aus.

Man unterscheidet in Südamerika aber drei große Flachebenen; nämlich die von Caraccas oder Varinas, welche wir jetzt durchwandern wollten, die Wälder vom Amazonenstrome und die Pampas von Buenos=Ayres. Diese drei Ebenen werden durch drei Gebirgsketten gebildet, welche in einem rechten Winkel zur Andenkette liegen, und wovon zwei, nämlich die nördliche und südliche, mit den Anden zusammenhängen. Die nördliche Gebirgskette streicht vom See von Maracaybo bis Cumana. Der südliche Zug ist der von Chiquito, welcher sich vielfach in Brasilien verzweigt. Zwischen beiden liegen die Granitberge von Parima. Alle drei Züge haben keine arbeitenden Vulkane, und keiner ihrer Gipfel erreicht die Schneegrenze. Die Durchschnittshöhe der nördlichen und mittleren Kette geht nicht über 1800 Fuß, obgleich einige Gipfel über 8000 Fuß hoch sind. Die an diesen Gebirgen liegenden drei Ebenen sind südöstlich dem Meere zugewandt und können als ehemalige Meerbusen betrachtet werden. Höbe sich das Meer an der Mündung des Orenoko oder des La Plata 300 Fuß, oder an der des Amazonenflusses 1200 Fuß, so würde dasselbe 5 bis 600 Meilen nach

Westen vordringen, die drei großen Ebenen überfluthen und den Fuß der Anden bespülen. Die Gebirge von Prime bildeten dann eine Insel, da die Llanos vom Orenoko mit denen vom Amazonenflusse vermittelst des Negro zusammenhängen. — Die Llanos am Orenoko enthalten 12 bis 13,000 Quadratmeilen.

Hätte Amerika vor seiner Entdeckung die großen grasfressenden Thiere gehabt, die Asien und Afrika besitzt, Pferde, Kameele, Ochsen und Esel, oder nur die Pferde und Kühe, die jetzt einheimisch darin sind, so würden wahrscheinlich Hirtenvölker, wie die Wüsten Afrikas und Asiens, so auch die Savannen Amerikas durchweidet, bei Dürre und Überschwemmungen um die Weiden gekämpft, und so sich entwickelt und gekräftigt, auch wohl die Staaten in dem Berglande der Cordilleren, Peru und Neu-Granada (Cundinamarka) angegriffen und erobert haben. Columbus hätte dann das Menschengeschlecht in Amerika in anderen Umständen getroffen. Den Zwischenstand zwischen dem des Jägers und dem des Ackerbauers, nämlich den Hirtenstand, verdankt Amerika erst Europas Thieren.

Zwei Nächte brachten wir zu Pferde in den Savannen zu, und ruhten am Tage unter den Gebüschen einer Palmenart. Die dritte Nacht schliefen wir in einer Meierei, die den Beinamen zum Krokodill hatte. Eine solche Savannen-Meierei besteht aus ei-

nem einzelnen Hause, um welches etliche mit Rohr und Häuten bedeckte Hütten errichtet sind. Ochsen, Pferde und Maulthiere streifen um dieselbe auf mehrere Quadratmeilen umher, und Männer, die bis zum Gürtel nackt sind, reiten durch die Savannen, um die Thiere zu besichtigen, diejenigen, welche sich zu weit von der Meierei entfernt haben, zurückzutreiben, und das Jungvieh, welches noch kein Zeichen hat, mit einem glühenden Eisen zu bezeichnen. Diese nackten Hirten sind theils Freie, theils Freigelassene, theils Sklaven, alle afrikanischen oder amerikanischen Ursprungs. Europäer würden ihre Lebensart schwerlich unter dem heißen Himmelsstriche aushalten. Sie leben von an der Luft gedörrtem Fleisch, kommen fast gar nicht vom Pferde herunter, und füttern bisweilen auch ihre Pferde mit dem Dörrfleisch, wie man sie bei uns mit Brod füttert.

Man sprach in der Meierei zum Krokodill von mehreren tausend Käsen, aber vergeblich war unsere Bitte um eine Schale Milch, weil man das Rindvieh nicht zur Milch benutzt. Man brachte uns in einer Fruchtschale gelbes, schlammiges, stinkendes Trinkwasser. Die Trägheit der Bewohner ist hier zu Lande so groß, daß man sich nicht einmal einen ordentlichen Brunnen gräbt, obgleich 10 Fuß tief überall schönes frisches Wasser getroffen wird.

Als wir unsere Maulthiere von ihren Bürden be-

freit hatten, ließen wir sie frei, um sich Wasser zu suchen. Die Thiere finden die Pfützen, theils durch den kühlen Wind, der von daher kommt, geleitet, theils durch das Gesträuch, was solche Wasserplätze umgiebt. Will man den Spurtrieb dieser Thiere steigern, so braucht man sie nur in einen heißen Stall zu sperren. Den Kopf zurückgeworfen und den Schweif hoch, rennen sie dann windan, machen, um näher zu spüren, bisweilen Halt, und verkündigen zuletzt durch ihr Wiehern, daß sie Wasser gefunden. Wir folgten unsern Maulthieren, um wo möglich in einer Lache ein Bad zu nehmen, da wir sehr mit Staub und Sand bedeckt waren. Wir kamen auch richtig an einen sumpfigen Tümpel, zogen uns aus und stiegen hinein. Kaum aber hatten wir die Kühlung des Wassers gespürt, so mußten wir auch schon wieder herauseilen, denn ein Krokodill tummelte sich auf der entgegengesetzten Seite im Schlamme. Bei der Rückkehr zur Meierei verfehlten wir, da es dunkel geworden war, den Weg. Wir hatten uns nur eine Viertelstunde weit von derselben entfernt, und fanden, nach einer Stunde Wegs, dieselbe nicht wieder. Weil wir nicht wußten, nach welcher Richtung wir von der Meierei ausgegangen waren, so half uns weder der Kompaß, den wir stets bei uns führten, noch der Aufgang der Sterne. Wir suchten an den Badeplatz zurückzukehren, um von da aus dann etwa den richti=

gen Weg zu treffen, allein auch das war vergeblich. Nach langem Herumirren setzten wir uns an einem ganz trockenen Platze auf den Stamm eines Palmbaumes nieder. Mehr fürchteten wir uns vor giftigen Wasserschlangen als vor dem Jaguar. Endlich kam ein Hirte zu Pferde, wunderte sich nicht wenig zwei Weiße hier so einsam zu finden, doch gelang es uns, ihm Zutrauen einzuflößen, und er führte uns zur Meierei zurück. Unsere Führer erzählten uns, als wir ankamen, daß sie bereits angefangen hätten, um uns besorgt zu werden, und fügten eine Menge Beispiele von Personen hinzu, die sich in den Savannen verirrt hätten und von Räubern ausgeplündert wären; allein keinem dieser Leute war es eingefallen, uns zu suchen.

Wir brachen des Morgens um zwei Uhr auf und bemerkten am Vormittage manche von der Luftspiegelung bewirkte verkehrte Bilder am Himmel, z. B. unter einer Ochsenheerde mehrere Thiere, die mit den Füßen in der Luft zu schweben schienen. Ja wir sahen verkehrte Thürme am Himmel, die wahrscheinlich Spiegelungen von weit entfernten Hügeln waren, wie auch Niebuhr in Arabien schon solche Luftspiegelungen ohne die Gegenstände selbst gesehen hat*). — Wir kamen durch große Heerden von Ochsen, die alle

*) Vergleiche Theil 9. S. 320 dieser Reisen!

friedlich weideten. Sie haben die Milde der Luft angenommen, und unterscheiden sich sehr von ihren Stammesgenossen auf den kalten Hochebenen von Quito, welche uns öfter durch ihre Wildheit beunruhigten. Unweit von Calabozo sahen wir Rehe mitten unter Pferden und Kühen friedlich weiden. Die amerikanischen Rehe gleichen den Damhirschen und haben braunfalbes, weißgetupftes Haar. Wir sahen auch einige ganz weiße, wie man solche auch unter den großen Hirschen der kalten Andenkette trifft.

Man findet in den Savannen mehrere Palmenarten. Am häufigsten kommt die Dachpalme (Palma de Cobija oder Llanospalme) vor. Sie wächst sehr langsam, wird 20 bis 24 Fuß hoch, Jahrhunderte alt, und unter 8 bis 10 Zoll nur dick. Sie trägt olivenförmige Früchte und liefert ein sehr hartes Bauholz, was viel gebraucht wird. Schatten gewährt sie mit ihren schmalen handförmigen Blättern nur sehr wenig. Sehr wichtig ist die Murichipalme (Mauritia flexuosa) unter den Gewächsen der Savannen. Der Pater Gumilla preist sie unter dem Namen des Lebensbaumes, der, wie Plinius sagt, victum et amictum (das Nöthige in und um den Leib) darbiete. Wirklich liefert diese Palme Mehl (wie der Sagobaum), Wein, Fasern zu Hängematten, Körben, Netzen und Kleidern. Die tannzapfenartigen Früchte schmecken wie Äpfel und sehen bei vollständiger Reife

von innen gelb, von außen roth aus. Die Araguaten-Affen sind sehr lüstern darnach, und die Indianer bereiten ein gegohrenes Getränk daraus. Auch in der dürresten Jahreszeit behält diese Palme ihre fächerförmig gefalteten, glänzenden Blätter und gewährt einen erfreulichen Anblick in den Savannen. Man findet gewöhnlich Wasser in ihrer Nähe, weshalb die Eingeborenen sagen, sie ziehe das Wasser aus der Luft an sich; wie sie solches auch von den Wasserschlangen behaupten und so Wirkung und Ursache umdrehen.

Wir durchzogen die sengenden Ebenen zwischen der Meierei zum Krokodill und Calabozo unter vielen Anstrengungen, denn der Wärmemesser stand auf 40 und 41 Grad. Wahrscheinlich waren vor 300 Jahren diese Ebenen nicht so heiß. Sie hatten damals wohl mehr Bäume. Dadurch, daß man das Gras anzündet, um gute frische Weiden zu erhalten, sind gewiß viele Bäume zerstört. Aber wenig Bäume waren nach alten Nachrichten auch schon vor 300 Jahren hier. Es läßt sich schwer ausmitteln, warum manche Gegenden von Bäumen so verlassen und darum so verödet sind.

Zu Calabozo, welche Stadt damals 5000 Einwohner zählte, wurden wir von dem Verwalter einer königlichen Meierei aufs beste aufgenommen. Die meisten Bewohner der Stadt besitzen ihren Reichthum in Heerden. Man berechnet die Heerden, die von den

Mündungen des Orenoko bis zum See Maracaybo weiden, auf 1,200,000 Ochsen, 3,000,000 Pferde und 90,000 Maulthiere, und den Ertrag derselben zu jährlich 1,300,000 Thaler. In den Pampas von Buenos-Ayres halten sich dagegen 12,000,000 Stück Rindvieh und 3,000,000 Pferde auf, die herrenlosen, deren Anzahl auch groß ist, ungerechnet. Diese Angaben sind aber sehr unsicher; denn die meisten Heerdenbesitzer wissen gar nicht, wie viel Stück Vieh ihnen gehören, sondern nur wie viel Stück Jungvieh sie in einem Jahre bezeichnet haben. Die reichsten Eigenthümer zeichnen jährlich bis auf 14,000 Stück und verkaufen 5 bis 6000 Stück. Ein Maulthier gilt auf der Stelle 14 bis 18 Piaster, in einem Hafen 25 und auf den Antillen 60 bis 80. Ein wildes Pferd wird in den Pampas mit einem halben bis einem Piaster, in den Llanos von Caraccas mit zwei bis drei Piastern bezahlt. Die Pferde der Savannen sehen gewöhnlich röthlich-braun aus, sind klein, stammen aber von der guten spanischen Art ab. Die Thiere führen ein unruhiges Leben. Wechselsweise werden sie von der Dürre und von den Überschwemmungen geplagt, von Insektenstichen und den Bissen großer Fledermäuse gequält. Schafe giebt es in den Llanos nicht, wohl aber Ziegen.

In den neuesten Zeiten haben die Heerdenbesitzer viel durch Räuber gelitten, welche die Steppen durch-

ziehen und das Vieh tödten, um die Haut abzuziehen und zu verkaufen. Die Ausfuhr von Häuten aus Südamerika ist beträchtlich. Aus dem Hafen von Guayra allein wurden in den Jahren 1789 bis 1792 alljährlich 70 bis 80,000 Stück ausgeführt; aus dem von Buenos=Ayres aber jährlich 800,000 Stück. Christoval Rodriguez war der erste Landbesitzer in Amerika, welcher die Savannen mit Vieh zu bevölkern suchte. Im Jahre 1548 erhielt er das erste Hornvieh. So groß die Viehheerden in Amerikas Steppen auch sind, so leben doch in Deutschland und Frankreich viel mehr Kühe und Pferde auf der Quadratmeile als hier. Die zweckmäßige Bebauung des Bodens ist der Viehzucht förderlich.

Wir fanden in Calabozo einen vollständigen Elektrisirapparat, und zwar von einem Manne verfertigt, der nie ähnliche Gegenstände gesehen, sondern nur in zwei Schriften davon gelesen hatte. Der Mann freute sich kindlich, als wir ihm einige ihm noch unbekannte Sachen zeigten und von den neuen Entdeckungen Galvani's und Volta's auf diesem Gebiete erzählten.

Wir hatten aber in Calabozo noch eine natürliche galvanische Säule zu beobachten, nämlich die elektrischen Zitteraale, wonach wir vergeblich bis dahin geforscht. Die Zitteraale (Gymnoten Tembladores) kommen in mehreren Arten in verschiedenen Gegenden vor, müssen aber nicht mit den Zitterrochen

(Torpedo) verwechselt werden, welche ebenfalls elektrisch sind. Die sumpfigen Flüsse und Seen der Umgegend von Calabozo sind reich an Zitteraalen, doch konnten wir keinen lebendig ins Haus bekommen, obgleich wir zwei Piaster fürs Stück boten. Wir entschlossen uns deshalb, selbst eine Fischerei anzuordnen. Zu dem Ende begaben wir uns den 19. März früh Morgens zu einem kleinen Dorfe, neben dem ein ausgetrockneter Fluß einen ansehnlichen schlammigen Wasserbehälter bildete, der von wohlriechenden Bäumen umschattet war. Da es sehr schwer hält, in Netzen die Aale wegen ihrer außerordentlichen Behendigkeit zu fangen, und da man sie durch hineingeworfene Betäubungsmittel nicht in ihrer Kraft schwächen wollte, so ward, wie man es hier nennt, mit Pferden gefischt. Unsere Indianer trieben aus der Umgegend etwa dreißig Pferde und Maulthiere zusammen und jagten diese in den Sumpf. Der Lärm und die Bewegung, welche dadurch im Wasser und im Sumpfe entsteht, lockt die Aale aus dem Schlamme heraus und reizt sie zu elektrischen Entladungen, indem sie sich wie Wasserschlangen ringelnd auf der Oberfläche des Wassers zuerst fortbewegen, dann den Pferden unter die Bäuche kriechen und denselben derbe Schläge beibringen. Die Indianer umzingeln, mit Bambusstäben und Harpunen bewaffnet, das Wasser, einige steigen auf die Baumzweige, welche sich wagerecht über

den Sumpf ausdehnen, und hindern durch Schreien und Stoßen die Pferde, ans Land zurückzukehren. Die Aale kommen immer mehr in Unruhe und bringen den Pferden Schlag auf Schlag bei. Mehrere Pferde unterliegen auch und sinken im Wasser unter. Manche der untersinkenden kommen wieder hervor, sträuben schnaubend die Mähnen, funkeln in wilder Angst mit den Augen und suchen dem Feinde zu entfliehen, der ihnen unsichtbar solche Schläge beibringt. Nur einigen gelingt es, den Indianern zu entschlüpfen und das Land zu gewinnen. Diese straucheln bei jedem Schritte, dehnen sich und strecken sich, matt und erschöpft an allen Gliedmaßen, auf dem Sande aus.

Nach und nach läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach, die Aale ermatten und entfernen sich von ihren Gegnern. Sie bedürfen viel Ruhe und eine reichliche Nahrung, um die verlorenen Kräfte wieder zu ersetzen. Die Maulthiere und Pferde erholen sich, ihre Mähnen strotzen nicht mehr, das Funkeln der Augen hört auf, und die Aale nähern sich furchtsam dem Ufer, wo man sie mit kleinen, an langen Stricken befestigten Harpunen fängt. Wenn die Stricke völlig trocken sind, so fühlen die Fischer, wenn sie den Fisch emporheben, keine Erschütterung.

In wenig Minuten besaßen wir auf diese Art fünf große, wenig verwundete Aale, und mehrere an-

dere wurden noch am Abend auf gleiche Weise gefangen. Einige waren 5 Fuß 5 Zoll lang, und die Fischer versicherten uns, noch weit größere sonst gesehen zu haben. Einer von 3 Fuß und 10 Zoll Länge wog 12 Pfund. Der Querdurchschnitt des Körpers betrug 3 Zoll 5 Linien.

Die Aale hatten alle eine schöne olivengrüne Farbe, einen gelben rothgefleckten Kopf und zwei Reihen gelber Flecken längs dem Rücken. Es sollen in den Sumpfwässern des Apure andere Zitteraale von dunkelschwarzer Farbe leben, doch konnten wir keinen davon erhalten *).

Es wäre verwegen, sich den ersten Schlägen eines ungeschwächten, stark gereizten Zitteraales auszusetzen. Erhält man einen solchen ersten Schlag, so erfolgen furchtbare Betäubungen und Schmerzen. Ich erinnere mich nicht, durch die Entladung einer großen Leydner Flasche je eine so furchtbare Erschütterung erlitten zu haben, als die war, da ich unvorsichtigerweise einst beide Füße über einen Zitteraal legte, der eben aus dem Wasser gezogen ward. Ich fühlte den

---

*) Man kennt jetzt außer dem Zitteraal (Gymnotus electricus) noch sechs Arten elektrischer Fische, nämlich vier Zitterrochen, als Torpedo narne, T. unimaculata, T. marmorata, T. galvanii, einen Silurus electricus und einen Tetraodon electricus. Alle diese Fische haben keine Schuppendecken.

ganzen Tag hindurch in den Knieen und fast in allen Gelenken den empfindlichsten Schmerz. Es entsteht ein innerer Schauer, und es ist als gingen besondere Nervenschwingungen vor, die zwei bis drei Sekunden dauern und in eine Lähmung übergehen.

Man gebrauchte sonst auch im holländischen Guiana die Zitteraale zur Heilung von Lähmungen. Die amerikanischen Wilden bedienten sich auch schon des Zitteraales zur Heilung von Gicht und Kopfschmerzen, wie die Griechen des Zitterrochens. Herr Bonpland und ich, wir hatten nach vierstündigen anhaltenden Versuchen mit den Zitteraalen bis auf den folgenden Tag eine große Schwäche in den Muskeln, einen Schmerz in den Gelenken und ein allgemeines Übelseyn.

Wir erhielten einen in einem Netze gefangenen, völlig unverletzten Zitteraal, und nährten ihn mit Fleisch. Er verursachte den kleinen Schildkröten und Fröschen, die, mit der Gefahr unbekannt, sich wohl traulich auf seinen Rücken setzen wollten, nicht geringen Schreck. Die Frösche flüchteten, sobald sie wieder zur Besinnung gekommen waren, und als wir sie wieder in dem Wasserzober mit dem Aal zusammenbrachten, entsetzten sie sich schon über seinen Anblick. Herr Fahlberg in Stockholm beobachtete späterhin einen Zitteraal aus Surinam, der ganz zahm geworden war, über vier Monate und berichtet von demselben: „Die Schläge, welche der Aal versetzte, waren, vorzüglich

in der Luft, so heftig, daß ich beinahe nicht wußte, wie ich mich beim Fortbringen des Fisches von einem Ort zum andern durch nicht leitende Körper dagegen schützen sollte. Er fraß nur wenig auf ein Mal, aber oft. Lebendige Fische betäubte er, indem er ihnen aus der Entfernung einen Schlag beibrachte. Hungerte ihn sehr, so schleuderte er auch wohl Schläge gegen den Menschen, der ihn fütterte. Wenn er beim Hals und Schwanz gefaßt wurde, so erfolgten stärkere Erschütterungen, als bei der Berührung mit einer Hand."

Späterhin habe ich auf einer Reise in Italien auch genau den dortigen Zitterrochen untersucht, und gefunden, daß beide Fische die Entladung nach ihrem Willen (freiwillig) machen, daß sie also nicht mit einem gewöhnlich elektrisirten Körper zu vergleichen sind, welcher nothwendigerweise, bei gehöriger Berührung, entladen wird. Die Zitteraale werden in Amerika gehaßt, denn ihr Fleisch schmeckt nicht sonderlich, und sie sind die Ursache davon, daß viele Gewässer der Savannen wenig oder gar keine Fische haben, weil sie bei weitem mehrere tödten als verzehren. Ja man mußte in einer Gegend eine Landstraße deshalb verlegen, weil sie durch ein Gewässer führte, worin jährlich eine große Anzahl lasttragender Maulthiere von den Zitteraalen getödtet ward.

Den 24. März verließen wir Calabozo, vergnügt

und zufrieden mit unserm Aufenthalt. Auf der ferneren Reise fanden wir den Boden pflanzenloser, palmenloser, zerrissener und staubiger als bisher. Wir trafen um vier Uhr Nachmittags ein junges indianisches Mädchen am Wege, matt und von Durst erschöpft. Seine Augen, seine Nasenlöcher und sein Mund waren mit Staub angefüllt, sein Athem röchelnd, und es konnte nicht sprechen. Wir wuschen ihm, da eins unserer Maulthiere Wasser trug, das Gesicht, und flößten ihm Wein ein. Anfangs erschrak es, da es aus seiner Betäubung erwachte, allmälig beruhigte es sich und sprach mit unseren Führern. Es war aus einem frühern Dienste verabschiedet worden und wollte sich jetzt in eine Mission bei Calabozo begeben. Wir rüsteten es mit Speise und Trank zur Weiterreise aus.

In der Nacht auf den 25. setzten wir durch den Uritucu, und man rieth uns, da die Krokodille dieses Flusses sehr wild sind, vorsichtig zu seyn, und besonders unsere Hunde gut in Acht zu nehmen. Unser Wirth in Calabozo hatte unter einem Wetterdache, das man uns hier am Flusse zeigte, ein eigenes Abenteuer gehabt. Er hatte in Gesellschaft eines Freundes, auf einer Reise begriffen, die Nacht unter dem Wetterdache auf einer Haut zugebracht. Früh Morgens ward er durch heftige Stöße und ein furchtbares Wühlen auf seinem Lager gestört. Erdschollen wurden ringsum hingeschleudert, und endlich kam ein junges,

zwei bis drei Fuß langes Krokodill unter seinem Lager hervor, warf sich auf einen in der Nähe sitzenden Hund, verfehlte ihn jedoch und eilte dann dem Ufer zu. Das Krokodill hatte nämlich, wie das in der Dürre des Sommers häufig ist, einen Sommerschlaf im Schlamme gehalten, und war durch Menschen, Pferde und Hunde aus seinem Schlafe aufgeweckt worden. Große Schlangen liegen auch Monate lang in solchem Sommerschlafe. Besonders vertiefen sich diese Thiere deshalb im Schlamme, um bei der Dürre so viel Feuchtigkeit als möglich zu haben.

Wir wanderten lange, ohne eine Spur vom Wege zu haben. Angenehm überraschte uns in dieser Irre einc einzelne Meierei, die mit Gärten und fließendem Wasser umgeben war. In einem Dorfe dahinter fanden wir einen Geistlichen, der selbst in der Kirche einen Kramladen hielt. Wir begegneten einem Pferdehändler, der für 1000 Pferde nur 2200 Piaster gezahlt hatte, und kamen den 27. März in San Fernando am Apure, dem Hauptorte der Kapuzinermönche in der Provinz Varinas, an. Dieser Ort war das Ziel unserer Landreise, indem wir von hier aus zu Kahn weiter fuhren.

Die Flüsse Apure, Arauca und Meta waren bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts in Europa fast ganz unbekannt. In Amerika waren sie schon früherhin, und zwar durch Abenteurer bekannt gewor-

den, welche das Dorado oder Goldland der neuen Welt auch hier, wie in Guiana, an den Quellen des Orenoko und anderwärts aufsuchten. Die Jesuiten waren schon über die Wasserfälle des Orenoko bei Atures vorgedrungen, als von Cumana aus die Kapuziner kaum hin bis zur Gegend des jetzigen Calabozo gelangt waren. Daraus läßt es sich erklären, daß St. Fernando am Apure erst 1789 begründet ward. Die Lage dieses Ortes ist ausnehmend günstig. Eine große Menge von Waaren kommt hier zusammen, um an die Mündungen des Orenoko zu gehen. Während der Regenzeit treffen große Fahrzeuge von Angostura (St. Thomas) am untern Orenoko hier ein und gehen, indem die ganze Gegend einen See bildet, bis nahe an Varinas hinauf. Die Savannen stehen dann 12 bis 14 Fuß unter Wasser, und die an den höhern Stellen gebauten Meiereien sehen daraus als Inseln hervor. Die Pferde, besonders die Fohlen, welche nicht zu rechter Zeit die höhern Gegenden erreichen, gehen dann zu Hunderten zu Grunde. Sie schwimmen ein paar Tage lang umher und nähren sich von den Baumästen, die aus dem Wasser hervorsehen, werden aber auch oft an den Füßen von den Krokodillen beunruhigt. Die Äser von dem ertrunkenen Vieh ziehen die Aasgeier des Landes, die Zamuros (vultur aurea) herbei, welche als die Ibisse des Orenoko betrachtet werden können.

Wir verweilten drei Tage in St. Fernando und wohnten bei dem dortigen Geistlichen, einem Kapuziner, an den wir von Caraccas aus empfohlen waren, der in großem Wohlstande lebte und sich uns außerordentlich gefällig bezeigte.

Die Breite des Apure bei St. Fernando beträgt 1236 Fuß. Ich war eben mit der Messung derselben beschäftigt, als das erste Gewitter und der erste Regen der Jahreszeit hereinbrach. Die Wasser des Stromes wurden vom Ostwinde emporgehoben, dann folgten Windstillen, und die großen Meerschweine (Delphinus phocaena) zogen in langen Reihen auf dem Wasser einher. Näherten sich diese schwimmenden Säugethiere den großen Lurchen, den Krokodillen, so tauchten diese unter, als wenn sie sich vor jenen fürchteten. Es wunderte uns sehr, in einer so bedeutenden Entfernung vom Meere fischartige Säugethiere zu finden, welche in der Regel nur den Meeren angehören. Sie sind 3 bis 4 Fuß lang, werden Toninas von den Spaniern genannt und müssen wohl den Flüssen dieser Gegend ganz angehören, da wir sie auch oberhalb der Wasserfälle im Orenoko fanden, und da sie zu allen Jahreszeiten dort getroffen werden, was bei solchen Thieren nicht stattfindet, die nur zu gewissen Zeiten, wie der Lachs, die Flüsse vom Meere aus hinaufsteigen.

Der Gang des Wetters in den Gegenden von

Fernando und in dem ganzen Gebiete des untern Orenoko ist folgender. Vom December bis Februar hat die Luft eine außerordentliche Reinheit. Der Himmel ist ganz wolkenlos, und es weht ein Wind aus Osten und Nordosten. Gegen Ende Februar und im März wird das Blau des Himmels wieder dunkel, indem sich Feuchtigkeiten in der Luft zeigen, der Ostwind weht wieder stark, es entstehen bisweilen Windstillen, in Süden sammeln sich Wolken, man bemerkt öfter ein schwaches Wetterleuchten, die Wolken fahren rasch am Himmel hin, und am Ende des April fängt mit einer grauen Färbung des Himmels die Regenzeit an. Die Wärme wird schwächer, die Brüllaffen fangen zu heulen an, die Luft ist sehr matt, bei geringer elektrischer Spannung, und doch entstehen viele Gewitter, was beweist, daß in der obern Luft die Elektricität sehr thätig ist. Die Regen werden andauernd am Tage, hören aber in den Nächten auf. Diese Regen sind im Juni am stärksten, von welcher Zeit an die Schwüle abnimmt und sich ein heiteres Wetter bei wiederkehrendem Ostwinde einstellt.

Zu unserer Wasserfahrt auf dem Apure mietheten wir eine sehr breite Pirogue, welche die Spanier Lanchas nennen. Ein Steuermann und vier Ruderknechte waren zur Bedienung des Fahrzeuges hinreichend. Im Hintertheile des Fahrzeuges wurde eine Hütte errichtet. Darin stand ein Tisch und ein Paar Bänke aus Kuhhäuten gebildet, die über Rahmen gespannt waren.

Wir versahen uns mit Lebensmitteln auf einen Monat. Es waren Hühner, Eier, Pisangfrüchte, Maniokmehl und Cacao im Überfluß zu haben. Unser Wirth versah uns mit spanischem Weine, mit Orangen und Tamarinden, um uns kühlende Getränke machen zu können. Bei unserer Beköstigung rechneten die Indianer noch stark auf ihre Angeln, Netze und unsere Flinten. Letztere sind wegen der Feuchtigkeit der Luft aber oberhalb der Wasserfälle des Orenoko nicht zu gebrauchen. Der Apure nährt viele Fische, Seekühe und Schildkröten. Seine Ufer wimmeln von unzählbaren Vögeln, von denen uns die Pauxi und Guacharaca, die Truthühner und Fasanen dieser Gegenden, am meisten zu gute kamen.

Unsere Abreise von St. Fernando geschah am 30. März um vier Uhr Abends bei ungemein großer Hitze. Es begleitete uns von hier aus auf der ganzen Flußfahrt auf dem Apure, Orenoko und Rio negro der Schwager des Statthalters der Provinz Varinas, welcher kürzlich erst von Cadix aus in Amerika eingetroffen war. Sein munterer Geist und sein liebenswürdiges Wesen ließen uns öfters die Beschwerden einer nicht allezeit gefahrlosen Wasserfahrt vergessen.

Unterhalb St. Fernando ist das Ufer des Apure auf der rechten Seite besser bebaut als auf der linken. Auf dieser leben die Yaruro-Indianer, welche viele Jaguare erlegen und deren Felle in den Handel

bringen. Den folgenden Tag sahen wir ansehnliche Zuckerfelder durch Feuer zerstört, das aus einem nahen Walde sich über sie verbreitet hatte. Die herumziehenden Indianer richten viel Unglück durch ihre Feuer an, die sie nie auslöschen, wenn sie weiter ziehen. Die Stämme der harten Hölzer, als des Demantbaumes (Demanthus) und des Mahagonybaumes (Cahoba), welche mitten im Feuer gestanden hatten, fanden wir nur zwei Zoll tief verkohlt. Hinter dieser Brandstätte kamen wir in das Land der wilden Thiere, der Jaguare, Krokodille und Wasserschweine. Die letztern haben die Größe unserer Schweine, leben zu 50 bis 60 an den Ufern der Ströme, haben keine Waffen zu ihrer Vertheidigung, laufen schlecht, schwimmen etwas besser, und werden auf dem Lande von den Jaguaren, im Wasser von den Krokodillen verfolgt. Sie pflanzen sich so rasch wie die Meerschweine fort, und werden gewöhnlich Chiguires (Cavia capybara nach Linné) genannt.

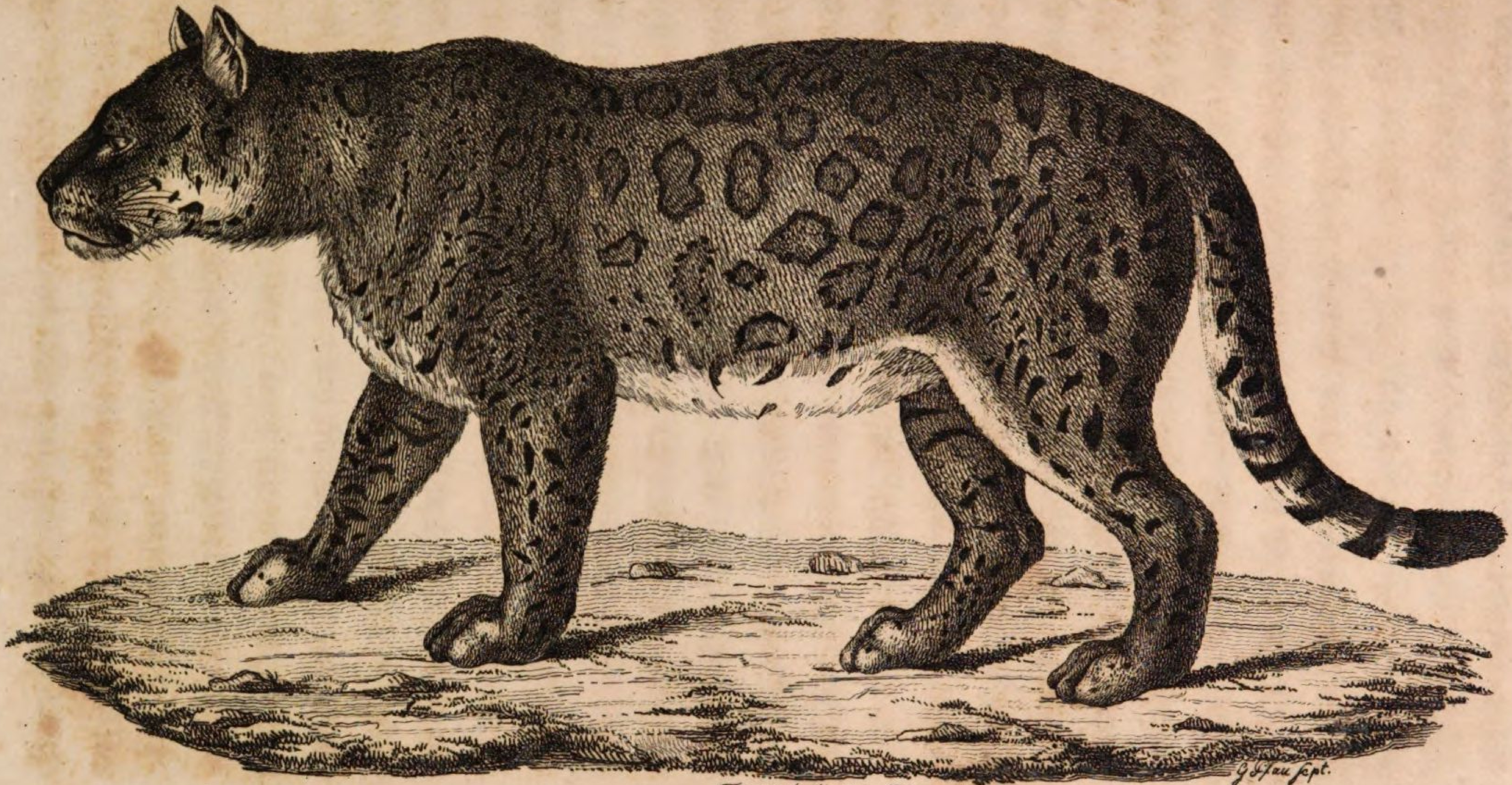
Auffallend war mir die Ordnung der Bäume an den Ufern des Flusses. Zunächst dem Ufer stehen Gebüsche von Sauso (Hermesia castaneifolia) und bilden eine vier Fuß hohe Hecke. Dahinter erheben sich Paternosterbäume (Cedrela), Blutholzbäume (Bresillet) und Lebensholzbäume (Gaiac). Palmen kommen selten vor. Die großen Thiere haben sich in den Sausohecken Durchgänge gebildet, aus denen sie am

Strome zu trinken hervorkommen. Man kann sie, da sie sich wenig um einen Kahn bekümmern, sehr lange beobachten, wenn sie so am Ufer umherschleichen. Für mich war so ein Anblick jedes Mal sehr anziehend, so oft er sich auch wiederholte. Wenn so ein Thier nach dem andern sich sehen ließ, sagte unser Steuermann: „Es ist wie im Paradiese." — Allein es ist doch anders, denn man merkt bald, daß sich diese Thiere unter einander bekriegen und tödten.

Da, wo das Ufer flach ist, stehen die Sausohecken weit vom Strome entfernt, und das Zwischenland nehmen die Krokodille ein, die wir oft in Gruppen von 8 bis 10 Stück in unbeweglicher Stellung mit rechtwinklig geöffneten Kinnladen liegen sahen. Wir maßen zwei todte, wovon das eine 16 Fuß 8 Zoll, das andere 22 Fuß 3 Zoll lang war. Zu unserm Erstaunen sahen wir auch mitten unter einem Haufen von Wasserschweinen ein lebendiges Krokodill liegen. Vielleicht kommt es daher, weil die Krokodille diese Thiere nur im Wasser angreifen.

Tiefer herunter sahen wir in einer sehr wilden Gegend den größten Jaguar, der uns auf unserer ganzen Reise vorkam. Auch unsere einheimischen Begleiter waren über seine Größe erstaunt. Sie übertraf die aller indianischen Tiger, die ich je in einer Thiersammlung gesehen. Das Thier lag im Schatten eines großen Zamang (einer Mimosenart) hingestreckt

Harnisch Reisen Th. XVI. S. 151.



Frenzel direx: Dresd

G. Jf... sc.

Der Jaguar.

und stützte eine seiner Tatzen auf ein eben erst erlegtes Wasserschwein. Eine Menge Geier hatten sich um diesen amerikanischen Thierkönig versammelt, um, wenn derselbe etwas von seiner Mahlzeit übrig ließe, solches zu verzehren. Sie näherten sich dem Jaguar wohl bis auf zwei Fuß; aber die mindeste Bewegung desselben schreckte sie stets wieder zurück. Wir setzten uns in den Kahn, der unsere Pirogue begleitete, um das Schauspiel näher zu betrachten, darum sicher, weil der Jaguar nur bei großem Hunger einen Kahn anfällt. Das Plätschern der Ruder bewog ihn, langsam von seinem Lager aufzustehen und sich unter die Sausogebüsche zurückzuziehen. Die Geier benutzten den Augenblick, um das Wasserschwein zu verzehren; allein der Tiger sprang mitten unter sie und trug seine Mahlzeit zürnenden Blickes in den Wald.

Der Jaguar oder amerikanische Tiger (**Felis onca**) unterscheidet sich in Größe und Farbe wenig von dem afrikanischen oder ostindischen Panther und hat (wie das beigefügte Kupfer zeigt) eben solche runde, schwarzbegrenzte Flecken auf einer bräunlich-gelben Grundfarbe. Er gehört zu den furchtbarsten Raubthieren, welches den Heerden großen Schaden zufügt, und soll sich bisweilen mit einem Krokodille in einen Kampf einlassen. Er hat die Stärke, daß er einen Ochsen oder ein Pferd wegschleppen kann.

Weiter unten am Strome fanden wir eine Heerde

Wasserschweine, aus denen wahrscheinlich der Jaguar sich seine Beute erlesen hatte. Wir landeten an der Stelle und fingen zwei dieser großen Nagethiere, aber ihr Fleisch schmeckte uns schlecht, ganz nach Bisam. Man räuchert jedoch häufig die Schinken dieses Thieres, und die Geistlichen machen sich kein Bedenken daraus, während der Fasten davon zu essen. Ihrer geistlichen Thierkunde gemäß gehören die Wasserschweine, wie die Gürtelthiere (Tatou) und die Seekühe (Lamantin), zu den Schildkröten: das Gürtelthier, weil es einen Panzer hat, und die andern, weil sie im Wasser und auf dem Lande leben *). Die Wasserschweine kommen in solcher Menge in den Sümpfen der Savannen und an den Flüssen derselben vor, daß die Viehweiden darunter leiden. Sie leben besonders von einem Kraut, wornach die Pferde fett werden, fressen aber auch Fische und können 8 bis 10 Minuten unter dem Wasser aushalten.

Die folgende Nacht brachten wir auf einer Niederlassung, jedoch im Freien zu. Der Besitzer der Niederlassung war braunschwärzlich, rechnete sich aber seiner Abstammung gemäß zu den weißen Menschen. Seine Frau und seine Tochter, die eben so nackt wie er selbst gingen, nannte er Donna (gnädige Frau)

---

*) In Europa werden die Wasserhühner zu den Fischen gerechnet und deshalb auch als Fastenspeisen gegessen.

Isabella und Donna Manuela. Obgleich er nie die Ufer des Apure verlassen hatte, äußerte er eine lebhafte Theilnahme an den Neuigkeiten aus Madrid. Er wußte, daß der König bald zu den Herrlichkeiten der Landschaft Caraccas kommen würde, setzte aber scherzhaft hinzu, man würde die Hofleute wohl hier zu Lande nicht sehen, da sie bloß Weizenbrod äßen. — Ich hatte ein Wasserschwein mitgebracht und wollte dasselbe braten lassen; unser Wirth behauptete aber, weiße Leute, wie er und ich, wären nicht gemacht, um indianisches Wild zu speisen, und bot uns einen Hirsch an, den er Tags zuvor mit einem Pfeile erlegt hatte.

Dieser auf seine Herkunft so stolze Mann hatte sich nicht die Mühe gegeben, eine Hütte zu bauen. Wir hingen deshalb unsere Hängematte neben der seinigen an zwei Bäumen auf. Nach Mitternacht erhob sich aber ein heftiger Sturmwind, brachte Donner, Blitz und Regen, und wir wurden bis auf die Haut naß. Während des Gewitters fiel die Katze der Donna Isabella von einem Tamarindenbaume in die Hängematte eines unserer Begleiter, welcher, von den Klauen derselben verletzt und aus dem Schlafe geweckt, sich von einem wilden Thiere überfallen glaubte, heftig schrie, und sich erst nicht davon überzeugen konnte, daß es weiter nichts zu bedeuten habe.

Während der Regen in Strömen auf uns herab-

goß, pries uns unser Wirth glücklich, weil wir nicht auf dem Kahne, sondern auf seiner Niederlassung bei weißen Menschen übernachteten. Wir aber waren froh, als wir den ersten April bei Sonnenaufgang von diesem armen Manne uns trennen konnten, der nichts von der alten Welt als ihre elendesten Vorurtheile besaß, und brachten die folgende Nacht auf einem unfruchtbaren, flachen Gestade zu. Die Nacht war still und heiter bei schönem Mondenschein. Die Krokodille hatten sich so gelagert, daß sie in unser Feuer sahen, was sie anzuziehen schien. Im Sande bemerkten wir frische Tritte von Jaguaren. Unsere Hängematten befestigten wir an Ruderstangen, die in die Erde gestoßen wurden. Bis um elf Uhr war alles ruhig. Dann erhob sich aus dem nahen Walde ein furchtbarer Lärm. Unsere Indianer unterschieden von den mannichfaltigen Stimmen die Flötentöne der Sapajus, die Seufzer der Alouaten, das Geschrei des Tigers und des Kuguars oder amerikanischen Löwen, des Wasserschweins, des Faulthiers und mehrerer Vögelarten, besonders aus dem Hühnergeschlechte. Wenn der Jaguar dem Saume des Waldes nahe kam, so fing unser Hund zu heulen an und verkroch sich unter die Hängematten. Bisweilen ließ sich auch der Jaguar von den Bäumen herab hören, und alsdann folgte ihm das schneidende Pfeifen der Affen, welche der nahen Gefahr zu entfliehen suchten. Fragt man

die Eingeborenen, warum die Thiere des Nachts solch einen Lärm machten, so antworten sie gewöhnlich: „sie feiern den Vollmond,“ allein auch wenn der Mond fehlt, hört man dies Leben der Thierwelt, und ist davon wohl der eigentliche Grund der Kampf unter den Thieren. Besonders lebhaft ist dieser Lärm zur Zeit der Gewitter und der heftigen Regengüsse.

Am zweiten April gingen wir vor Sonnenaufgang unter Segel. Der Morgen war schön; die Meerschweine (**Toninas**) durchzogen den Strom in langen Reihen, und das Ufer war mit Tauchervögeln besetzt. An einem Landungsplatze sahen wir im Gipfel eines Baumes zwei niedliche pechschwarze Affen, die selbst unsern indianischen Begleitern noch nicht vorgekommen waren. Auch fanden wir dort ein Nest junger Leguanen, die nicht über vier Zoll lang und kaum von den gemeinen Eidechsen zu unterscheiden waren. Die Wampe unter der Kehle war schon ausgebildet, aber die Rückendornen, die großen aufstehenden Schuppen, und alle die Ansätze, welche dem Leguan, wenn er 3 bis 4 Fuß lang ist, eine so wunderliche Gestalt verleihen, waren gleichsam nur noch im Keime vorhanden. Wir fanden das Fleisch dieser Eidechsen in allen trockenen Gegenden sehr schmackhaft.

Den dritten April fingen unsere Indianer einen Fisch, den sie Caribe oder Caribito nennen. Derselbe ist sehr blutgierig, greift badende Menschen an und

reißt ihnen Fleischstücke aus dem Leibe, wie uns mehrere unserer Begleiter an ihren Narben zeigten. Diese Fische sind höchstens 4 bis 5 Zoll lang, haben dreieckige, sehr spitze und schneidende Zähne, einen weiten Mund und versammeln sich, wenngleich sie auf dem Grunde des Wassers eigentlich leben, sogleich in großen Scharen, sobald sie irgendwo ein blutiges Fleischstück bemerken. Ist deshalb ein Mensch erst von einem Fische verwundet, so wird er bald von mehreren angefallen. Das Fleisch dieses Fisches schmeckt angenehm; aber er ist eine wahre Landplage in heißen Gegenden, weil er das Baden verhindert.

Um Mittag hielten wir in einer öden Gegend an. Ich entfernte mich während der Zurüstung des Mittagsmahles von der Gesellschaft, um eine Krokodillgruppe in der Nähe zu beobachten. Sie waren so gelagert, daß ihre Schwänze sich gegen einander stützten. Kleine schneeweiße Reiher traten ihnen auf den Rücken und selbst auf den Kopf, als lustwandelten sie auf Baumstämmen. Immer auf sie achtend, hatte ich mich nicht weiter umgesehen. Plötzlich ward ich aber ganz frische Spuren eines Jaguars im Sande gewahr, und als ich darauf nach dem Walde hinblickte, so grinsete mich, 80 Fuß von mir entfernt, ein Jaguar an, der unter einem schattigen Baume lag. Ich erschrak heftig, blieb jedoch meiner mächtig, um mich so zu benehmen, wie es am räthlichsten ist. Ich schritt

langsam vorwärts, ohne die Arme zu bewegen, und schlug in einem Bogen gegen das Ufer den Rückweg ein. Je mehr ich mich von dem Thiere entfernte, desto mehr beschleunigte ich meine Schritte und sah nun auch hinter mich, was ich vorher unterließ, so sehr mich auch die Furcht dazu trieb. Athemlos kam ich bei meiner Gesellschaft an und kehrte dann nebst einigen Gefährten, alle mit Flinten bewaffnet, zum Jaguar zurück; er aber hatte sich schon in den Wald begeben.

Am Abend kamen wir vor der Mündung eines Flusses vorbei, in dem jährlich viele Seekühe (Manati, grasfressende Walfische, Sirenen) gefangen werden. Diese Thiere haben einen walzenförmigen Körper, der sich hinten eiförmig endigt, und vorn fünf Flossenfüße, die den Händen gleichen und ihnen zum Kriechen wie zum Halten der Jungen dienen, weshalb sie auch Manaten, d. h. Fische mit Händen, heißen. Sie werden 12 Fuß und darüber lang, leben von Gras, misten gleich den Kühen und haben eine Oberlippe, die vier Zoll über die Unterlippe weggeht und sehr zart ist. Diese Thiere haben viele Mägen, lange Gedärme, große blasige Lungen und ein schmackhaftes Fleisch, das in der Mitte zwischen Schweine- und Rindfleisch steht. Es ist eine beliebte Fastenspeise.

Der vierte April war der letzte Tag, den wir auf dem Apure zubrachten. Wir litten in den letzten

Tagen sehr von den Zancudos oder Schnaken, die nach Sonnenuntergang zum Vorschein kamen, und durch dreifache Kleidung ihren langen Saugerüssel durchstießen. Wir mußten unsern Bivouakplatz verändern, weil bei dem Aufhängen der Lagermatten wir dicht bei uns zwei Jaguare bemerkten. Wir übernachteten nahe am Zusammenflusse des Apure mit dem Orenoko, an welcher Stelle die Provinzen Varinas, Caraccas und Guiana an einander stoßen. Ehe wir den Orenoko erreichten, stießen wir mehrmals auf Untiefen. Die Anschwemmungen sind bei den Zusammenströmungen der Flüsse sehr groß. Wir sahen, als wir in den Orenoko hineinfuhren, die Granitberge von Parime und am grellsten den Zuckerhut von Caycara.

Fünfte Fahrt.

Vom Ausflusse des Apure den Orenoko hinauf bis zum Rio negro.

Die Landschaft am Orenoko hatte ein ganz anderes Ansehen als die am Apure. Eine unermeßliche Wasserfläche lag gleich einem See vor uns. Schäumende Wellen wurden, im Kampf von Wind und Strömung, mehrere Fuß hoch emporgehoben. Von Wasservögeln

bemerkten wir fast nichts, nur selten ließ sich ein Krokodill sehen. Den fernen Gesichtskreis begrenzte wohl Wald, aber derselbe stand weit von den Ufern entfernt. Alles war öde und weniger belebt.

Wir verweilten einige Zeit in dem Hafen von Encamarada bei Caycara, an welchem Hafen sich eine 1749 von den Jesuiten angelegte Mission befindet. Wir trafen in diesem Hafen Karaiben, und darunter einen Häuptling (Caziken), der in seinem Kahne den Orenoko hinauf fuhr, um der berühmten Schildkröteneiersammlung beizuwohnen. Er hatte einen kleinen Kahn bei dem größern Fahrzeuge und saß in letzterm unter einem Zelte. Sein kalter, stummer Ernst, so wie die Ehrfurcht, mit der seine Begleiter ihn bedienten, deuteten seine Wichtigkeit an. Sonst war er, wie seine Begleiter, nackt, und wie sie und alle seine Geräthe roth bemalt.

Den sechsten April setzten wir die Fahrt auf dem Orenoko fort. Alle Krokodille, die wir jetzt sahen, waren 20 bis 24 Fuß lang, so daß es auch hier hieß: „Die Großen suchen das Große.“ — Mit vollen Segeln fuhren wir den Strom hinauf und landeten um 11 Uhr Vormittags auf einer Insel mitten im Strome, welche als Eigenthum der Mission von Uruana, am Ausflusse des Arauca, betrachtet wird. Diese Insel ist durch die Schildkröteneiersammlung bekannt, und wir trafen bei derselben gerade zur rechten Zeit ein.

Wir fanden schon über 300 Indianer versammelt, welche unter Hütten von Palmblättern lagerten. Außer den Guamos und Otomacos von Uruana, welche zwei wilde und störrige Volksstämme bilden, trafen wir auch Karaiben und andere Indianer des untern Orenoko. Jeder Stamm lagerte für sich und zeichnete sich durch seine besondere Farbe aus. Einige Weiße, besonders Krämer aus Angostura, die gekommen waren, um Schildkrötenöl zu kaufen, bewegten sich unter dem lärmenden Haufen der rothen Indianer. Der Geistliche von Uruana, welcher gegenwärtig war, zeigte anfänglich Mißtrauen gegen uns und sagte: „Wer wird glauben, daß ihr euer Vaterland verlassen habt, um euch von den Mosquitos des Orenoko verzehren zu lassen, und um Länder zu vermessen, die nicht euer sind?" Indeß mein Empfehlungsschreiben und die Begleitung des Schwagers vom Statthalter von Varinas zerstreuten bald die Bedenken, und wir wurden zu einem einfachen Mahle eingeladen. Der Geistliche war während der Eiersammlung hierher gekommen, um jeden Morgen unter freiem Himmel die Messe zu lesen und Ordnung zu halten.

Der Geistliche und ein Krämer, welcher schon 10 Jahre hindurch die Eiersammlung besucht hatte, führten uns um die Insel herum, und als wir auf einer großen, ebenen Sandfläche standen, sagte der Geistliche: „So weit ihr hier sehen könnt, liegen

Schildkröteneier unter der Erdschichte"; und zeigte uns dann mit einer Stange, die er in der Hand hielt, wie man die Eierschichten auf eine ähnliche Weise wie der Bergmann die Erzlager ausspüre. Man bemerkt nämlich beim senkrechten Eindrücken der Stange da, wo Eierlagen sind, das Aufhören des Widerstandes. — Die Eierschichten waren ganz allgemein und gleichförmig vertheilt. Wegen dieser gleichmäßigen Vertheilung berechnet man die Eier nach Quadratruthen. Da, wo der Boden ansteigt, findet man keine Eier. Man versicherte uns, es gäbe kein Eiland und kein Gestade vom Ausflusse des Orenoko bis hierher und weiter hinauf, wo nicht Schildkröteneier in Menge gefunden würden, doch wären hier die meisten.

Die große Schildkröte Arrau, welche diese Eier legt, meidet alle bewohnten und vielbesuchten Örter. Sie ist furchtsam und argwöhnisch und steckt ihren Kopf beim mindesten Geräusch unter das Wasser. Es giebt drei Hauptörter, wo man die Eier sammelt, wovon diese Insel der mittelste Ort ist. Alle drei Örter sind zwischen dem Ausflusse des Apure und den Wasserfällen von Atures. Oberhalb der Wasserfälle kommt diese Schildkröte nicht mehr vor, wohl aber eine andere, die Terekay heißt.

Die Arrau-Schildkröte gehört dem süßen Wasser an, hat mit Schwimmhäuten verbundene Zehen an den Füßen, einen sehr flachen Kopf, sieht

oben schwärzlichgrau, unten aber orangengelb aus. Sie hat sehr lange gelbe Füße, starke Nägel daran, und wiegt, wenn sie ausgewachsen ist, 40 bis 50 Pfund. Ihre Eier, die größer als Tauben- und kleiner als Hühnereier sind, haben einen kalkigen Überzug, der so fest ist, daß die Kinder mit diesen Eiern Fangball spielen.

Die Terekay-Schildkröte ist kleiner als die Arrau. Sie hat nur 14 Zoll im Durchmesser, einen schwärzlichgrünen Rückenschild und auf dem Kopfe zwei rothgelbe Flecken. Die Terekays versammeln sich nicht, um gemeinschaftlich Eier zu legen. Sie kommen im gesammten Flußgebiete des Orenoko vor.

Der Zeitpunkt, wo die große Arrau-Schildkröte ihre Eier legt, trifft mit dem kleinsten Wasserstande zusammen. Da der Orenoko von der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche an zu wachsen beginnt, so liegen seine niedrigsten Gestade vom Ende Januar bis zum 20. oder 25. März trocken. Die Arrau-Schildkröten, welche vom Januar an in Rotten zusammenhalten, kommen alsdann aus dem Wasser hervor und wärmen sich an der Sonne, indem sie sich auf den Sand legen. Den ganzen Hornung hindurch liegen diese Thiere auf dem Sande. Zu Anfang des März ziehen sie schaarenweise auf die Inseln und Küsten, die sich am besten zum Eierlegen eignen. Zu Tausenden umlagern sie im Wasser, den Kopf und Hals darüber

herausgestreckt, solche Örter, in langen Reihen geordnet, und achten darauf, ob von Menschen oder Jaguaren keine Gefahr droht. Die Indianer stellen dann in gewisser Ferne um solche Örter Schildwachen aus, welche die Schiffe anhalten, mitten im Strome zu fahren, und alles Störende zu beseitigen suchen, damit die so wichtige Eierlegung nicht behindert werde. Das Eierlegen geschieht immer zur Nachtzeit und fängt gleich mit Sonnenuntergang an. Das Thier gräbt mit seinen laugen, mit gekrümmten Nägeln versehenen Hinterpfoten eine Grube, welche drei Fuß Durchmesser hat und zwei Fuß tief ist. Nach Angabe der Indianer soll es den Sand am Rande mit seinem Harne befeuchten, damit er feststeht. Man glaubt dies wenigstens aus dem Geruche der Eierhöhlen wahrnehmen zu wollen. Bisweilen liegen Nester auf Nestern. Manche dieser Thiere werden beim Eierlegen von dem Morgen übereilt, aber sie sind dann so eifrig im Graben der Nester, oder im Legen der Eier, oder im Zudecken derselben, daß sie sich eher greifen lassen, als daß sie von der unvollendeten Arbeit gehen.

Zu Ende März und zu Anfang des April beziehen die Indianer an den drei Hauptlegeörtern ordentliche Lager, und die Sammlung der Eier geht regelmäßig vor sich. Die Geistlichen haben eine gewisse Ordnung in dies Geschäft gebracht, welche vor ihnen nicht statt fand. Dadurch ist der Ertrag der

Eiersammlung vermehrt; doch kann man noch immer rechnen, daß der dritte Theil bei dem Sammeln zerbrochen und zertreten wird. Ist das Lager aufgeschlagen, so ernennt der vorstehende Geistliche seinen Bevollmächtigten oder Commissär, welcher den eierhaltenden Boden in verschiedene Theile nach der Anzahl der Volksstämme sondert, die an der Sammlung Theil haben. Sind die Abtheilungen gemacht, so schätzt man sie für sich ab. Eine Fläche von 120 Fuß Länge und 30 Fuß Breite giebt 100 Schiffskrüge voll, oder für 250 Thaler Öl.

Die Indianer graben die Erde mit den Händen aus, legen die ausgehobenen Eier in kleine Körbe, welche Mappiri heißen, tragen sie ins Lager, werfen den Inhalt in lange hölzerne Tröge voll Wasser, zerstoßen die Eier darin mit Schaufeln und setzen den Brei der Sonne aus. Das Gelbe, als der ölige Theil, setzt sich dann oben, wird abgeschöpft und auf einem starken Feuer gekocht. Gut zubereitet liefern auf diese Weise die Eier ein ganz klares, geruchloses Öl von gelblicher Farbe, das nicht bloß in den Lampen, sondern auch zur Zubereitung der Speisen verbraucht wird. Selten trifft man aber ganz gutes Schildkrötenöl. Das meiste ist faulig, was daher rührt, daß ein großer Theil der Eier schon angebrütet ist und also schon die jungen Schildkröten enthält.

Die Insel, worauf wir der Eiersammlung beiwohnten, liefert jährlich 25,000 Flaschen Öl, und alle drei Hauptsammelörter zusammen 125,000 Flaschen. Zweihundert Eier sind zur Füllung einer Flasche nöthig. Jede weibliche Schildkröte legt 100 bis 116 Eier; also füllen zwei eine Flasche mit Öl, und es sind also 250,000 eierlegende Schildkröten vorhanden. Aber man kann rechnen, daß noch ein Mal so viel Schildkröten vorhanden sind, weil ein großer Theil der Eier anderweitig verdorben wird, und ein großer Theil doch zur Erhaltung des Geschlechtes liegen bleibt. Die eben ausgekrochenen Arrau-Schildkröten sind einen Zoll breit. Wir sahen die Ufer der Insel, worauf das Eierlager sich befand, ganz davon wimmeln. Viele junge Thiere waren also schon den Eiern entschlüpft, als man diese erst zu sammeln anfing.

Drei Wochen gehen über dem Eiersammeln und über der Zubereitung des Öles daraus hin. Mehrere Leute vom obern Orenoko, aus den Gegenden der Wasserfälle, waren bloß zu der Eiersammlung gekommen, besonders Mönche, um, wie sie sagten, weiße Gesichter zu sehen und von den Kaufleuten aus Angostura Neuigkeiten zu erfahren, als z. B. in welchem Schlosse der König jetzt wohne, wann man in Frankreich die Klöster wieder herstellen würde, ob der Türke sich ruhig verhalte u. s. w. Neuigkeiten, die hier ein Weißer erzählt, werden unbedingt geglaubt. Wer

nicht viel erfährt, hält sich schadlos, indem er Alles als wahr annimmt, was er irgend vernimmt.

Der Jaguar verzehrt jährlich eine große Anzahl von Schildkröteneiern, welche auch von Menschen, in der Sonne gedörrt oder leicht gesotten, vielfach genossen werden und nicht unangenehm schmecken. Auch viele Schildkröten selbst werden von den Jaguaren verspeist. Sie wenden solche um und höhlen dann die Schalen so vortrefflich aus, als wäre es mit chirurgischen Messern geschehen. Neben den Jaguaren vertilgen die Krokodille viele Schildkröten. Vorzüglich verschlucken diese viele kleine Schildkröten.

Die jungen Schildkröten entschlüpfen nur zur Nachtzeit ihren Eiern und sammeln sich wie die jungen Krokodille in seichten, warmen Lachen.

Beim Absegeln von der Schildkröteninsel wollte sich unser Steuermann etwas sehen lassen, machte kühne Schwenkungen mit dem Fahrzeuge, brachte uns aber dadurch in die größte Gefahr, indem das Fahrzeug sich auf die Seite legte, und das Wasser in Strömen hineindrang. Ein glücklicher Windstoß hob aber das Fahrzeug wieder auf, in einer halben Stunde war das eingedrungene Wasser ausgeschöpft und das Fahrzeug wieder in Stand gesetzt. Als wir dem Steuermann Vorwürfe machten, meinte er, es werde den Weißen hier auf dem Orenoko nicht an Sonne fehlen, um ihre nassen Papiere wieder zu trock-

nen. Wir hatten nur ein Buch dabei eingebüßt, den ersten Theil von Schreber's Genera plantarum (Pflanzenarten), was uns doch sehr leid that, da der Verlust hier unersetzlich war.

Beim Eintritt der Nacht bivouaquirten wir auf einer öden Sandinsel, nahmen, auf den zerstreut umherliegenden Schildkrötenschalen sitzend, bei schönem Mondschein unser Abendessen ein, erfreut darüber, daß wir Alle wie durch ein Wunder vom Untergange gerettet waren. Manche Gespräche führte unsere Lage herbei. Wir wollten noch drei Monate auf den Flüssen fahren und waren schon am dritten Tage unserer Fahrt auf dem Orenoko dem Tode so nahe gewesen.

Wir lagerten uns auf Häuten, da wir nirgend umher Hängematten befestigen konnten, bemerkten aber zu unserm Erstaunen, daß trotz unserer Feuer die Jaguare durch den Fluß auf unsere Insel geschwommen kamen, und hörten von unsern Indianern, daß zur Zeit der Eiersammlung die Jaguare besonders die sandigen Inseln, der Eier und Schildkröten wegen, besuchten.

Am siebenten April sahen wir rechts die Mündung des Arauca und links die Mission von Uruana, ein Dorf von 500 Seelen, das 1748 von den Jesuiten gegründet ward. Wir bemerkten daselbst an Granitfelsen wundersame Bilderschriften aus längst vergangenen Zeiten. Wir verweilten dabei zu Mittag.

Es ist eine eigenthümliche Stille, welche um diese Zeit hier in der Natur herrscht. Die Waldthiere bergen sich im Dickicht, die Vögel in Felsspalten oder im Laubwerk der Bäume. Sobald man aber aufmerksam hört, so vernimmt man ein ununterbrochenes Sausen und Summen, welches von den Insekten herrührt, die alle Luftschichten erfüllen. Millionen schwärmen um die versengten Pflanzen und aber Millionen kriechen auf dem Boden und an den Baumstämmen und Pflanzen umher. In der Luft, im Wasser und auf der Erde freuen sich unzählige Wesen ihres Daseyns, und gehen aus auf Speise und Freude, während die größeren Thiere gleich den Menschen in den Warmgegenden ihre Siesta halten.

Den neunten April kamen wir an der obern Eiersammlungsstation (Pararuma genannt) an. Wir fanden dort ebenfalls ein Lager, und man beschäftigte sich mit der Eierärnte, allein sie fiel schlecht aus, weil die meisten Schildkröten schon den Eiern entschlüpft waren. Diesen Umstand machten sich die Krokodille und die Garzes, eine Art weißer Reiher, zu Nutze, welche hier bei Nacht einen vortrefflichen Fang an jungen Schildkröten machten. Auch hatten wir hier und späterhin noch besser beim Magdalenenflusse, wo wir im Besitz von 40 erst 15 bis 20 Tage alten Krokodillen waren, Gelegenheit zu sehen, wie die Zamurosgeier kleine Krokodille fangen, und wie letztere sich gegen

ihre Feinde vertheidigen. Sie richten sich nämlich auf ihren Vorderpfoten in die Höhe, krümmen den Rücken, heben den Kopf empor, halten das breite Maul offen und zeigen die langen spitzigen Zähne. Indessen packen die Zamuros die Beute beim Nacken und heben sie, ehe sie solche verschlucken, erst eine Zeitlang empor.

Wir fanden bei Pararuma die Mönche von Carichana und Atures, auf der Erde gelagert, mit Kartenspiel beschäftigt. Mit ihren geschorenen Köpfen, langen Bärten und in ihren blauen Hosen sahen sie wie Morgenländer aus. Sie waren seit mehreren Monaten von einem dreitägigen Fieber geplagt, und ihr blasses Ansehen gewährte uns keine fröhliche Aussicht in die Zukunft.

Unser Steuermann von St. Fernando war nur bis hierher mit der Stromfahrt bekannt, wir mußten deshalb uns ein anderes Fahrzeug und einen anderen Führer hier suchen. Der Geistliche von Carichana verschaffte uns ein schönes, doch enges Fahrzeug, und der Geistliche von Atures, Bernardo Zea, faßte den Entschluß, uns bis an den Rio negro zu begleiten, um in einer frischeren Luft seine Gesundheit wiederherzustellen.

Der Anblick der Indianer bei Pararuma lenkte unsere Aufmerksamkeit auf das Rothfärben der Haut, welches statt der Kleidung dient. Man unterscheidet zwei Arten sich roth zu malen. Die eine wird mit

Onoto ausgeführt, welchen Färbestoff eine Pflanze, die **Bixa orellana**, liefert. Die Frauen werfen, um diesen Stoff zu gewinnen, die Saamen dieser Pflanze in eine mit Wasser gefüllte Kufe und rühren das Wasser eine Stunde lang um, wodurch sich ein rothes Mehl unten ansetzt. Nachdem man das Wasser abgegossen hat, nimmt man das Satzmehl heraus, knetet es mit Eieröl durch und bäckt daraus Kuchen, der bis zum Gebrauch aufgehoben wird. Nur die gemeinen Leute bedienen sich dieser Farbe, die Vornehmen haben eine andere, die sie aus der **Bignonia chica** gewinnen, welche Pflanze Schoten trägt, die höchsten Bäume mit ihren Ranken erklettert, in großer Menge wild wächst und in ihren Blättern die rothe Farbe enthält. Diese braucht nicht erst mit Öl vermischt zu werden und ist außerordentlich fein. Die Geistlichen handeln mit diesen Färbestoffen und vertheuern solche nicht selten. Es kann kaum hier in zwei Wochen sich ein Mensch das verdienen, was er gebraucht, um sich mit Chica gehörig zu versehen. Auch hört man hier die Redensart: „er ist so arm, daß er sich nicht einmal am halben Leibe roth zu malen vermag.“ Die Ureinwohner am Orenoko ziehen wie die in Nordamerika die rothen Färbestoffe allen übrigen vor.

Die neue für uns bestimmte Pirogue ward eiligst beladen; sie war aus einem Baumstamme gebildet,

den man durch Feuer und mit der Axt ausgehöhlt hatte, und besaß bei 3 Fuß Breite 40 Fuß Länge. Drei Personen konnten darin nicht neben einander sitzen. Wir hatten auf einem so elenden Fahrzeuge viele Beschwerlichkeiten zu fürchten. Den 10. April des Morgens 10 Uhr gingen wir unter Segel. Wir hatten Mühe uns an das neue Fahrzeug zu gewöhnen, das uns wie ein Gefängniß gegen das erstere vorkam. Man hatte uns hinten ein Dachwerk aus Gebüschen gemacht, das über das Fahrzeug wegging, um Breite zu gewinnen, allein man mußte entweder darin liegen oder gebückt sitzen. Vier Personen konnten darin neben einander liegen, die Baumäste drückten jedoch durch die darüber gelegten Thierhäute, worauf wir lagen, und wenn es regnete, so wurde man am halben untern Theile des Körpers naß. Den vordern Theil des Kahnes nahmen die nach dem Takte rudernden Indianer ein und sangen bei ihrer Arbeit traurig und eintönig. An beiden Enden vertheilt befand sich unsere kleine Menagerie von allerlei gesammelten lebendigen Thieren, welche sich allmälig vermehrte. Wir hatten zuletzt 14 Affen bei uns. Wenn wir des Nachts auf dem Lande rasteten, so bildeten diese Thiere und unsere Instrumente den Mittelpunkt, darum hingen unsere Schlafmatten, darum die der Indianer, und darum brannten die Schutzfeuer gegen das Wild. Zu den vielen Unbequemlichkeiten, die wir

in unserer engen Pirogue zu dulden hatten, gesellten sich die Mosquitos; indessen eine natürliche Art von Munterkeit, wechselseitiges Wohlwollen und ein lebhaftes Gefühl für die Schönheiten der Natur ließen uns Alles ertragen.

Wir kamen vor einem Felsen vorbei, auf dem die Jesuiten, als sie noch hier ihr Eroberungs- und Bekehrungsgeschäft trieben, eine Burg mit einer Besatzung hatten. Die Besatzung überfiel von hier aus die Eingeborenen, tödtete, was sich widersetzte, und schleppte die übrigen in ganz entfernte Missionsdörfer, um sie so für das Christenthum zu gewinnen. Man nannte diese Räuberei die Seeleneroberung, und ein Jesuit drückt sich darüber also aus: „Die Stimme des Evangeliums findet nur da Eingang, wo die Indianer zuvor den Knall des Geschützes gehört haben. Die Gelindigkeit ist ein gar langsam wirkendes Mittel. Durch Züchtigung der Eingeborenen wird ihre Bekehrung erleichtert." Zur Ehre der Menschheit muß man aber gestehen, daß nicht alle Jesuiten so niederträchtig dachten.

Auf dem Pfarrhofe von Carichana übernachteten wir auf den 11. April zum ersten Male nach 14 Tagen wieder unter einem Dache. Die Mission von Carichana besteht aus Salivas-Indianern. Wir fanden unter ihnen eine weiße Frau, die Schwester eines Jesuiten. Carichana liegt sehr angenehm in einer mit

Gras bewachsenen Ebene, worin hin und wieder Granitblöcke vorkommen. In den Urzeiten Amerikas, deren Spuren noch an manchen Stellen in den Knochen des Mammuth und des amerikanischen Elephanten auf den Anden, so wie in den versteinerten Palmen gefunden werden, bildeten also diese Grasebenen am Orenoko einen Süßwassersee und Flüsse. Pflanzen und Thiere waren damals größer in Amerika als jetzt.

Den 11. Nachmittags fuhren wir von Carichana ab. Das Strombette füllte sich immer mehr und mehr mit Granitblöcken, je höher wir den Fluß hinauf kamen. Wir übernachteten auf einem Felsen im Flusse. Dieser Granitfelsen gehört zu denen, worauf die Reisenden auf dem Orenoko von Zeit zu Zeit gegen Sonnenaufgang unterirdische Orgeltöne hören, welche an die Bildsäule des Memnon*) in Ägypten erinnern. Wir selbst haben die Töne nicht gehört, doch mag die Wahrheit nicht bezweifelt werden. Wahrscheinlich rühren die Töne von den verschiedenen Wärmegraden in den Felsenspalten her.

Den 12. fanden wir 3600 Fuß lang den Strom ganz mit Granitblöcken angefüllt. Wir fuhren durch vier Fuß breite Kanäle, und zuweilen war unser Fahrzeug zwischen zwei Felsen eingeklemmt. Wo der Strom zu heftig war, ward das Fahrzeug durch Taue an

---

*) Siehe Theil 10. dieser Reisen S. 119!

den Felsenspitzen festgehalten. Manche enge Kanäle waren 50 Fuß tief. Diese Flußstelle hieß der Raudal von Cariven. Unweit dieses Raudales hat ein unternehmender Mann, Don Felix Relinchon, den Versuch gemacht, ohne mönchische Einwirkung aus den Ureinwohnern ein Dorf zu bilden. Nicht weit davon strömt der Meta in den Orenoko ein. Der Meta hat so viel Wasser wie die Donau, durchströmt die weiten Ebenen von Casanare und ist bis an den Fuß der Anden von Neu-Granada, bis 15 Meilen von Bogota entfernt, schiffbar. Welch ein lebhafter Verkehr wird bei vermehrter Bevölkerung auf diesem Flusse und auf dem Orenoko entstehen!

Den 13. trafen wir wieder einen Raudal oder eine Wasserschnelle an, und landeten daselbst. Wir fanden ein kleines Dorf von neu bekehrten Guahibos-Indianern, die schön gewachsen waren, aber einen finstern Blick hatten. Wir litten hier besonders durch die Mosquitos. Man konnte weder sprechen noch das Gesicht entblößen, ohne Mund und Nase mit diesen Insekten angefüllt zu bekommen. Den folgenden Morgen plagten uns die Schnacken (Zancudos) noch mehr.

Wir nahten uns jetzt den zwei großen Wasserfällen oder Stromschnellen (Raudalen) des Orenoko, dem von Atures und dem von Maypures. Sieht man eine solche Reihe von ununterbrochenen Wasser-

fällen an, wenn die Sonne untergeht, so erblickt man eine ungeheure Schaum- und Dampfmasse, die als ein großer Schleier über den Fluß ausgebreitet scheint. So ausgezeichnete Gegenden mußten seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Bewohner der neuen Welt fesseln. Als die berühmten Seefahrer Diego de Ordaz, Alfonso de Hevera und der tapfere Raleigh an die Mündung des Orenoko kamen, erhielten sie die Kunde von diesen weit entfernten Wasserfällen. Diese Kunde war durch eine Menge von Völkern durchgedrungen, die so zu sagen in keiner Verbindung mit einander standen. Die beiden Wasserfälle sind durch den Durchbruch des Gebirges von Parime gebildet. Ihre Entfernung von einander beträgt 10 Meilen. Sie theilen den Orenoko in den untern (200 Meilen lang) und in den obern (140 Meilen lang). Die Landschaft vom Oberorenoko scheint wegen der Verbindung dieses Flusses mit dem Rio negro mehr zum Gebiete des Amazonenflusses zu gehören. Nur wenige Weiße haben vom Unterorenoko aus den Oberorenoko besucht. Wir fanden am Oberorenoko nur drei christliche Niederlassungen und auf diesen nur sechs bis acht weiße Menschen. Dies Land war bis dahin nur ein Land der Märchen für die Bewohner von Angostura und anderen Örtern in der Nähe der Seen.

Je mehr wir uns den Wasserfällen näherten, desto

häufiger wurden die Jaguare. Vor zwei Jahren hatte ein weiblicher Jaguar sich der Hütte eines Indianers bemächtigt und darin zwei Junge geworfen. Zwei Monate wohnte die Wöchnerin darin, und es war ein ernster Kampf von Seiten des Hausherrn nöthig, um wieder zum Besitz seines Eigenthums zu gelangen. Die Jaguare halten sich gern in zerfallenen Gemäuern und unbewohnten Hütten auf.

In der Mittagsstunde am 15. April ruhten unsere Leute aus und fingen mit Angeln so viele Fische, daß wir sie kaum fortbringen konnten. Am Abend kamen wir an den untern Wasserfällen im sogenannten unteren Hafen an und wanderten dann zu Fuß zu dem ¾ Meilen entfernten Dorfe Atures. Dasselbe ward 1748 von dem Jesuiten Francesco Gonzalez gegründet und war die südlichste Mission dieses Ordens am Unterorenoko. Die am Oberorenoko, am Cassiquiare und Rio negro sich befindenden Missionen sind von Franziskanern gegründet. — Der Orenoko scheint sonst da gefluthet zu haben, wo jetzt in einer ebenen Savanne das Dorf Atures liegt, und der Fluß hat sich späterhin mehr westlich gewandt. Das Dorf Atures war jetzt in der kläglichsten Verfassung. Zur Zeit als die Spanier einen großen Kriegszug nach dem Rio negro machten, um die Grenzen zu berichtigen, welchen Zug Solano anführte, befanden sich in Atures 320 Indianer, wir aber trafen nur noch 47. Eine

große Sterblichkeit raffte viele weg und veranlaßte andere, in die Wälder zu ziehen und das wilde Leben wieder anzufangen. Für Europäer sind die Gegenden bei Atures und Maypures sehr gefährlich, weil die Luft, bei einer großen Hitze, fortwährend sehr feucht ist. Der Missionär von Atures, welcher uns an den Rio negro begleitete, sagte: „ich habe mein kleines Fieber erst seit acht Monaten", und doch waren die Fieberanfälle, woran er litt, sehr heftig.

Der Granitfelsen, welcher die Wasserfälle bildet, ist außen mit einer schwarzen Farbe überzogen, welche ihm ein trauriges Ansehen giebt, besonders im Gegensatze von dem weißen Schaume des Wassers und dem grünen Pflanzenwuchse am Ufer. Selbst 3000 Fuß vom Flußbette entfernte Felsen haben in dieser feuchten Gegend die schwarze Farbe. Das Urgestein bei den Wasserfällen des Nils, so wie das bei den Stromschnellen des Congo oder Zaire in Südafrika hat ebenfalls diese schwarze Farbe. Diese ist eine Zersetzung des Wassers auf den Felsen und kommt nur in heißen feuchten Gegenden vor.

Die geringe Bevölkerung der Gegenden um die Wasserfälle rührt nicht allein von der ungesunden Luft und allerlei Seuchen, sondern hauptsächlich daher, daß auch hier, wie in andern Gegenden, viele Kinder von den Ältern umgebracht werden, namentlich eins von Zwillingskindern, und alle schwache und mißgebildete.

So äußert sich also die von Rousseau und anderen Schwärmern gepriesene Unschuld und Sitteneinfalt im sogenannten Naturzustande. Weder Vater noch Mutter haben rechte Liebe zu den Kindern, und es ist deshalb eine mit Kindern gesegnete Ehe sehr selten.

Es wird auch wohl in einigen Jahren die Niederlassung von Atures ganz eingehen, und die Reisenden finden dann an dieser so wichtigen Stelle keine Hülfe mehr.

Die von einem Ufer zum andern sich erstreckenden Stromsperrungen bei Atures bestehen aus unzähligen Eilanden, Steindämmen und mit Palmbäumen besetzten Granitblöcken, zwischen denen der große Strom in Staub zerstiebt. So schön diese Stromhemmung wie die von Maypures ist, so behindert sie doch gerade die Schifffahrt des Orenoko an einer sehr wichtigen Stelle, indem unterhalb derselben der Strom 130 Meilen und oberhalb 85 Meilen schiffbar ist. Die Wasserfälle des Amazonenflusses liegen viel besser, nämlich nahe der Quelle, so daß der Strom an 700 deutsche Meilen weit schiffbar ist.

Auf den Felsen bei Atures nisten viele Flamingos und Soldados — große weiße Reiher, die wie Menschen als Schildwachen ausgestellt zu seyn scheinen. Dies ist so täuschend, daß die Bewohner von Angostura einmal, als plötzlich eine Menge dieser Thiere sich bei ihnen niedergelassen hatten, glaubten,

es seyen Indianer aus den Wäldern, welche die Stadt überfallen wollten, und nur erst beruhigt wurden, als diese Waldindianer ihre Fittiche erhoben und davon flogen.

Unser entladener Kahn wurde mit vieler Mühe von den Indianern über den Wasserfall von Atures hinübergebracht. An manchen Stellen mußte der Kahn ans Land gebracht und so weiter gefördert werden, indem man Rollhölzer unterlegte. In ungefähr sechs Stunden war das Fahrzeug über die Stromschnellen gebracht.

Die Indianer von Atures sind sanfte, träge Leute und an Entbehrungen aller Art gewöhnt. Zur Zeit als die Jesuiten sie beherrschten, fehlte es ihnen nicht an Nahrungsmitteln aller Art. Sie bauten Mais, Bohnen und viele andere europäische Gemüse und Obstarten. Sie hatten bei Atures und Carichana 20 bis 30 Stück Rindvieh, und besaßen Sklaven und Knechte in ihrem Dienste. Dieses ist jetzt alles verschwunden. Die Indianer bauen nur noch Maniok und Pisang. Der Boden ist so fruchtbar, daß ich an einer Pisangstaude 108 Früchte zählte. Eine schlechte Wirthschaft von königlichen Beamten verwahrloste alle diese Niederlassungen, nach Aufhebung des Jesuitenordens.

Wir hörten in Atures auch einen eignen Zug von einem Jaguar. Zwei Kinder, ein Knabe und

ein Mädchen von acht bis neun Jahren, hatten nämlich vor einem Paar Monaten nahe beim Dorfe gespielt. Ein Jaguar war aus dem Walde zu ihnen gekommen und hatte um sie herum gehüpft. Nach längerem Hin- und Herhüpfen um die Kinder, welche keine Gefahr ahneten, schlug der Jaguar mit der einen Klaue den Knaben auf den Kopf, erst sanft, dann derber, so daß das Blut in Masse herausströmte. Da das das Mädchen sah, ergriff es einen Baumast, schlug damit auf das Thier ein und brachte es so zur Flucht. Der Knabe hatte noch die Narben von den Wunden. Es scheint, als habe hier der Jaguar mit den Kindern, wie die Katzen mit den Mäusen gespielt. Die Schwäche der Kinder flößte wohl die Vertraulichkeit ein.

Es kommen bei Atures zwei wilde Schweinarten vor, das kleine Pecari (Dicotiles torquatus) und der schwarzbraune Apida oder das große Pecari. Das erste wird auch als Hausthier erzogen und hat etwas Ziegenartiges. Der Apida gleicht mehr unseren Schweinen und lebt zu Hunderten zusammen. Herr Bonpland sah eine solche Heerde, die aus lauter einzelnen Familiengruppen zusammengesetzt war.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Atures verließen wir den Ort, der uns wenig zusagte, weil uns am Tage die Mosquitos und des Nachts die Zancudos plagten, so daß uns die Hände aufschwollen.

Der gute Geistliche des Orts hatte sich auf einem hohen Gerüste ein Gemach gebaut, um freiere Luft zu haben und den Insekten etwas zu entgehen. Darin verweilten wir am meisten. Die kleinen Sumpfinsekten halten sich nämlich gewöhnlich nur in der untern Luftschicht, 12 bis 15 Fuß hoch, auf.

Die Indianer flüchten sich oft in der Mückennoth auf Eilande in den Wasserfällen, die mitten im Strome liegen, um von dem Ungeziefer weniger heimgesucht zu werden. Statt am Morgen zu fragen: „Wie haben Sie geschlafen?" fragt man: „Wie haben Sie die Nacht die Schnaken ertragen?" — Ein Indianer sagte einmal zu einem Geistlichen: „Im Monde muß es wohl gut zu leben seyn; er sieht so schön und hell aus, da kann es wohl keine Mosquitos geben."

Die stechenden schnakenartigen Thiere sind nicht überall gleichmäßig verbreitet, wo eine feuchte warme Luft sich vorfindet. Zu Cumana und Calabozo trifft man z. B. solche nicht mehr als wie in Europa an. Die Gegend von Atures und Maypures ist am Orenoko am meisten mit diesen Thieren geplagt. Weiterhin südwärts, wo die Gewässer mit hellem Wasser aufhören und die mit dunklem anfangen, findet man keine Krokodille und keine Schnaken und Mücken. Woher rührt das? —

Am obern Orenoko begegnete uns später ein Mönch, der uns sagte, er habe seine zwanzig Mos-

quitenjahre in Amerika zugebracht, und uns aufforderte, seine Beine zu betrachten, damit wir einst in Europa erzählen könnten, was jenseits des Meeres die armen Mönche auszustehen hätten. Weil jeder Mückenstich einen kleinen braunschwarzen Punkt zurückläßt, so waren seine Füße wie getiegert. Man konnte von der weißen Haut fast nichts mehr sehen.

Es giebt mehrere Arten von Mücken und Schnaken, die hier plagen, und jede Art hat ihre besondere Tageszeit, wo sie, nach dem Ausdrucke der Mönche, auf die Wache zieht. Zwischen dem Abziehen der einen Art und dem Aufziehen einer andern Art ist bisweilen eine angenehme Pause. Die meisten der Thiere sind Weibchen; Männchen trifft man selten an. Die Amerikaner besitzen allerlei Netze, um sich gegen die Mücken zu schützen.

Den 17. April trafen wir mit unsern vorangeschickten Fahrzeugen oberhalb Atures wieder zusammen, und der Pater Zea, welcher uns begleiten wollte, ließ Pisang, Maniok und einige Hühner für sich einladen. Wir sahen an den Uferfelsen 180 Fuß hohe, runde Löcher, welche von einem früheren, anderen Wasserstande des Orenoko herzurühren schienen, indem sie von Wogen und Wellen gebildet waren. Oberhalb dieser Felsen bereiteten wir uns mitten im Flusse, unter Wasserfällen, in einer schaalenartigen Felsenhöhle ein angenehmes Getränk, indem wir Wasser mit Zucker

und dem Safte von sauren Früchten, nämlich von Citronen und Grenadillen, vermischten. Die Grenadillen, von den Spaniern Parchas genannt, sind die Früchte von der auch in Europa hinlänglich bekannten Passionsblume. Wir badeten uns darauf in den Wasserfällen. Unsere darauf folgende Schifffahrt war sehr gefahrvoll, und mitten in den Strudeln überraschte uns ein Gewitter; doch gelangten wir endlich in dem Hafen von Maypures an, von wo aus bis zu dem eben so benannten Dorfe wir noch zwei Stunden Weges hatten, die wir mit durchnäßten Kleidern zurücklegten. Mitten in der Nacht kamen wir dort an.

Das Dorf Maypures mit seinen Wasserfällen hat, von einem Berge in der Nähe betrachtet, eine wundervolle Lage. Man übersieht ein Schaumbecken, dessen Umfang ¾ Meilen beträgt. Gewaltige Felsstücke, schwarz wie Eisen, ragen daraus hervor. Einige ähneln den Warzen, wie manche Basalthügel, andere Thürmen und festen Schlössern, andere zerfallenen Gebäuden. Ihre dunkle Färbung sticht gegen den Silberglanz des Wasserschaumes ab. Jedes Felsstück und jedes Eiland ist mit kräftigen, kleine Wäldchen bildenden Bäumen bewachsen. Die meisten sind 80 Fuß hoch und haben federbuschförmige Blätter, die fast gerade himmelan streben und mit einem glänzenden Firniß überzogen sind. Zu jeder Tagesstunde stellt sich die ungeheure Schaummasse in wechselnd

verschiedener Gestaltung dar. Bald werfen die aufgethürmten Eilande und die Palmbäume ihre langen Schatten, bald brechen die Strahlen der untergehenden Sonne sich in dem feuchten Nebel, der den breiten Wasserfall wie ein dichter Rauch bedeckt. Farbige Bogen entstehen, verschwinden und kommen wieder zum Vorschein. Die Ruhe der Luft, das starke Licht in derselben und das azurne Himmelsgewölbe bilden mit dem bewegten Wasser einen schönen Gegensatz.

An einer Stelle, wo wir uns in Maypures badeten, ward von den Indianern eine 7½ Fuß lange Schlange erlegt, welche Camudu heißt, 15 Fuß lang werden soll, keine Boa ist, sondern eine Natter *).

Wie mehrere andere rohe Völker in verschiedenen Erdtheilen sind auch die Indianer in Maypures in der Verfertigung von Töpferwaaren geschickt. Die Arabesken und andere Verzierungen finden sich, wie in Etrurien, so in Afrika, Amerika und anderwärts. Sie gleichen den Accorden in der Musik, die aus dem Wesen des Menschen von selbst hervorgegangen sind. Die Frauen machen in Maypures diese Arbeiten, und zwar ohne Töpferrad, das in der neuen Welt, bei

---

*) Die Boa hat unter dem Schwanze breite, aus einem Stücke bestehende Schuppenschilder, die Natter aber getheilte Schwanzschilder.

ihrer Entdeckung, unbekannt war, in der alten aber in den frühesten Zeiten schon gebraucht wurde.

Wohlthätigerweise wächst in der fieberreichen Gegend von Maypures ein Baum, dessen duftende Früchte in einem Aufgusse von heißem Wasser ein kräftiges Mittel gegen das Fieber darreichen. Die Missionäre führen deshalb gewöhnlich die Früchte von diesem Baume auf ihren Reisen mit sich. Der Baum, welcher Frutta de Burro genannt wird, ist 60 Fuß hoch und wächst ähnlicherweise wie die sogenannte italienische Pappel.

Den 21. April reisten wir von Maypures ab. Auf dem Wege zum Einschiffungsplatze fanden wir eine neue schöne Froschart mit gelbem Bauche, purpurfarbenem Rücken und einem weißen Streifen, der von der Spitze der Schnauze über den ganzen Körper bis an die Hinterfüße ging.

In einer malerischen Gegend entdeckte Herr Bonpland mehrere Stämme eines Zimmetlorberbaumes (Laurus cinnamomoides), der Varimacu und Canelilla genannt wird. Die Rinde dieses Baumes steht jedoch der Rinde des ceylonschen Zimmetbaumes nach.

Bei der Ausmündung des Rio Zama betraten wir ein Stromgebiet, das alle Aufmerksamkeit verdient. Der Zama und alle Flüsse bis zum Guainia, der tiefer herab den Negro bildet, führen alle sogenann-

tes schwarzes Wasser, das schwarzgrünlich oder kaffeebraun und ganz durchsichtig ist. Die Krokodille und Mosquitos meiden die Flüsse mit diesem Wasser, das sehr angenehm schmeckt. Die Flüsse, welche wir unterhalb der Wasserfälle trafen, haben, wie der Orenoko selbst, weißes Wasser, mit schwarzen Felsen, wogegen die Felsen der schwarzen Flüsse weiß aussehen. Die Naturforscher haben bis jetzt noch nicht entdeckt, woher die Farbe des Wassers rühre. Die, welche es am meisten, besonders an den Gletschern, untersucht haben, sind der Meinung, daß die ursprüngliche Farbe des Wassers nicht weiß, sondern blau oder grün sey.

Den 23. April fuhren wir vor der Mündung des Zama vorbei und trafen mitten im Flusse einen viereckigen Felsen, der wie ein Koffer aus dem Wasser hervorragte. Die darauf folgende Nacht wurden wir sehr von Fledermäusen in unseren Hängematten beunruhigt. In trockenen Jahren vermehren sich diese Thiere außerordentlich, so daß sie oft große Verheerungen unter den Kuhheerden machen, wodurch ansehnliche Viehbesitzer in Armuth gerathen.

Bei dunkler Nacht fuhren wir den 24. in die Mündung des Guaviare ein und kamen nach Mitternacht in der Mission von San Fernando de Atabapo an, wo uns der über unsere Ankunft sehr erstaunte Missionär mit liebenswürdiger Gastfreundschaft

aufnahm. „Ihr werdet (so sagte er zu uns), wenn ihr zum Rio negro auf der Grenze von Brasilien wollt, zuerst den Atabapo auffahren, hernach den Temi und zuletzt den Tuamini. Da, wo die Gewalt der Strömung der schwarzen Wasser das Weiterkommen unmöglich macht, wird man euch alsdann außer dem Strombette durch Wälder, die überschwemmt sind, weiterschaffen. In diesen Einöden zwischen dem Orenoko und dem Rio negro sind nur zwei Mönche angesiedelt. In Javita wird man euch Mittel an die Hand geben, um euren Kahn vier Tagereisen weit über Land zum Canno Pimichin zu schleppen. Kommt der Kahn unversehrt an, so könnt ihr ungehindert den Rio negro, von Nordwest gegen Südost, bis zur Feste von San Carlos hinunterfahren. Nachher fahrt ihr den Cassiquiare, von Süden gegen Norden, auf, und nach Verlauf eines Monats kommt ihr den Oberorenoko herab, von Osten gegen Westen fahrend, nach San Fernando zurück.“ — Diesen Plan führten wir in 33 Tagen aus und lernten so eine noch ganz unbekannte Gegend kennen, freilich unter großen Beschwerden. Der Weg, den wir einschlugen, um den Rio negro zu erreichen, ist weit weniger beschwerlich, als wenn wir den Orenoko von San Fernando am Atabapo bis Esmeralda den Strom hinaufgefahren wären. Der Trageplatz zwischen dem Tuamini und Canno Pimichin beträgt nur 36,000 Fuß. Wie leicht

wäre dieser nicht zu durchstechen und so die natürliche Schifffahrtsverbindung zwischen dem Amazonenstrome und dem Orenoko noch um ein Bedeutendes zu verkürzen! Die Gegend von Atures und Maypures erlaubt ebenfalls die Anlegung eines Schiffsgrabens, wodurch man die Wasserfälle vermindert. Was kann hier nicht Alles werden, wenn erst Menschen diese Einöden beleben, und Schiffe statt Krokodille auf diesen ausgedehnten Wasserstraßen gesehen werden!

Die Lage von St. Fernando am Atabapo gleicht der von St. Louis oder Neu-Madrid am Missisippi. Wie sich bei letzterm der Missouri und Ohio mit dem Missisippi vereinigen, so hier der Guaviare und Atabapo mit dem Orenoko. In späteren Jahrhunderten steht hier wahrscheinlich eine große Handelsstadt. Erst im Jahre 1756 kamen die Spanier bis in diese Gegend, als sie einen großen Zug unter Yturiago und Solano machten, um die Grenzen näher festzusetzen.

Wir fanden bei St. Fernando einen eigenthümlichen Palmbaum, Pirijao oder Pihiguao genannt, dessen mit Stacheln besetzter Stamm 60 Fuß hoch war und gefiederte, schön gekräuselte Blätter trug. Die Früchte dieses Baumes, wovon jeder Zweig 50 bis 80 hatte, sahen apfelgelb aus, werden, wenn sie ganz reif sind, purpurroth, zwei bis drei Zoll groß und schmecken außerordentlich gut. Sie enthalten einen gelben zuckerartigen Mehlstoff, der dem Eigelb

gleicht und sehr nahrhaft ist. Man speist sie gesotten oder in der Asche gebraten wie den Pisang. Wir fanden diesen Baum späterhin oft und nannten ihn die Pfirsichpalme.

Die Hauptniederlassungen der Missionäre am obern Orenoko sind außer Fernando de Atabapo noch St. Carlos und St. Francisco Solano. In der Nähe von St. Fernando sind noch die Örter St. Balthasar und Javita, worin sich hübsche Pfarrhäuser, von Schlingpflanzen umwachsen und mit Gärten umgeben, befinden.

Von St. Fernando an ändert sich die Gegend des obern Orenoko ganz. Die Mosquitos verschwinden, die Schnaken werden selten, man hat reines Wasser von angenehmem Geschmacke und sieht schon Palmen an den Ufern. Das Orenokowasser ist trübe, stinkt oft von faulenden Krokodillen und hat überhaupt einen süßlichen Bisamgeruch.

Den 26. April setzten wir unsere Reise fort und sahen viele Delphine und große Wasserschlangen von 12 bis 14 Fuß Länge, die oft neben unserm Boote herschwammen. Den 28. fanden wir einen Baumwollenbaum (Bombax Ceiba), der 14 bis 15 Fuß im Durchmesser und 120 Fuß Höhe hatte.

Den 29. April trafen wir bei der Mission von St. Balthasar ein und erhielten unser Quartier bei einem muntern Geistlichen, in dessen Garten neben

den schönsten amerikanischen Früchten auch herrliche aus Europa wuchsen. Wir bekamen hier zum ersten Male eine weiße schwammige Masse zu Gesicht, die Dapicho und Zapis genannt wird und dem Federharze (Gummi elasticum) gleicht. Da die Eingeborenen zu verstehen gaben, es werde diese Masse unter der Erde gefunden, so waren wir bis zu unserer Ankunft in Javita zu glauben geneigt, es sey ein Fossile oder Minerale. In einer Hütte des Missionärs war ein beim Feuerherd sitzender Indianer damit beschäftigt, schwarzes Federharz (Caoutchouc) aus dem weißen Dampicho zu verfertigen. Er hatte an einem dünnen Holzstäbchen verschiedene Stücke angespießt, die er wie Fleisch briet. Durch das Braten wurde die Masse weicher und elastischer. Die ganze Hütte war von einem harzigen aromatischen Geruch erfüllt. Die erweichte und schwarz gewordene Masse klopfte der Indianer mit einer Keule aus Brasilienholz und knetete dann dieselbe in Kugeln von drei bis vier Zoll Durchmesser, die er nachher kalt werden ließ. In solchen klebrigen Kugeln kommt das Federharz im Handel vor. Man spielt in manchen Gegenden Amerikas Ball mit diesen Kugeln, und in St. Balthasar schnitt man Stöpsel daraus, welche weit besser als die Korkstöpsel sind. Uns war dies um so wichtiger, als es in Amerika an Korkstöpseln fehlt, was uns oft in Verlegenheit setzte.

Wir verließen den 30. April Balthasar, fuhren noch drei Meilen weit den Atabapo hinauf und dann in den Temi ein. Am Einflusse desselben sahen wir einen ausgezeichneten Felsen, der Mutterfelsen genannt. Der Name kommt von folgender Begebenheit: Ein Missionär von St. Fernando führte seine Leute gegen die Indianer dieser Gegend, um Seelen zu fangen, d. h. Leute mit Gewalt in die Mission zu schleppen und zum Christenthum zu bringen. Eine Mutter mit drei Kindern, die eben mit Zubereitung von Mehl beschäftigt war, wurde überfallen. Sie suchte zu entfliehen, ward aber eingeholt, mit ihren Kindern geknebelt und so in einen Kahn gebracht, wo sie der Missionär empfing, der keinen Theil an den Gefahren genommen hatte. Man brachte die Geraubten nach St. Fernando; allein die Liebe der Frau zu ihrem Manne und den übrigen Kindern, die an dem unglücklichen Tage abwesend gewesen waren, brachte sie dahin, daß sie mehrere Male mit ihren mitgeraubten Kindern entfloh. Sie wurde aber jedes Mal wieder eingeholt und mit Peitschenhieben furchtbar gezüchtigt. Um sie desto sicherer zu behalten, faßte der Missionär den Entschluß, sie von ihren mitgefangenen Kindern zu trennen, und schickte sie deshalb in die Missionen am Rio negro. Auf dieser Fahrt sprang sie an dem nach ihr benannten Felsen aus dem Kahne, nachdem sie ihre Fesseln gelöst hatte, und kam schwim-

mend ans Ufer, wo sie sich versteckte. Sie ward aber wieder erwischt, furchtbar auf jenem Felsen gezüchtigt und nach Javita gebracht. Allein die Liebe zu ihren Kindern ließ ihr dort keine Ruhe; sie machte sich wieder von den Banden frei, floh und legte zu Fuß in einem Lande, worin die Flüsse allein Pfade bilden, in vier Tagen 25 Meilen zurück, in denen sie wieder in Fernando war. Sie hatte sich auf der Reise, welche sie mitten durch die Wälder in der nassen Jahreszeit gemacht, von Ameisen ernährt. Die grausamen Christenbekehrer, die in ihrem Seelenfangen oft die Leiber tödten lassen, erbarmten sich auch jetzt des armen Weibes nicht, das seine zerstreuten Kinder wieder um sich vereinigen und den Mann wieder aufsuchen wollte. Sie führten diese treue Mutter und Gattin in eine andere Mission, wo sie sich dadurch tödtete, daß sie durchaus keine Nahrung zu sich nahm. O ihr Grausamen, die ihr solche Schandthaten zur Ehre dessen begeht, der die Welt mit Liebe überwunden hat! —

Das vielfach gekrümmte Flußbette des Temi verließen wir bald und fuhren in südlicher Richtung durch einen überschwemmten Wald, in welchem sich gleich Fußsteigen Wasserbahnen befanden, die vier bis fünf Fuß breit und selten über einen Fuß tief waren. Diese Fahrbahnen bilden sich wie unsere Fußsteige durch den Gebrauch, indem die Indianer von einer

Mission mit der andern verkehren. Weil aber dieser Verkehr geringe ist, so waren manche Stellen der Fahrbahn so bewachsen, daß ein an der Spitze unseres Bootes stehender Indianer viel mit der Machette (einem 14 Zoll langen Messer) zu arbeiten hatte, um die Sträucher und Schlingen wegzuräumen. In dem dichtesten Strauchwerke machten die Toninas (Süß-wasser-Delphine) von vier Fuß Länge oft viel Geräusch und umspielten auch unser Boot. Sie nahmen sich hübsch aus, weil sie im Fliehen vor uns Wasser- und Luftstrahlen ausstießen, weshalb sie auch die Spritzer heißen.

Es war schwer, in den Wäldern den rechten Weg zu finden, und unsere Indianer waren darüber bisweilen sehr verlegen. Wir kamen aber doch glücklich den ersten Mai in Javita, einer Missionsstation an dem Tuamini *) an, welcher sich in den Temi ergießt. Wir blieben daselbst fünf Tage, während welcher Zeit unser Fahrzeug zu Lande zu dem Pimichin gebracht ward. Wir fühlten hier ein starkes Jucken, das von milbenartigen Insekten herrührte, welche die Pflüger heißen, weil sie wie der Riethwurm den Acker, so die Haut durchpflügen.

*) Der Tuamini und Canno Pimichin stehen auf unserer Karte (zum 15. Theil), aber des Raumes wegen ohne Namen.

Die Mission von Javita hat ihren Namen von einem indignischen Häuptling, den die Spanier für sich gewannen, um so die Herren der Länder zwischen dem Rio negro und Atabapo zu werden, um die sich Spanien und Portugal stritten. Javita lebte noch, als wir da waren, begleitete uns auf unseren Pflanzenwanderungen und erzählte uns viel, da er spanisch sprach, von den früheren Völkern des Landes. Namentlich versicherte er uns, daß alle Indianer dieser Gegend, als er ein Jüngling gewesen sey, Menschenfleisch gegessen hätten, was er der Rachsucht zuschrieb. Es ist wundersam, daß in allen Erdtheilen diese grausame Sitte und aus ganz verschiedenen Gründen geherrscht hat, so daß man wohl an die Verderbtheit des Menschen glauben und dem Ausspruche eines morgenländischen Dichters beistimmen muß: „Vor allen Thieren ist der Mensch seltsam in seinen Sitten und ausschweifend in seinen Neigungen.“ —

Die Luft von Javita ist sehr feucht. Es regnet daselbst nicht selten vier bis fünf Monate hinter einander.

Die 160 Indianer, die in Javita wohnten, beschäftigten sich besonders mit dem Bau von Kähnen. Sie benutzen dazu die Stämme einer großen Lorberart, und arbeiten solche theils mit Feuer, theils mit der Axt aus. Diese Lorberbäume wachsen 100 Fuß hoch und haben ein gelbes, harziges, wohlriechendes,

im Wasser unzerstörbares Holz. Der Wald zwischen Javita und dem Canno Pimichin hat eine große Menge von Riesenbäumen allerlei Art, 100 bis 110 Fuß hoch. Leider konnten wir manche gar nicht kennen lernen, weil sie erst in bedeutender Höhe Zweige treiben, so daß wir kaum hier die Blätter, viel weniger ihre Blüthen und Früchte sahen.

Mit der Fortschaffung unseres Fahrzeuges waren 23 Indianer beschäftigt. Man zog es auf Rollbäumen, und brauchte vier Tage dazu, um den 36,000 Fuß langen Weg zurückzulegen.

In Javita bekamen wir nähere Kunde über das Federharz. Der alte Javita zeigte uns, daß man, um das Dapicho zu erhalten, in einem sumpfigen Boden, bei zwei bis drei Fuß Tiefe, zwischen den Wurzeln zweier Bäume, des Jacio *) und der Curvana, nachgraben müsse. Diese Bäume scheinen das Dapicho aus den Wurzeln zu ergießen, und zwar besonders wenn sie alt geworden sind und im Innern zu faulen anfangen. Künstlich reizt man die Wurzeln zur Ergießung dieses Saftes, indem man Einschnitte macht, diese zusammen in einen großen Einschnitt vereinigt und ein Gefäß darunter setzt. Wir fanden

*) Dieser Baum heißt auch Hevea oder Siphonia und wächst häufig in Groß-Para wie in Cayenne, von woher viel Federharz in den Handel kommt.

Stücke Dapicho von zwei Fuß Durchmesser und vier Zoll Dicke, selbst in einer Entfernung von acht Fuß vom Stamme. Diese müssen durch entfernte Wurzelergießungen entstanden seyn. Wahrscheinlich ist die Feuchtigkeit des Bodens und die Dunkelheit zur Ausbildung des Dapicho nothwendig. Der Bernstein ist sicher auf eine ähnliche Weise in früheren Zeiten gebildet. In neueren Zeiten kommt auch aus Ostindien Federharz *), und wenn man mehr dieser Masse nachforscht, so möchten sich noch viele Bäume in den heißen Gegenden finden, aus welchen man solche ziehen könnte, besonders in der Zeit, wo die Blätter von den Bäumen abfallen und die Säfte sich der Wurzel zuziehen.

Der liebenswürdige Geistliche von Javita erzählte uns viel von den rohen Eingeborenen des Landes, woraus sich ergab, daß dieselben aus Überresten verschiedener Volksstämme bestehen, die sich unter einander nicht sprachlich mittheilen können, zu 40 bis 50 Mann unter einem Familienhaupte zusammen leben und nur im Kriege sich unter ein gemeinsames Oberhaupt vereinen. Die meisten nomadisiren, ohne wich-

*) Dieses ist weißer als das amerikanische und hat einen thierischen, stinkenden Geruch. Man hat in neueren Zeiten ganz wasserdichte Überschuhe aus dem Federharze verfertigt, die unter andern in Leipzig zu haben sind.

tige Hausthiere zu haben, und leben vom Ackerbau und den vielen Nahrungsmitteln, welche die Wälder von selbst darbieten. Sie verehren gleich den alten Deutschen ihre Götter in den Wäldern.

Den fünften Mai war endlich unser Kahn am Canno Pimichin eingetroffen, und wir folgten ihm. Auf dem Wege dahin fanden wir ein Kreuz, das zum Andenken eines Mönches errichtet war, den an dieser Stelle Wespen getödtet hatten. Es wird in diesen Gegenden viel von giftigen Wespen und Ameisen gesprochen; wir haben aber keine von beiden gesehen. Der Tod des Mönches mag daher wohl der Erschöpfung und der Feuchtigkeit mit zuzuschreiben seyn.

Der Einschiffungsplatz von Pimichin ist mit einer kleinen Pflanzung von Cacaobäumen umgeben, die wir mit Blüthen und Früchten beladen fanden. Auch wuchsen hier viele **Iguen** wild. Die Iguen gehören zu den amerikanischen Mandelbäumen, die in großer Mannigfaltigkeit vorkommen. Sie erreichen eine Höhe von hundert Fuß und gewähren beim Blühen durch ihre schönen Blumenkronen und die Menge ihrer Staubfäden einen prachtvollen Anblick.

Am Einschiffungsplatze von Pimichin bezogen wir eine Hütte. Ehe wir aber dieselbe einnahmen, untersuchten wir sie, weil ich schon bemerkt hatte, daß diese Gegend sehr schlangenreich sey. Wir fanden und tödteten auch in der Hütte zwei große Schlangen,

die vier bis fünf Fuß lang waren. Sie sahen schön aus, waren unter dem Bauche weiß, auf dem Rücken braun und roth gefleckt, aber sehr giftig. Am Morgen entdeckten wir noch eine Schlange in der Hütte, die unter der Schlafstätte unseres Bedienten übernachtet hatte. Die Schlangen sollen sich der Wärme wegen gern den Menschen nähern. Wirklich hatte sich auch am Magdalenenflusse ein solches Thier ins Bette eines unserer Reisegefährten geschlichen und einen Theil der Nacht mit ihm dasselbe freundschaftlich getheilt.

Nachdem wir am sechsten unser Fahrzeug untersucht hatten, das uns noch an 200 Meilen weit führen sollte, und es unbeschädigt gefunden, so schifften wir uns auf dem Pimichin ein, der Canno, d. h. Bach, genannt wird, aber so breit wie die Seine bei Paris ist. Wir waren nicht wenig erfreut, daß wir, nach vielen überstandenen Mühseligkeiten, jetzt glücklich im Flußgebiete des großen Amazonenstromes, in den sich der Pimichin vermittelst des Rio negro ergießt, angelangt waren.

Sechste Fahrt.

Vom Rio negro den Cassiquiare hinauf und den Orenoko hinunter bis Angostura.

Wir gelangten vom Pimichin bald in den Rio negro. Dieses ist ein Nebenfluß des Amazonenstromes, von der Länge der Donau, und gehörte in seinem oberen Theile damals Spanien, in seinem unteren Brasilien. Bald nach der Einschiffung in den Rio negro kamen wir zu dem Dorfe Maroa, das von 150 Indianern bewohnt wird und das Bild von Wohlstand darbietet. Wir fuhren vorbei und trafen nach zweistündiger Fahrt in der kleinen Mission von St. Miguel de Davipe ein, die 1775 von einem Officier, Don Francisco Bobadilla, gestiftet worden war, und worin uns ein Mönch mit Maderawein erquickte. Lieber noch wäre uns Brod gewesen, das wir lange Zeit entbehrt hatten. Der Madera war den Amazonenstrom von den Portugiesen heraufgebracht worden. Wir kauften in dieser Mission einige Hühner und ein Schwein. Auch versahen wir uns mit schönen Tauen, die aus der Chiquichiqui-Palme verfertigt waren. Dieses Tauwerk ist sehr leicht, schwimmt auf dem Wasser und dauert im Flußwasser länger als hanfene Taue.

Man könnte am Rio negro große Seilereien darauf anlegen und die Taue um 60 Procent wohlfeiler als die hanfenen liefern. Die Nacht brachten wir auf einer Insel zu, die eine malerische Lage hatte. Wir fanden einiges bebautes Land darauf, und sahen auf einem Hügel eine indianische Hütte. Vier Landeseingeborene saßen unfern derselben um ein Feuer und aßen eine Art weißen, schwarzgefleckten Teig. Er bestand aus Bachacos, großen Ameisen, deren weißer Hintertheil einem Fettknäuel gleicht. Sie waren gedörrt und im Rauche geschwärzt worden. Mehrere Säcke davon hingen über dem Feuer. In der Hütte waren noch 14 Personen, die völlig nackt in Hängematten lagerten und unsern Pater Zea mit großer Freude empfingen. Derselbe ließ sich die Ameisen mit Maniokmehl vermischt sehr gut schmecken. Wir kosteten auch davon, und die Masse schmeckte wie Brodkrumen mit ranziger Buttter bestrichen.

Den folgenden Tag trafen wir nach einer schnellen Fahrt stromab um 12 Uhr in der Feste von St. Carlos ein, und wurden bei dem Kommandanten der Feste, einem Lieutenant, einquartirt. Wir fanden bei der Feste die Bertholletia excelsa, die in acht Jahren 30 Fuß hoch wächst und die dreieckigen Mandeln trägt, welche in Europa Mandeln vom Amazonenstrome heißen. Die kriegerische Besatzung der Feste bestand aus 17 Soldaten, wovon 10 zur Beschützung

der benachbarten Missionen abwesend waren. Die feuchte Luft macht hier fast alle Flinten unbrauchbar. St. Carlos gegenüber haben die Brasilier die Feste St. Felipe mit 25 bis 30 Mann Besatzung. Ganz spaßhaft klang es uns, als der Kommandant der Feste St. Carlos des Abends von einem Soldaten ganz ernsthaft den Bericht empfing, daß um die Festung alles ruhig sey.

Da man in 20 bis 25 Tagen von der Einmündung des Rio negro bis Para an der Mündung des Amazonenflusses fährt, so hätten wir fast in derselben Zeit, die wir zur Erreichung der Mündung des Orenoko gebrauchten, auch zur Mündung des Amazonenflusses gelangen können; doch würde uns diese Fahrt schlecht bekommen seyn, da man in Brasilien, neidisch auf unsere Untersuchungen, schon den Befehl gegeben hatte, im Falle man uns träfe, uns sogleich festzunehmen und nach Lissabon zu senden.

Den 10. Mai verließen wir St. Carlos und mußten eine Strecke wieder den Rio negro hinauffahren, um in die Mündung des Cassiquiare zu dringen, welcher den Rio negro mit dem Orenoko vereinigt. Die Luft war außerordentlich feucht; Hrn. Bonpland's Pflanzen litten sehr durch diese Feuchtigkeit, und ich konnte nur wenige Himmelsbeobachtungen wegen der Trübheit machen. Unser Fährmann verhieß uns aber besseres Wetter, wenn wir die schwarzen Gewässer

würden verlassen haben, und er hatte auch Recht. Als wir wieder zu den weißen Gewässern kamen, so brachten uns diese einen hellen Himmel, Sterne, Mosquitos und Krokodille.

Nachdem wir vier deutsche Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir zur Mission von Francisco Solano, welche zu Lande nur 1½ Meile von St. Carlos entfernt ist. Diese Mission ward als ein Kriegsposten, gleich 19 anderen in dieser Gegend, bei dem sogenannten Grenzzuge angelegt und dem Anführer Solano zu Ehren so genannt. Ein solcher Grenzposten bestand anfänglich aus einem Blockhause, worin zwei Soldaten wohnten, die von einer indianischen Familie bedient wurden, andere indianische Familien unter ihren Schutz nahmen und zwei kleine Kanonen hatten. Wenn die Soldaten Krieg anfangen wollten, so riesen sie die ihnen untergebenen Indianer durch ein thönernes Horn zusammen. Die meisten Eingeborenen zogen sich von den Bergen zurück; manche Häuptlinge aber gewannen auch. Im Jahre 1785 bekam das Mönchsregiment aber über das Soldatenregiment hier das Übergewicht.

Unser Boot ward hier wieder mit einigen neuen Thieren beschwert. Dem Pater Zea ward diese Thierliebhaberei fast zu bunt. Wir kauften hier den Ana, eine schöne Art Aras (indischen Rabenpapagei), 17 Zoll lang, und einen Toukan (Piapopo), der dem

Raben verwandt ist, gern stiehlt, sich badet und fischt. Er neckte auf der ganzen Reise unsere Affen.

Die meisten Thiere waren in Korbkäfichten, einige liefen aber auch im Kahne frei umher. Wenn es regnen wollte, machten sie in der Regel großen Lärm. Die Aras schrieen, der Toukan strebte zum Fischfang hin, und die kleinen Titisaffen suchten sich unter die weiten Kleider des Pater Zea zu verkriechen. Diese Auftritte wiederholten sich öfter, und wir vergaßen darüber die Plagen der Mosquitos. Des Nachts auf dem Bivouak stellten wir in die Mitte einen ledernen Kasten mit unseren Lebensmitteln, neben ihn die Instrumente und die Käfichte mit den Thieren; ringsum wurden unsere Hängematten angebracht und weiterhin die der Indianer. Den Außenkreis bildeten die Feuer. Die Indianer erzählten uns des Abends öfter von einem kleinen langnasigen Thiere, das des Nachts die jungen Papageien in ihren Nestern überfalle und seine Hände zum Fressen gebrauche. Wahrscheinlich ist es eine Affenart.

Den 11. Mai verließen wir die Mission von St. Francisco Solano, und die gleichmäßige Dunstmasse, die uns bis dahin umgeben, fing an, sich in Wolken zu zertheilen. Am Ufer, wo wir landeten, entdeckte Hr. Bonpland einen prächtigen Stamm der Bertholletia excelsa oder des Amazonen-Mandelbaumes. Derselbe war 60 Fuß hoch und wahrscheinlich ein

Vorposten von einem Walde dieser Bäume, den wir aber nicht aufsuchen konnten.

Die Ufer des Cassiquiare werden durch die Chirivapalme mit gefiederten, unten silberfarbenen Blättern verschönert. Die übrige Waldung bestand fast aus lauter Bäumen mit ungetheilten, glänzenden, lederartigen Blättern. Die meisten gehörten zu den Guttbäumen (Guttiferae) und Lorberbäumen.

Den 12. Mai verließen wir des Morgens halb zwei Uhr, nachdem wir bei heiterem Wetter gute Himmelsbeobachtungen gemacht hatten, unser Bivouak, und wurden immer mehr, je weiter wir uns vom Rio negro entfernten, von den Mosquitos geplagt.

Wir kamen vor einer elenden Mission vorbei, die nur 60 Eingeborene hatte. Aus der Nähe derselben haben sich alle Indianer zurückgezogen. Die Eingeborenen leben von den vorher erwähnten Ameisen, wie manche Bewohner Neuhollands von den Spinnen. In dieser Mission hielt sich der früher erwähnte Mönch auf, welcher schon 20 Mosquitojahre in den Wäldern des Cassiquiare zugebracht hatte und ganz getiegerte Schenkel besaß. Er sprach von der traurigen Nothwendigkeit, in diesen entlegenen Missionen die gräuelhaftesten Verbrechen unbestraft lassen zu müssen. Es hatte unter andern in einer kleinen Mission vor etlichen Jahren ein indianischer Dorfschulze eine seiner Frauen verzehrt, nachdem er vorher dieselbe ab-

sichtlich gut genährt, um sie zu mästen. Der Mönch zeigte uns damit zugleich, daß das Menschenfressen in diesen Gegenden nicht aus Mangel an Nahrungsmitteln oder aus Aberglauben, sondern mehr aus einer entarteten Eßlust und aus Rachgier komme. Der Sieg über eine feindliche Horde wird jedes Mal durch ein Mahl gefeiert, worauf einige Stücke von dem Leichnam eines gefangenen und dazu getödteten Feindes vorkommen. Besonders verzehrt man die Frauen und Kinder der Feinde. Bisweilen werden aber auch Bekannte nicht geschont. Ein Indianer, der nicht zur Mission gehörte, reiste mit einem andern, der seit Kurzem dazu gehörte, oder der, wie man zu sagen pflegt, unter dem Glockenschalle wohnte. Letzterer litt an einem Fieber, wie das gewöhnlich bei den neuen Ansiedlern in den Missionen der Fall ist. Ersterer ward ärgerlich darüber, daß der Kranke ihm nicht gut folgen konnte, tödtete ihn und verbarg den Leichnam. Den andern Tag stellte er ein Gastmahl an und befahl seinen Kindern, mit ihm den Leichnam zum Gastmahle zu holen. Die Kinder aber hielten sich schon zur Mission, wollten deshalb an dem Gräuel keinen Theil nehmen, und der häusliche Streit, der darüber entstand, entdeckte diese Unthat.

„Sie können sich (so sagte der Mönch zu uns) keine Vorstellung von den Indianern machen. Kaum hat man die Ankömmlinge eines neuen Stammes

aufgenommen, so zeigen sie sich, ungeachtet ihres sanften und ehrlichen Ansehens, wenn sie zur Theilnahme an einer Seelenjagd zugelassen werden, sehr mordlustig, und verbergen, ehe man es sich versieht, die Leichname, um sie gelegentlich zu verspeisen. Die Vorwürfe, welche man ihnen darüber macht, verhallen ohne Eindruck. Sie nehmen solche so auf, wie wir die von einem Braminen, wegen des Essens von Thierfleisch aufnehmen würden."

Das Auffallendste bei dem Menschenfleischessen ist, daß selbst ziemlich gebildete Völker auf diese schreckliche Entmenschlichung gekommen sind. Unter andern hatte sich im 13. Jahrhundert in Aegypten allgemein die Sitte, Menschenfleisch zu essen, verbreitet. Anfangs erregte diese Unsitte überall Abscheu, zuletzt aber gewöhnte man sich daran. Der Geschichtschreiber Abd-Allatif erzählt, daß selbst Leute von Stande an solchem Fleisch Wohlgefallen gefunden und dasselbe verschieden zubereitet hätten. Eine Menge Personen unterlag dieser Wuth. Unter andern wurden drei Ärzte so verspeist, welche die Bösewichter unter dem Vorgeben, sie seyen krank, zu sich gelockt hatten.

Der Boden am Cassiquiare ist fruchtbarer als der am Rio negro. Es wächst der Mais, der Reis, die Bohnen, die Baumwolle, der Zucker und der Indigo überall daselbst, wo man ihren Anbau versucht

hat. Das Gemüse wird aber gewöhnlich in einem alten Kahne, der mit Erde gefüllt ist und auf Pfählen steht, gebauet, weil sonst die Ameisen dies so leicht verwüsten.

Vom 14. bis zum 21. Mai brachten wir alle Nächte in einer wilden Gegend unter freiem Himmel zu. An vielen Stellen war der Fluß sehr sumpfig und mit 20 Fuß hohem Bambusrohr an den Ufern bewachsen. Die Üppigkeit des Pflanzenwuchses an den Ufern machte uns oft das Landen ganz unmöglich. Bisweilen suchten wir gegen Abend eine ganze Stunde, um einen Landungsplatz zu finden. In dem Kahne zu übernachten war unmöglich, weil die Mosquitos uns keine Ruhe darin ließen. Der Pater Zea, der sich bisher immer gerühmt hatte, an den Wasserfällen des Orenoko die tapfersten Mosquitos zu besitzen, that jetzt das Geständniß, daß die am Cassiquiare doch mächtiger wären. Am Ufer mußten wir uns erst mit Äxten einen Platz zum Übernachten aushauen, und die größte Noth machte immer die Herbeischaffung von trockenem, oder wie die Indianer sagen, von an der Sonne gebratenem Holz, weil die Feuchtigkeit der Luft hier Alles durchdringt. Das Feuer gebrauchten wir nur als Schutzmittel gegen wilde Thiere. Ans Kochen konnten wir wenig denken, weil uns die Nahrungsmittel ausgingen.

Den 18. Mai fanden wir viele wilde Cacao-

bäume, deren Bohnen klein und bitter sind. Um uns den Hunger zu vertreiben, aßen wir etwas geriebenen Cacao ohne Zucker und tranken viel Flußwasser darauf. Neben den Mosquitos, dem Mangel an Lebensmitteln und der Feuchtigkeit fing eine Art von Langeweile an sich in diesen Oeden einzustellen. Ich rathe deshalb Keinem, der nicht wie wir die Gabeltheilung zwischen dem Rio negro und Orenoko sehen will, diese Fahrt einzuschlagen.

Bei der Gabeltheilung des Orenoko, da, wo er einen Arm in den Rio negro sendet, fanden wir viele entwurzelte Bäume, die natürliche Flöße bildeten. Unweit der Gabeltheilung erheben sich einige Felsen, wovon einer zur Regenzeit Flammen ausspeien soll. Der nördliche Flußarm, welcher am stärksten ist, wendet sich nordwestlich im Gebirge herum, der südliche aber zieht sich sanft in eine Ebene hinab. Die Jaguare in dieser Gegend sind sehr kühn. Sie weckten uns mitten in der Nacht auf; weil aber unsere Feuer gut brannten, so achteten wir ihrer weiter nicht. Unser Hund, eine junge große Dogge, die uns von Caraccas aus begleitet hatte, bellte anfänglich und verkroch sich dann unter unsere Hängematten. Als wir aber am Morgen aufstanden, war er weg: muß also entweder mitten aus unserem Lager von einem Jaguar geholt und gleich gewürgt seyn, so daß er nicht hat bellen können, wovon wir sonst unfehlbar aufgewacht

wären, oder ist auch späterhin zum Flusse gegangen und dabei von einem Jaguar erhascht worden. Man versicherte uns öfter, daß die alten Jaguare sich mitten in die Bivouaks wagten und den schlafenden Gegenstand gleich an der Gurgel packten, um allem Geschrei zuvorzukommen.

Die so seltsame Gabeltheilung des Orenoko, wodurch er zwei wichtige Flußgebiete vereinigt, ward 1744 zuerst in den spanischen Besitzungen Südamerikas bekannt, aber in Europa zweifelte man bis zu meiner Untersuchung noch immer daran, weil diese Erscheinung dem als gültig angenommenen Gesetze widersprach, daß jeder Fluß sein eigenthümliches Gebiet habe, das durch Höhen wenigstens, wenn auch nicht immer durch Berge, von den anderen Flußgebieten geschieden sey.

Der Gabeltheilung des Orenoko gegenüber erhebt sich 8000 Fuß hoch ein Vulkan, an dessen Fuß die Mission von Esmeralda angelegt ist, welche 80 Bewohner hat. Eine reizende Ebene, von klaren schwärzlichen Bächen durchschnitten, umgiebt die Mission und ist mit schönen Mauritiapalmen geschmückt. Näher am Gebirge wachsen die ausgezeichnetsten Ananas, groß und wohlriechend, mitten unter Gräsern, wie bei uns die Herbstzeitlosen.

Ein alter Kriegsmann stand der Mission von Esmeralda vor, und nur vier bis fünf Mal im Jahre

kommt ein Geistlicher von einer benachbarten Mission zum Gottesdienste hierher. Der alte Kriegsmann hielt uns für Krämer, hieß uns herzlich willkommen, lächelte aber, als er unsere Papierballen, worin Pflanzen waren, sah, indem er meinte, wir wollten hier Papier verhandeln. Der Soldat vereinigte hier alle Gewalten in sich, lehrte die Kinder den Rosenkranz beten, läutete zur Abwechselung und schien auch den Stab Wehe gelegentlich tüchtig zu gebrauchen.

Esmeralda ist der berühmteste Ort am Orenoko für die Bereitung des Curare oder des Giftes, womit man die Jagdpfeile bestreicht, welches zugleich auch als Arznei gegen Unterleibsübel dient. Bei unserer Ankunft in Esmeralda waren die meisten Indianer so eben von einer Wanderung heimgekehrt, welche sie ostwärts gemacht hatten, um Amazonenmandeln zu sammeln und um Schlingpflanzen zu holen, woraus das Curare bereitet wird. Ihre Rückkehr ward durch ein Fest gefeiert, das unserm Ärntefeste glich. Fast Alle waren berauscht. Wir hatten aber das Glück, einen bejahrten Mann zu treffen, der ziemlich nüchtern mit der Bereitung des Giftes sich beschäftigte. Er war der Scheidekünstler des Ortes. Wir fanden bei ihm große Siedekessel aus Thon zum Kochen der Pflanzensäfte, und flachere Gefäße zum Abdampfen. Tütenförmig gedrehete Pisangblätter dienten zum Durchseihen der mit Fasern vermischten Flüssigkeiten. In

Allem herrschte große Reinlichkeit. Das Verfahren, welches der Giftherr (denn so nannte man ihn im Orte) anwendete, war sehr einfach. Es werden die Stengel der Schlingpflanze, woraus man das Gift bereitet, zwischen Steinen zerquetscht, diese Masse wird in einen Doppeltrichter geworfen, darauf Wasser gegossen, und durch dieses ein gelber Saft ausgezogen, welcher unten herauströpfelt. Durch Kochen verdichtet man diesen Saft, wobei man ihn öfter kostet, um durch den Geschmack zu ermitteln, ob er die gehörige Kraft hat, was sich durch starke Bitterkeit verräth. Gefahr ist bei diesem Kosten nicht, wenn man keine Wunde im Munde hat, weil das Gift nur bei unmittelbarer Berührung des Blutes wirkt. Auch sind die Dünste, welche aus dem Siedekessel aufsteigen, nicht schädlich. Der verdickteste Saft haftet aber noch nicht an den Pfeilen. Deshalb wird ihm noch ein klebriger Stoff zugesetzt, den man aus einem breitblätterigen Baume, Kira caguero genannt, gewinnt. Der gelbe Giftsaft wird durch Beimischung des klebenden Stoffes schwarz und sieht wie ein dicker Sirup oder wie Theer aus. Man verpackt diesen Saft in den Früchten der Crescentia *); weil seine Zuberei-

*) Die Crescentia oder der Kürbisbaum kommt in mehreren Arten in Südamerika vor. Er wird 20 bis 30 Fuß hoch, hat eine schöne Krone und fußlange Beeren von

tung aber das Geheimniß von wenigen Leuten in dieser Gegend ist, so steht das Curare von Esmeralda in sehr hohem Preise. Getrocknet gleicht das Gift dem Opium, aber der Luft ausgesetzt zieht es die Feuchtigkeiten an und wird klebrig. Der Geschmack des Giftes ist angenehm bitter. Hr. Bonpland und ich haben mehrere kleine Stücke davon verschluckt.

Es ist wahrscheinlich, daß die Pflanzengifte, welche von den verschiedenen Völkern Amerikas verfertigt werden, nicht alle aus einer und derselben Pflanze bereitet sind. Das Fleisch der Thiere, welche mit dem Gifte getödtet werden, ist eben so gut als jedes andere Fleisch. Ja die Mönche behaupteten, das Fleisch würde erst dadurch recht schmackhaft, daß die Thiere mit dem Giftpfeile getödtet seyen. Unser Pater Zea ließ sich alle Morgen das Huhn, was wir den Tag verspeisen wollten, nebst einem Giftpfeile in seine Hängematte bringen und tödtete mit letzterem das Thier. Große Vögel sterben, wenn sie am Schnabel verwundet sind, in 2 bis 3 Minuten, ein Schwein in 10 bis 12 Minuten.

---

verschiedener Form. Aus dem Mark der Beeren macht man einen sehr geschätzten Sirup, die Schale dient zu allerlei Geräthschaften. Man hat Schalen, die wohl 10 Quart fassen und so hart sind, daß man wenigstens ein Mal Wasser darin kochen kann.

Ein Zambo, welcher für Hrn. Bonpland kleine vergiftete Pfeile verfertigte, womit durch Blasröhre auf kleine Affen und Vögel Jagd gemacht wird, und der ein sehr starker Mensch war, fiel, plötzlich vom Schwindel ergriffen, bei der Arbeit um, weil er das Curare zwischen den Fingern gerieben, woran er sich vorher ganz leicht etwas verwundet hatte. Er lag eine halbe Stunde in der Betäubung, erholte sich aber allmälig wieder, weil das Gift, was man zu kleinen Pfeilen anwendet, sehr schwach ist. Ich selbst entging auf der Reise nach Atures zurück mit genauer Noth einer großen Gefahr. Aus einem Gefäße hatte sich das durch Feuchtigkeit flüssig gewordene Gift in einen Strumpf ergossen. Glücklicherweise faßte ich beim Anziehen in denselben hinein und entdeckte an der Klebrigkeit das Gift. Hätte ich den Strumpf angezogen, so würde ich vergiftet worden seyn, da meine Zehen von den Tschikas (eindringenden Flöhen) verwundet waren.

Das Ärntefest, welches die Indianer in Esmeralda durch Tänze feierten, hatte wegen der rohesten Völlerei etwas Abschreckendes für uns. Mehrere Tage war man in einer Hütte beisammen, worin weder Tische noch Bänke waren, aber an deren Seiten große gebratene und vom Rauche geschwärzte Affen standen. Man brät die Affen, nachdem man sie abgebalgt hat, auf einem Roste von hartem Holze, worauf sie so

sitzen, als lebten sie. Das lodernde Feuer schlägt um sie herum und macht sie im Braten pechschwarz. Die gebratenen Affen haben eine recht unangenehme Ähnlichkeit mit Kindern, zumal wenn sie einen sehr runden Kopf besitzen; weshalb auch Europäer, wenn sie gezwungen sind, sich von diesen Thieren zu nähren, nur den Rumpf ohne Kopf und Hände auf die Tafel bringen. Das Fleisch der Affen ist dürr und mager. Vielleicht hat das Affenessen zum Menschenfressen geführt.

Wir sahen die Indianer tanzen, und zwar ohne Weiber. Die Männer drehen sich stundenlang mit ernster Miene links und rechts herum. Die Tänzer sind zugleich auch Spielleute. Sie erzeugen aus Rohrpfeifen, die stufenartig wie die Orgelpfeifen neben einander gereiht sind, traurige Töne. Die Rohrpfeifen sind aus einer hochstoppeligen Grasart geschnitten. Solche Grasarten werden in allen Gegenden der Welt vielfach benutzt. Die Griechen sagten deshalb mit Recht, diese Grasarten (Schilfrohre) hätten beigetragen zur Unterjochung der Völker, indem sie die Pfeile geliefert; zur Milderung der Sitten, indem man daraus Flöten bereitet, und zur Entwickelung des Verstandes, weil man Federn zum Schreiben daraus geschnitten.

Wir hatten in Esmeralda noch vielfache Gelegenheit, den Amazonen-Mandelbaum (Bertholletia ex-

celsa) zu bewundern. Er hat 2 bis 3 Fuß Durchmesser und 100 bis 120 Fuß Höhe. Seine langen Äste breiten sich weithin aus und sind fast nur an den Spitzen mit dicken Blattbüscheln bedeckt, sonst nackt. Die Blätter sind lederartig, unten silberfarbig und über zwei Fuß lang. Leider haben wir diesen Prachtbaum nie blühen sehen. Erst wenn er 15 Jahre alt ist, treibt er Blüthen. Die Früchte haben die Größe eines Kinderkopfes, sind öfters sogar 12 Zoll im Durchmesser dick und verursachen beim Herunterfallen ein schreckliches Getöse. In 50 bis 60 Tagen kommen diese Früchte von der Blüthe an zur Vollendung. Die äußere Rinde derselben ist so hart, daß man mit dem schärfsten Werkzeuge viele Mühe hat, sie zu durchsägen. In der Frucht sind vier bis fünf Fächer, und in jedem Fache befinden sich fünf bis acht Mandeln. Doch habe ich in den meisten Früchten nur 15 bis 22 Mandeln oder Nußkerne gefunden. Der Geschmack der Mandeln ist, so lange sie frisch sind, sehr angenehm; das viele Öl aber, welches sie enthalten und wodurch sie zur Ölgewinnung so sehr geeignet sind, macht sie, wenn sie lange liegen, ranzig. Wir haben viele dieser Mandeln gespeist und uns dabei recht wohl befunden.

Für die meisten Affen sind die Amazonenmandeln unzugänglich. Sie rollen solche wohl hin und her und machen ein Geräusch damit, weil die Mandeln,

wenn sie reif sind, locker in den Fächern liegen, können sie aber nicht erhalten. Nur manche Nagethiere zerbeißen mit unsäglichen Anstrengungen die Schale.

Eine der Piroguen, welche die Esmeraldaer zu ihrem Ärntezuge gebraucht hatten, war fast ganz mit Schilfrohr angefüllt, woraus die Blaseröhre zu der Jagd kleiner Thiere verfertigt werden. Dieses Schilfrohr war 15 bis 17 Fuß hoch, ohne Knotenabsätze. Ein Jäger pflegt lebenslänglich sein Blaserohr zu behalten, und rühmt die Leichtigkeit, Sicherheit und den Glanz desselben, wie dies bei uns die Jäger mit ihren Flinten thun. Leider konnten wir das wundervolle knotenlose Rohr, was wir in so großer Menge sahen, nicht gehörig bestimmen, weil uns die Blüthen fehlten. Eben so auch ging es uns mit dem Hemdenbaum, welcher 50 Fuß hoch wächst und die sogenannten Marima-Hemden liefert. Um diese Hemden zu bekommen, schneiden die Indianer cylindrische Stücke vom Baume ab, welche zwei Fuß im Durchmesser halten, trennen davon die rothe faserige Rinde, und hüten sich dabei sehr vor Längenschnitten, damit die Rinde ganz bleibt. Diese gewährt eine Art Kleidung, die einem Sacke ohne Naht aus grobem Zeuge gleicht. Die obere Öffnung dient für den Kopf, und für die Arme werden zwei Seitenöffnungen gemacht. Die Eingeborenen tragen diese Hemden besonders während der großen Regenzeit. So wie hier, wie die

Mönche sagen, die Hemden auf den Bäumen wachsen, so kann man auch Hauben von denselben schütteln, indem die Blumenscheiden einiger Palmenarten ein weitmaschiges, gegen die Sonne schützendes Gewebe liefern, das, wie es da ist, auf den Kopf zu passen pflegt.

An dem Feste, dem wir beiwohnten, hatten die Frauen das traurige Geschäft, die Männer mit Affenbraten, gegohrenem Getränk, Fischmehl und Kohlpalmen zu bedienen. Die Kohlpalmen schmecken fast wie unser Blumenkohl. Die unentwickelten Blätter dieser Palmen waren mit dem auch genießbaren Stiel sechs Fuß lang bei fünf Zoll Dicke. Eine einzige Pflanze enthält also sehr vielen Nahrungsstoff. Das Fischmehl wird aus gebratenen und späterhin getrockneten Fischen bereitet. Will man davon speisen, so wird es mit Wasser zu einem Teige angerührt.

Die Indianer in Esmeralda, welche nicht getauft sind, leben wie die übrigen Waldindianer in der Vielweiberei. Die Weiber leben in einer Art Sklaverei, und der Friede des Hauses wird durch die Macht des Mannes erhalten. Ist der Mann abwesend, so pflegt gleich Krieg auszubrechen, den er aber bei seiner Rückkehr, gewöhnlich durch gewaltsame Mittel, wieder vertreibt. Weil alle schwere Arbeit auf den Schultern der Weiber ruht, so findet man in der Regel nur wenig Frauen, die Vielweiberei kann des-

halb nur von einem wohlhabenden Manne oder von einem starken ausgeübt werden, der sich Weiber raubt. Wie in Tibet durchgehends, so giebt es auch hier Fälle, daß mehrere Brüder nur eine Frau haben.

Wir sahen in Esmeralda auch einige zwergartige, so wie weiße Indianer. Die Zwerge waren vier Fuß sieben Zoll groß und bei weitem größer, als man sie wohl sonst geschildert hat. Die weißen Indianer kommen unter mehreren Völkern am Oberorenoko vor und sind keineswegs Schwächlinge wie die Kakerlaken oder weißen Mohren. Woher die auffallende Erscheinung kommt, daß unter rothen Leuten weiße wohnen, die mit den ersteren eine ganz gleiche Bildung haben, ist noch nicht ermittelt. Es wohnen diese weißen Indianer in der Gegend, worin die meisten Zuflüsse des obern Orenoko entspringen, und welche gewöhnlich Parime genannt wird. Früher stand diese Gegend auch unter der spanischen Botmäßigkeit. Allein 1776 verbanden sich mehrere Stämme, griffen sämmtliche kleine Festen der Spanier an, machten die Soldaten nieder, verbrannten ihre Häuser und leben seit der Zeit unabhängig.

Den 23. Mai verließen wir Esmeralda, matt und schwach von Insektenstichen, doch nicht eigentlich krank. Wir hätten nicht wagen können, den Orenoko weiter hinauf zu fahren, da acht bis zehn Meilen oberhalb Esmeralda die Indianer bei einem Wasserfalle des

Orenoko, über welchen eine Brücke von Schlingpflanzen führt, einen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Kriegerposten halten, um alle etwa vordringenden Weißen zurückzutreiben.

Vor unserer Abfahrt von Esmeralda mußte unser Boot erst von Ameisen gereinigt werden, welche sich in zahlloser Menge darin eingefunden hatten. Bei dem Einschiffen erzählte man uns noch eine wundersame Begebenheit, die sich 1795 ereignet hatte. Es verschwanden nämlich eine Stunde vor Sonnenuntergang, zu welcher Zeit die Mosquitos eine dichte Wolke über der Erde zu bilden pflegen, plötzlich auf 20 Minuten diese Thiere, ohne daß man sonst eine Lufterscheinung wahrnahm. Man freute sich und beglückwünschte sich wechselweise. Doch genoß man die Freude nicht lange; man befürchtete, eine solche außerordentliche Erscheinung müsse der Vorläufer von einem Erdbeben seyn, horchte mit Ängstlichkeit auf jedes Geräusch und freute sich nicht wenig, als die Plagegeister plötzlich wieder da waren.

Wir waren von der Gabeltheilung vom Cassiquiare den Orenoko hinauf zur Mission von Esmeralda gefahren und schlugen deshalb bei unserer Abfahrt von Esmeralda an derselben Stelle unser erstes Nachtlager auf, wo wir das letzte gehabt hatten, bevor wir nach Esmeralda kamen, unweit der Gabeltheilung. Wir hörten auch diese Nacht wieder viele

Jaguare. Auch soll in dieser Gegend der schwarze Jaguar oder schwarze Tiger vorkommen, von dem ich sehr schöne Felle in Esmeralda sah. Dies Thier übertrifft an Größe, Stärke und Wildheit den gemeinen Jaguar. Es ist jedoch unausgemacht, ob, wie die Indianer behaupten, die schwarzen Tiger eine eigene Art bilden. Vielleicht machen sie, wie die weißen Tiger in Paraguay, doch nur eine Abart aus.

Den 24. Mai verließen wir sehr zeitig unser Nachtlager. In einer Felsenbucht war der gewürzhafte Pflanzenduft so stark, daß er uns beschwerlich fiel. Die Gegenden, durch die wir kamen, sind ganz menschenarm, doch zeigen mehrere rohe Bilder von Sonne, Mond und Thieren, an den härtesten Felsen eingehauen, daß sonst hier nicht ganz ungebildete Völker gewohnt haben. Zwischen dem 24. und 27. Mai haben wir nur eine Nacht um die andere am Lande übernachtet. Zwei Nächte hindurch fuhren wir, weil der Strom klippenfrei war. Den 27. kamen wir zur Mission von St. Barbara, die westlich von der Einmündung des Ventuari liegt. Die Mission zählt 120 Seelen, die etwas gewerbfleißig sind, doch kommt der Ertrag ihrer Arbeit nicht ihnen selbst, sondern der Mission zu gut. Die Mönche erwarteten eine große Kirchenlampe, die aus gediegenem Silber in Madrid gearbeitet war. Besser wäre es gewesen, sie hätten für das Geld gute Ackergeräthe gekauft oder eine

Schule eingerichtet. Man hatte aus Esmeralda mehrere Indianer nach St. Barbara berufen, um dem der Mission vorstehenden Mönch eine zweistöckige Wohnung aufzuführen.

Der Pflanzenwuchs der Gestade ist in diesen Gegenden ungemein reizend. Die baumartigen Farrnkräuter wechseln mit den schönen Palmen.

Wir reisten jetzt schnell und freueten uns oft, die Plätze wiederzufinden, an denen wir Leiden und Freuden bei der Auffahrt des Orenoko genossen hatten. In St. Fernando de Atabapo verweilten wir nur einen Tag, und den 31. Mai landeten wir kurz vor Sonnenuntergang am östlichen Ufer des Flusses, um die Höhle von Ataruipe zu besehen, welche die Grabstätte eines ganzen untergegangenen Volkes zu seyn scheint und unter den Eingeborenen sehr berühmt ist.

Mühsam erstiegen wir einen steilen, völlig nackten Granitfelsen. Oben überraschte uns die außerordentliche Ansicht der umliegenden Landschaft. Das schäumende Wasserbett ist mit einer von Palmbäumen besetzten Inselgruppe angefüllt. Westwärts am linken Ufer des Orenoko dehnen sich die Savannen vom Meta und vom Casanare aus. Das Ganze gleicht einem Meere vom schönsten Grün, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet.

Über einen schmalen Kamm gelangten wir auf

einen benachbarten Berg, dessen abgerundeter Gipfel ungeheuere Granitblöcke trug, deren Masse 50 Fuß Durchmesser hatte, und die kugelrund waren. Den hintersten Theil des Berges schmückte eine dichte Waldung. In dieser schattigen und einsamen Gegend, am steilen Abhange eines Berges, öffnete sich die Höhle von Ataruipe. Sie ist wohl von früheren Gewässern gebildet, und die Granitkugeln, die wir sahen, mögen aus ihr stammen. Wir zählten in dieser Grotte 600 wohl erhaltene, regelmäßig geordnete Gerippe. Jedes Gerippe liegt in einer Art Korb, welcher aus Blattstielen von Palmbäumen geflochten ist. Jeder Korb gleicht einem viereckigen Schlauche und ist gerade so groß als die Leiche. Wir sahen welche von 10 Zoll Länge (für neugeborene Kinder) und solche, welche drei Fuß vier Zoll lang waren. Alle Gerippe sind vollständig, aber mit zusammengebogenen Gliedmaßen. Die Gerippe hat man auf dreierlei Art zubereitet; entweder an der Luft und Sonne gebleicht, oder mit der rothen Farbe Onoto gefärbt, oder mit wohlriechenden Harzen überzogen und in Pisangblätter eingewickelt. Die Indianer erzählten uns, die Leichen würden zuerst in den feuchten Boden gelegt, um die fleischigen Theile zu zersetzen, nach etlichen Monaten wieder herausgenommen und dann mit gewetzten Steinen gereinigt.

In der Nähe der Körbe befanden sich halbge-

brannte Thongefäße, welche die Knochen einer ganzen Familie zu enthalten schienen. Die größten derselben waren drei Fuß hoch und vier Fuß drei Zoll weit. Ihre Farbe ist graulichgrün, und ihre Gestalt ein gefälliges Eirund. Die Henkel haben die Form von Krokodillen und Schlangen, und die Ränder sind mit allerlei Zierrathen versehen. Die meisten dieser Gefäße schienen nicht über ein Jahrhundert alt zu seyn.

Wir öffneten verschiedene Körbe, um die Form der Schädel genau zu untersuchen; fast alle hatten die amerikanische Bildung, nur ein Paar näherten sich etwas der kaukasischen. — Stillen Betrachtungen hingegeben verließen wir die Grotte von Ataruipe mitten in einer ruhigen und heiteren Nacht.

Überall, wo die Granitfelsen keine so großen Höhlen wie die von Ataruipe darbieten, vertrauen die Indianer ihre Leichen der Erde an, indem sie solche in ihre Hängematten, die netzförmig gebildet sind, einwickeln.

In der Mission von Atures verweilten wir nur so lange, als nöthig war, um unser Boot über die großen Wasserfälle zu bringen. Wir verabschiedeten uns daselbst von unserm zweimonatlichen Begleiter, dem Pater Zea. Den letzten Theil der Fahrt durch die Wasserfälle brachten wir auf unserm Boote zu. Doch kamen wir dabei in eine große Verlegenheit. Wir genossen auf einer Insel die vortrefflichen

Aussichten und bestellten das Boot, am Ende derselben uns wieder aufzunehmen. Allein wir warteten anderthalb Stunden vergeblich auf dasselbe, und die Nacht rückte mit einem schrecklichen Gewitter heran. Der Regen goß schon stromweise auf uns herab, und wir fürchteten, unser Boot sey an den Felsen zerschellt, und die Indianer hätten sich, unbekümmert um uns, in die Mission zurückbegeben. Herr Bonpland wollte schon sich in die Wogen werfen, um ans Ufer zu schwimmen. Allein ich hielt ihn wegen der furchtbaren Brandungen davon zurück. Auch überzeugte er sich bald selbst von dem Bedenklichen seines Wagestücks, indem, als wir so über unsere Lage berathschlagten, zwei große Krokodille, wahrscheinlich durch das Geschrei unserer Affen, denen der Regen nicht gefallen wollte, angelockt, sich uns näherten. Wir sahen daraus, wie wenig man sich auf die Nachrichten der Indianer verlassen konnte; denn diese hatten uns versichert, daß sich in den Wasserfällen keine Krokodille sehen ließen, weshalb wir uns auch bei der Auffahrt getrost in den Wasserfällen gebadet. — Endlich bei einbrechender Nacht kam unser Fahrzeug an, das sich im Felsenlabyrinthe verirrt gehabt hatte.

In Carichana erholten wir uns ein Paar Tage, aber Hr. Bonpland kam wenig zur Ruhe, weil ihn der üppige Pflanzenwuchs zu großen Wanderungen verleitete, obgleich er schon eine Krankheit in sich trug.

Ganz besonders erquickte uns die Milch, die wir hier fanden. Es weideten die Kühe mit großen Eutern im vollen Grase, woraus wir sahen, daß auch in den heißen Gegenden die Kühe viel Milch geben, wenn nur hinlängliches Futter vorhanden ist. Die Eingeborenen sind aber gegen alle Milchspeisen und darum auch gegen die Kühe gleichgültig.

In zwei Tagen gelangten wir von Carichana zur Mission von Uruana, welche eine sehr schöne Lage hat, indem das Dorf sich an einen hohen Granitberg lehnt. Es wird von Otomaken bewohnt, welche zu den rohesten Eingeborenen Amerikas gehören. Sie zeichnen sich besonders dadurch aus, daß sie Erde essen. Sie verschlucken nämlich mehrere Monate lang im Jahre, in denen die Nahrungsmittel selten sind, täglich ansehnliche Erdmassen zur Stillung des Hungers, ohne irgend einen Nachtheil für ihre Gesundheit davon zu haben. Es sind auch die Otomaken nicht das einzige Volk, welches Erde verschluckt *). Aber die Otomaken treiben die Sache im Großen, und die anderen Völker sagen auch von ihnen: es gäbe nichts so Ekelhaftes, was diese nicht äßen. So lange die

*) Man findet es in Europa gar nicht selten, daß Kinder klebrige, kalkartige Erden, wie sie z. B. im Basalt vorkommen, verschlucken. Namentlich essen Kinder bei Striegau in Schlesien öfter solche Massen.

Gewässer niedrig sind, nähren sie sich von Fischen und Schildkröten. Die ersteren schießen sie mit Pfeilen, sobald solche sich an der Oberfläche blicken lassen. Hört aber bei dem großen Wasser die Fischjagd auf, indem die Fische dann so selten werden, daß die Mönche oft ein ganzes Dorf aufbieten, um die gehörigen Fastenspeisen zu erhalten: so machen sich die Otomaken an ihre Erdklöße. Wir fanden in ihren Hütten drei bis vier Fuß hohe Haufen von solchen Klößen, jeder Kloß ungefähr von der Größe einer Kegelkugel. Es war ein sehr feiner schmieriger Thon, von graugelber Farbe und etwas am Feuer geröstet. Der Thon war weder mit Schildkröteneieröl, noch mit Krokodillfett vermischt, wie man sonst wohl behauptet hat. In der Regel verspeist ein Otomake täglich $\frac{3}{4}$ bis $\frac{5}{4}$ Pfd. solcher Erde, so lange der Fischfang schlecht geht, und genießt daneben selten eine Eidechse oder eine Farrnkrautwurzel. Freilich nährend kann die Erde schwerlich seyn, sie beschäftigt nur den Magen. Der Otomake ist aber so daran gewöhnt, daß er auch in den Zeiten, wo er viele Nahrungsmittel hat, denselben stets etwas Thonerde beimischt. Auffallend ist es, daß die Otomaken bei dem starken Thonessen nicht mager werden. Wenn sie die Erde genießen, befeuchten sie solche etwas mit Wasser.

Allenthalben habe ich in der heißen Zone eine unordentliche und fast unwiderstehliche Neigung, Erde

zu verschlucken, angetroffen, und zwar keine Kalkerde zur Aufhebung von Säuren, sondern eine fette, schmierige und starkriechende Thonerde. In einem Dorfe am Magdalenenflusse habe ich indische Weiber mit Töpferarbeit beschäftigt gesehen, die beständig große Stücke Lehm verschluckten. An den Küsten von Guinea speisen die Neger eine gelbliche Erde. Werden sie als Sklaven nach Amerika geführt, so suchen sie sich dort denselben Genuß zu verschaffen; sie behaupten aber, daß die amerikanische Erde sich nicht so gut verdauen ließe, als die afrikanische. Die Bewohner von Java speisen ebenfalls Thon, der auf den Märkten in Form von Waffeln geröstet vorkommt. Es sollen die Frauen daselbst vorzüglich diese Erde genießen, und besonders in der Absicht, um sich abzumagern, weil Magerkeit dort zur Schönheit gehört. Die Bewohner von Neu-Caledonien in Australien genießen den Topfstein, die Bewohner von Popayán und anderen Bergländern in Peru genießen Kalk mit den Blättern einer Pflanze, nämlich des Erythroxylon peruvianum. In anderen Gegenden Südamerikas wird der Kalk auf andere Weise gespeist.

Aus dem Allen ergiebt sich hinlänglich, daß in den Völkern der heißen Gegenden die Eßlust auffallende Abschweifungen macht, indem sie wie auf Menschenfleisch, so auf Thonerden, Bittererden und Kalkerden gekommen ist. Bei manchen Völkern ist der

Hunger, bei anderen die Leckerhaftigkeit die Veranlassung zu diesen Ausschweifungen. Der Mensch kann durch erdige oder durch reizende Stoffe, als Opium, Betel, Tabak u. s. w. lange den Hunger unterdrücken. Auch einige Thiere verstehen diese Kunst. Die Wölfe, die Rennthiere und auch die Rehe sollen Specksteine verschlucken. Brown erzählt, daß die Krokodille auf Jamaika kleine Steine und harte Holzstücke zu sich nähmen, wenn die Gewässer, worin sie leben, ausgetrocknet wären. In einem Krokodill, was ich mit Hrn. Bonpland am Magdalenenflusse zerlegte, fanden wir Granitstücke von drei bis vier Zoll Durchmesser.

Die Verwaltung des Dorfes Uruana ist schwieriger als die der meisten übrigen Missionen, weil die Otomaken unruhig, lärmend und wild sind. Sie haben mehrere Mittel sich zu berauschen, als gegohrene Getränke aus Maniok und Mais, Palmwein und ein eigenes Pulver, was halben Wahnsinn erzeugt. Letzteres wird aus den langen Hülsen einer Acacienart (der Acacia Niobe) bereitet, die man zerhackt gähren läßt. Aus der daraus entstandenen Masse knetet man einen Teig, mischt Maniokmehl und Kalk hinzu, und röstet die Masse über einem Feuer. Will man von der verhärteten Masse genießen, so zerreibt man sie zu Pulver, streuet dies auf einen Teller und zieht es durch einen hohlen Vogelknochen, der sieben Zoll lang ist und oben zwei Löcher hat, in die Nase ein. Es

erregt gewöhnlich entsetzliches Niesen. Der Pater Gumilla berichtet darüber: „Dieses teuflische Pulver der Otomaken, das von einem baumartigen Tabak herrührt, berauscht sie durch die Nasenlöcher, raubt ihnen für einige Stunden den Verstand und macht sie im Gefechte wüthend." Die Omaguas, welche am obern Amazonenflusse wohnen, haben ein anderes Pulver, das Curupa, welches sie auf ähnliche Weise durch die Nasenlöcher einsaugen. Das Curupa wird ebenfalls aus den Früchten einer Acacienart verfertigt.

Der ächte Tabak wird von undenklicher Zeit her unter allen eingeborenen Völkern am Orenoko gebauet; auch ward, zur Zeit der Eroberung durch die Europäer, die Sitte des Rauchens in beiden Amerikas überall angetroffen. Mehrere Bewohner von Guiana wickeln die Cigarren in Mais, wie auch die Mexikaner zur Zeit, als Cortes bei ihnen eintraf, thaten. Die Spanier nahmen, aus Nachahmung, statt der Maisblätter Papier. Die armen, rohen Indianer der Wälder des Orenoko wissen so gut, wie die ehemaligen vornehmen Herren am Hofe Montezumas es wußten, daß der Tabak als ein Gift zum Träumen mit offenen Augen, oder zu einer selbstgenügenden Behaglichkeit führt. Es hat sich jetzt in Amerika das Tabakrauchen sehr vermindert.

Von vier in Europa gebauten Tabakarten haben wir nur die Nicotiana paniculata und glutinosa

wildwachsend gesehen, aber die Nicotiana loxensis und die N. andicola, welche ich auf dem Rücken der Anden, 10 bis 11,000 Fuß hoch fand, sind den beiden anderen Arten, der Nicotiana Tabacum und rustica, sehr verwandt. — Den ersten Saamen der Tabakpflanze hat Europa aus der mexikanischen Provinz Yucatan im Jahre 1559 erhalten. Der englische Admiral Raleigh hat am meisten zur Einführung des Rauchens bei den nördlichen Völkern Europas beigetragen. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts ward in England bittere Klage über die Nachahmung der Sitten der Wilden Amerikas geführt, und man sagte, durch das Rauchen würden die Körper der Engländer die Natur der Wilden annehmen. Der Anbau des unnützen Tabaks in Europa hat 120 bis 140 Jahre früher statt gefunden, als der Anbau der nützlichen Kartoffeln.

Wenn die Otomaken sich durch ihren Baumtabak und ihre gegohrenen Getränke berauscht haben, so bringen sie sich einander ohne Waffen ums Leben, indem sie den Nagel ihres Daumens mit Curare vergiften und damit verwunden.

Wir fanden bei den Otomaken den Ameisenzunder. Er wird von einer smaragdgrünen Ameise (Formica spinicollis) als ein Nest zusammengetragen, ist baumwollenartig, sehr weich und braungelb. Man gebraucht ihn besonders zur Stillung des Blutes.

Den siebenten Juni verließen wir Uruana, und hörten, daß es in der Gegend viele Fischottern mit feinen Haaren, wie auch zweifüßige Eidechsen, wahrscheinlich Sirenen, gäbe. Außer den vorher beschriebenen, im Wasser lebenden Arauschildkröten giebt es hier auch viele Landschildkröten, welche sich in der dürren Jahreszeit 15 bis 18 Zoll tief vergraben. Die Landeseingeborenen kennen ihre Löcher und holen oft eine Menge Eier daraus hervor.

Bei unserm weitern Vorrücken auf dem Orenoko nahmen die Qualen der Mosquitos ab. Den achten Juni landeten wir bei einem Meierhofe, der Mündung des Apure gegenüber. Unser Wirth war ein Franzose, der mitten unter zahlreichen Heerden lebte, seine Sprache fast ganz vergessen hatte, aber sich doch freuete, daß wir aus seiner Heimath kamen. Er hatte dieselbe seit 40 Jahren verlassen und war mit Allem, was seit der Zeit darin vorgegangen war, fast gar nicht bekannt. — Am neunten begegneten uns mehrere mit Waaren beladene Kähne, die den Orenoko aufwärts fuhren, um in den Apure einzulaufen. Zwischen Angostura und der Provinz Varinas wird nämlich ein bedeutender Handel getrieben. Unser Reisegefährte, Nicolas Soto, der Schwager des Befehlshabers von der Provinz Varinas, kehrte auf diesem Wege zu den Seinigen zurück.

Je mehr wir uns Angostura näherten, desto mehr

fanden wir die Ufer des Orenoko von Weißen, Negern und Mischlingen, desto weniger aber von Indianern bewohnt. Mancher Neger wird auch hier in diesen entlegenen Gegenden sehr grausam behandelt. So hatte kurz vor unserer Anwesenheit in dieser Gegend ein Herr B—a eine Negerin mit den Füßen an den Schwanz seines Pferdes gebunden und sie in schnellem Galopp so zu Tode geritten. Er wurde nur zu vierjähriger Gefängnißstrafe und 100 Piastern Geldbuße verurtheilt; doch ward auch allgemein der Gerichtshof wegen dieser Nachsicht getadelt.

Den 10. kamen wir vor der Mündung des Caura vorbei, in deren Nähe sich 1790 durch einen Erdsturz in Folge eines Erdbebens ein See von 2400 Fuß im Durchmesser gebildet hat, indem ein Theil des Waldes 80 bis 100 Fuß versank. Die Bäume gukten mit ihren Spitzen noch eine Zeitlang heraus und grünten ein Paar Monate fort.

Den 16. erreichten wir Angostura, die Hauptstadt des (ehemaligen) spanischen Guiana. In 75 Tagen hatten wir auf fünf großen Flüssen, dem Apure, dem Orenoko, dem Atabapo, dem Rio negro und dem Cassiquiare, eine Reise von ungefähr 400 deutschen Meilen zurückgelegt.

Obgleich unser Anzug schlecht war, machten wir doch bald dem Statthalter unsere Aufwartung, wurden zuvorkommend empfangen und erhielten eine gute

Wohnung. Wir bewunderten jetzt, nach unserm langen Aufenthalte in Einöden, die vielen Bequemlichkeiten, welche doch das gesittete Leben darbietet, und fast alle Leute kamen uns geistreich vor. Ganz besonders angenehm war uns der wiedererlangte Genuß des Weizenbrodes. Doch sannen wir bald auf neue Reisepläne, als plötzlich eine Krankheit, worein Hr. Bonpland verfiel, uns drei Wochen in Angostura zurückhielt. Weil ich und ein Bedienter, ein Mulatte, den wir aus Cumana mitgenommen hatten, zugleich und in gleicher Weise mit Hrn. Bonpland erkrankten, so war es wohl wahrscheinlich, daß wir den Stoff zu dieser Krankheit in den feuchten Wäldern des Cassiquiare eingesogen hatten. Am schnellsten entwickelte sich die Krankheit in unserm Bedienten, der mehr als wir der Feuchtigkeit ausgesetzt gewesen war, und schon am neunten Tage seiner Krankheit ward uns sein Tod gemeldet, der aber doch nur eine Ohnmacht war. Mir halfen bald die angewandten Mittel, aber Herr Bonpland genas sehr langsam. Einen Theil unserer Krankheitszeit brachten wir in einer benachbarten Pflanzung zu, wo Mangobäume und Brodfruchtbäume vorzüglich gezogen wurden. Die letzteren hatten, im 10. Jahre, schon über 40 Fuß Höhe. Mehrere ihrer Blätter waren bei 3 Fuß Länge 18 Zoll breit.

Die Stadt Angostura ward damals von 6000 Menschen bewohnt. Sie besitzt schnurgerade Straßen,

hohe, angenehme Häuser, aber einförmige Umgebungen. Nur der Anblick des Flusses hat etwas Großartiges. Derselbe ist hier 2000 bis 3000 Fuß breit, vier bis fünf Mal so breit als die Seine bei Paris, und befindet sich dabei in einem Engpasse.

Bei Überschwemmungen kommen die Krokodille wohl nach Angostura hinein. So ereignete sich auch während unserer Anwesenheit folgender Vorfall. Ein Indianer wollte in einer nur drei Fuß tiefen Bucht sein Boot festmachen. Ein wildes Krokodill packte ihn an einem Beine und schleppte ihn vom Ufer weg. Auf das Geschrei des Indianers kamen mehrere Leute herbei. Man bemerkte es, wie der Unglückliche die Entschlossenheit hatte, zuerst in seiner Beinkleidertasche ein Messer zu suchen, und als er dies nicht fand, das Krokodill beim Kopfe zu ergreifen, um ihm die Finger in die Augen zu drücken. Allein das Thier fuhr jetzt von Schmerz gepeinigt in die Tiefe, ersäufte den Indianer auf diese Weise, kam dann mit dem Leichnam wieder hervor und schleppte denselben auf eine benachbarte Insel, um dort ihn zu verschlingen, was dem Thiere unter dem Wasser nicht möglich ist.

Die Krokodille werden bei zunehmender Bevölkerung wohl scheuer und seltener werden, aber schwerlich ganz verschwinden. Sie tödten jährlich eine nicht unbedeutende Anzahl von Menschen. Man hat rührende Beispiele davon, wie Neger bemüht gewesen

sind, ihren von einem Krokodill verschlungenen Herrn aus dessen Rachen zu retten. So stürzte in der Gegend von Calabozo ein Neger auf das Geschrei seines Herrn in den Fluß, zwang das Krokodill durch Zerdrücken seiner Augen, seine Beute fahren zu lassen und sich unter dem Wasser zu flüchten, und brachte seinen Herrn glücklich ans Ufer, aber das Krokodill hatte denselben schon im Wasser erstickt.

Die Gegenden unterhalb Angostura sind sumpfig. Der Orenoko bildet mit seinen verschiedenen Ausmündungen ein Schlammdelta. Sehr häufig wächst auf diesem Boden die Mauritiapalme, ein Sagobaum, welcher aber nicht so viel Markmehl giebt als der indische Sagobaum. Man hat mehrere Bäume und Palmen, welche zur Gewinnung von Sago benutzt werden können. Die Mauritiapalme wächst von dem Ausflusse des Orenoko bis zu seinen Quellen hinauf. Die Waldungen aber, welche im Delta davon vorkommen, sind sehr groß. Wenn man des Nachts auf den Armen des untern Orenoko fährt, so wundert man sich, zwischen den Gipfeln dieser Palmen Feuer brennen zu sehen. Dies kommt daher, daß die Bewohner dieser Sumpfgegend, die Guaraons, ihre Kochfeuer nicht auf dem feuchten Boden, sondern auf einer zwischen zwei Bäumen hängenden Matte anmachen, worauf sie ein Thonlager gebracht haben. Die Guaraons leben ganz frei und unabhängig in dem Sumpf-

lande, wohin ihnen Keiner nachfolgt. Sie sind bei den Überschwemmungen Baumbewohner. Die Mauritiapalme giebt ihnen Wohnung auf ihrem Gipfel, Nahrung in ihrem Mark und in ihren schuppigen Früchten, Trank in ihrem zuckerhaltigen Safte, Zwirn, Matten und Taue in ihren Blattstielen.

Die Ebbe und Fluth wird über Angostura hinaus in einer Entfernung von 70 deutschen Meilen von der Küste bemerkt. Die Schifffahrt ist aber auf dem untern Theile des Orenoko nicht gefahrlos, indem die Schiffe bisweilen in dem Schlamme stecken bleiben.

Am wichtigsten von den Pflanzen dieser Gegenden ist die Angosturarinde (Cortex Angosturae) oder Cascarille, die man auch, aber fälschlich, die Quinquina von Carony nennt. Der Baum, welcher diese gegen das Fieber und die Ruhr so wichtige Rinde liefert, ist nach meinem Reisegefährten Bonplandia genannt.

Siebente Fahrt.

Von Angostura am untern Orenoko über Neu-Barcelona und Cumana nach Cuba.

Den 10. Juli verließen wir, nachdem Hr. Bonpland wieder genesen war, die Stadt Angostura, indem wir

des Abends über den Orenoko zum letzten Male setzten, um eine Wanderung durch die Steppen von Venezuela anzutreten. Wir wünschten sehnlichst die Küste zu erreichen, um von Cumana oder Neu-Barcelona aus nach der Insel Cuba zu segeln, und von da aus uns nach Mexiko zu begeben. Weil wir uns aber nicht von unseren bedeutenden Sammlungen trennen wollten, so mußten wir auf eine langsame Reise gefaßt seyn. Wir brauchten 13 Tage zur Erreichung der Küste.

Unser erstes Nachtquartier in den Steppen nahmen wir bei einem Franzosen, der aus Lyon gebürtig war und sich wenig um das bekümmerte, was in Europa, oder, wie man hier zu sagen pflegt, jenseits der großen Lache, vorgeht. Wir fanden ihn, als wir ankamen, mit Tischlerarbeiten beschäftigt. Er leimte zwei große Stücke Holz mit einem klebrigen Safte zusammen, der sich unmittelbar als ein vollständiger Leim zwischen der Rinde und dem Splinte einer starken Schlingpflanze *) hier vorfindet. Man erstaunt über die Menge des Klebestoffes, der aus zerschnittenen Ranken dieser Pflanze abtropft.

Am dritten Tage nach unserer Abreise, den 13. Juli, trafen wir in den Karaiben-Missionen von Cari

---

*) Diese Pflanze heißt Combretum Guayca, und der Saft gleicht dem Leime, aus den Beeren der Mistel gewonnen.

ein. Wir kamen durch einige angenehme Wäldchen der Mauritiapalme, welche von den Küsten an bis 160 Meilen tief im Lande vorkommt und jetzt mit schönen rothen Früchten beladen war, die wie Tannzapfen aussahen, wie überreife Äpfel schmeckten und für unsere Affen Leckerbissen waren.

In Cari, dessen Mission den Franziskanermönchen gehört, wohnten wir im Kloster, d. h. beim Geistlichen, und wurden von ihm ausnehmend freundlich behandelt. Nur begreifen konnte der gute Mann durchaus nicht, warum wir solche Reisen machten. Wir trafen im Dorfe Cari über 500 Karaiben an, und viele sahen wir in den benachbarten Missionen. Ich habe nirgendwo schlankere und riesenartigere Gestalten gesehen. Alle hatten 5½ bis 6 Fuß Höhe. Die Männer sahen, weil sie den Körper roth bemalen, wie bronzene Bildsäulen aus. Sie tragen ihre Haare wie die Mönche, haben aber diese Tracht nicht von denselben gelernt, indem die wilden Stämme auch dieselbe besitzen.

Die Vorsteher der Gemeinde machten uns einen Besuch. Es war uns auffallend, darunter Jünglinge von 20 Jahren zu finden, die auch schon eine Amtsmiene besaßen. Die Wahl der Vorsteher hängt aber einzig von den Geistlichen ab, und diese nehmen wohl solche, die sich der christlichen Bildung am meisten hingeben. Die Frauen baten uns oft um Stecknadeln,

und befestigten, in Ermangelung einer Tasche, solche in der Unterlippe, den Knopf im Munde, die Spitze nach außen. Die Männer sind in der Regel weit reichlicher mit Kleidern versehen als die Weiber. Die jungen Mädchen gehen ganz nackt; aber die rothe Farbe darf des Anstandes wegen niemals fehlen.

Die Karaiben haben eine doppelte Sprache, eine Männer- und eine Weibersprache. Man findet davon auch Spuren bei einigen anderen Völkern Amerikas. Diese Verschiedenheit der Ausdrucksweisen zeigt an, daß die beiden Geschlechter verschiedene Ideenkreise haben, und dies rührt daher, daß die Frauen einsam leben, während die Männer mehr umherstreifen. Schon Cicero bemerkt, daß die alten Redensarten sich vorzugsweise im Munde der Weiber fortpflanzten, indem sie das fester hielten, was sie einmal gelernt, als die Männer. Bei den Karaiben kommt auch wohl der Grund dazu, daß sie auf ihren Kriegszügen alle männlichen Gefangenen stets tödteten, die weiblichen aber als Sklavinnen behielten. So bildeten denn die zusammengebrachten Frauen eine eigene Sprache, die den Männern fremd blieb.

Die Missionäre führten uns in mehrere karaibische Wohnungen, worin wir mit Wehmuth Zeugen der Qualen waren, welche die karaibischen Weiber ihren Kindern anthun, um ihren Körper anstandsmäßig zu bilden. Sie umwickeln nämlich die Waden der

Kinder in Zwischenräumen mit starken Banden, damit das Fleisch dazwischen anschwillt, und so die Waden dicker werden. Die Sitte, den Kopf platt zu drücken, scheint aber bei den amerikanischen Völkern jetzt in Abnahme zu seyn.

Mit Bewundern sahen wir oft, wie die Gemeindevorsteher stundenlange Reden hielten. Die Betonung, die ernste Haltung und die Geberden, welche die Rede begleiteten, alles zeigte, daß die Karaiben ein Volk von vielen Anlagen sind. Und doch waren sie in früheren Zeiten die Kannibalen oder Menschenfresser, gegen welche ein Vertilgungskrieg geführt ward, während man für die Schonung der übrigen Amerikaner Gesetze gab.

Anziehend war die Versammlung der Gemeinde nach dem Gottesdienste. Diese wird vor der Kirche gehalten. Die jungen Mädchen legen dabei Bündel von Brennholz, Mais, Pisangzweigen und andere Lebensmittel als ein Opfer dem Geistlichen zu Füßen. Die Vorsteher der Gemeinde ermuntern dabei dieselbe zum Fleiße und zu einem guten Betragen, ordnen die Arbeiten der nächsten Woche an, geben den Trägen und Unordentlichen Verweise und züchtigen auch wohl die Ungehorsamen. Leider werden die Stockschläge mit Unempfindlichkeit ausgetheilt und angenommen. Traurig ist es dabei noch, daß die Geistlichen in ihrer Amtstracht diesen Züchtigungen

gleich nach dem Gottesdienste beiwohnen und selbst solche anordnen.

Die Karaiben besaßen schon vor der Bekanntschaft mit den Europäern, gleich den Canadiern, Mexikanern, Peruanern, Chinesen und Ostindiern, Rechnungsschnüre, welche in den letztern Ländern, wie auch von den Katholiken, als Rosenkränze bei dem Gebete gebraucht werden.

Die jungen Häuptlinge der umherschweifenden Karaiben sowohl als die Jünglinge, welche sich verehelichen wollen, werden außerordentlichen Fasten und Büßungen unterworfen. Man giebt ihnen die Frucht einiger Euphorbien (Wolfsmilch) zum Abführen ein, bringt sie in einen Schwitzkasten und läßt sie darin einen Muth einflößenden Trank genießen, welchen ihre Priester bereiten.

Auf unserer weitern Reise von dem Dorfe Cari aus setzten wir zuerst vermittelst eines Bootes über den gleichnamigen Fluß, hatten einige schlechte Nachtlager und trafen überall das Gleiche an: kleine aus Rohrstämmen erbauete und mit Thierfellen bedeckte Hütten; berittene, mit Lanzen bewaffnete Männer, die ihre Heerden hüteten; halbwilde Rindviehheerden, fast alle gleichfarbig, und unter die Rinder Pferde und Maulthiere gemischt, keine Schaafe und keine Ziegen, die sich hier wahrscheinlich gegen die Jaguare noch nicht behaupten könnten.

Den 15. Juli trafen wir in dem 1744 angelegten Ort Conception del Pao ein, der als Stapelplatz zwischen Neu-Barcelona und Angostura sehr gut gelegen ist. Da dieser Ort noch in den Steppen liegt, so waren uns einige Obstbäume, die wir dabei antrafen, eine angenehme Erscheinung. Wir sahen sogar Kokosbäume, die ungeachtet der bedeutenden Entfernung vom Meere doch einen kräftigen Wuchs hatten. Es ist also gar nicht unwahrscheinlich, daß auch bei Timbuktu solche wachsen, wie neulich berichtet ist.

In fünf Tagereisen, die uns ziemlich lang däuchteten, kamen wir von Conception del Pao nach Neu-Barcelona. Je näher wir diesem Orte kamen, desto heller ward der Himmel, desto staubiger der Boden, desto brennender die Luft. Die brennende Hitze rührt besonders von dem feinen Sande her, der in der Luft schwebt und Afrikas Steppen zu einem Glühofen macht. Wir wären der Hitze wegen gern des Nachts gereist, aber die Llanos waren damals so mit Räubern angefüllt, daß wir es nicht wagen konnten. Ueberall trafen wir die Gefängnisse mit Räubern und Mördern angefüllt. Die Rechtspflege ist aber hier wegen der Entfernung der Gerichtshöfe so langsam, daß gewöhnlich erst nach sechs bis acht Jahren das Urtheil gefällt wird, ob Jemand schuldig oder unschuldig ist. Ein großer Theil der Verbrecher sucht wieder zu entkommen, und diese wilden Gesellen durchstreichen dann

beritten die Ebenen, die ihnen Nahrung und Zufluchtsstätten genug gewähren. Häufig fehlt es bei den Gefängnissen an einem Scharfrichter. Soll in diesem Falle Jemand hingerichtet werden, so erhält der Gefangene, welcher sich zu dieser Arbeit versteht, die Freiheit. Ein Zambo, dessen Sittenroheit den höchsten Grad erreicht hatte, faßte auch den Entschluß, sich das Leben und die Freiheit durch Uebernahme des Henkeramtes zu verschaffen. Allein die Zurüstungen zur Hinrichtung erschütterten seinen Entschluß, er schauderte vor seiner eigenen Handlung zusammen, daß er, der frechste Missethäter, sich durch Hinrichtung anderer Missethäter frei machen wollte. Er bat deshalb, daß man ihm seine Ketten wieder anlegen und ihn ins Gefängniß zurückbringen möchte. Seine neue Haft dauerte nicht lange, indem sich bald ein anderer Verbrecher entschloß, sich durch Hinrichtung seiner Mitbrüder die Gnade zu erwirken.

Die großen Ebenen Südamerikas, welche jetzt wie die Wüsten Afrikas die Länder und Staaten von einander trennen, können nach Jahrtausenden auch eine andere Gestalt gewinnen, wie schon einzelne Meiereien beweisen, die darin an fließenden Gewässern sich befinden, von Palmen, Bäumen und Sträuchern umgeben sind und fruchtbare Felder enthalten. Solche Ebenen, wie die Llanos in Südamerika, die Wüsten Afrikas, die Steppen Asiens, die Heiden Nordeuro-

pas, widerstehen darum lange der Bildung, weil sie zu ausgedehnt sind, zu wenig von Flüssen durchschnitten werden und zu wenig Baumwuchs haben, weshalb sie zu geringe Feuchtigkeit aus der Luft an sich ziehen. Ich bin überzeugt, daß, wenn man die Baumzucht in diesen Ebenen befördert, sie der Bildung immer zugänglicher werden, obgleich sie nie die Fruchtbarkeit der schönen Thäler in den Gebirgen erreichen möchten.

Es ward uns ganz eigen zu Muth, als wir zwei Tagereisen vor Neu-Barcelona den Llanos ein Lebewohl sagten. Was die Seefahrer bei der Annäherung einer Küste bemerken, das bemerkten wir am Ende der Steppe, als die Berge uns entgegen traten und das grüne Wüstenmeer hinter uns lag. Der Llanero oder der Bewohner der Llanos hat dagegen einen ganz andern Sinn. Ihm ist wohl zu Muth, wenn er die dichten Wälder und die Berge verläßt, und er freuet sich, daß er rings umher eine freie Aussicht in die unbestimmte Weite hat. Als wir selbst aus den dichten Wäldern des Orenoko wieder in die Steppen kamen, theilten wir ihr Gefühl, und es ist auch nicht zu leugnen, daß die unendliche Ausdehnung des Raumes einen tiefen Eindruck auf uns macht; weshalb wir ja gern von hohen Bergen herab nach allen Seiten hin schauen mögen. Aber eine staubige Fläche, die sich nicht so bewegt, wie

das Meer mit seinen Fischen und verschiedenen Lichtspiegelungen, ist und bleibt doch immer ein trauriger Anblick.

Die sämmtlichen Llanos von Südamerika sind trotz ihrer Ausdehnung nur halb so groß als die sandige Sahara in Afrika, aber doch bei weitem größer als das ganze mittelländische Meer; ungefähr sechs Mal so groß als ganz Spanien.

Den 23. Juli trafen wir in Neu-Barcelona ein. Sieben Monate vorher waren wir auf dem Wege von Cumana nach Caraccas hier gelandet. Wir fanden jetzt hier die gefälligste Aufnahme und die zuvorkommendste Gastfreundschaft im Hause eines begüterten Kaufmanns, der eine lange Zeit deshalb verhaftet gewesen war, weil er 1796 einem der Empörung beschuldigten Flüchtling, España, eine Zufluchtsstätte gewährt hatte.

Die Stadt Neu-Barcelona ward 1637 durch Juan Urpin gegründet, hatte 1790 kaum 10,000, im Jahre 1800 aber 16,000 Einwohner. Wir verweilten einen Monat in der Stadt, und mir war die Liebe, die wir darin genossen, doppelt willkommen, da ich mich sehr unwohl befand. Wir trafen hier einen alten amerikanischen Bekannten, den Mönch Juan Gonzales, wieder, der sich entschlossen hatte, nach Europa zu reisen, und uns bis auf die Insel Cuba begleiten wollte. Wir vertrauten ihm einen Theil un-

serer Sammlungen an, ein Freund von uns und ihm gab ihm ein Kind mit, das in Spanien erzogen werden sollte; aber Alles ward eine Beute der Wellen.

Bei einem Ausfluge, den wir nach warmen Quellen in der Umgegend von Neu-Barcelona machten, hatte ich einen unangenehmen Vorfall. Unser Wirth hatte uns seine schönsten Reitpferde anvertraut, wir waren aber dabei gewarnt, einen kleinen Fluß wegen der Krokodille nicht zu durchreiten. Wir gingen auf einer Art Brücke über denselben, und unsere Pferde schwammen durch, während wir sie am Zügel hielten. Das, welches ich geritten hatte, verschwand plötzlich, es schlug eine Zeitlang in den Wellen umher; aber alle Mühe, die Art seines Todes zu erforschen, war umsonst. Unsere Führer glaubten, daß ein Krokodill die Füße des Thieres gepackt habe. Die Krokodille in dieser Gegend sind sonst nicht so wild als die in dem Orenoko. Die Bildungszustände in den verschiedenen Gegenden bringen auch wesentliche Veränderungen in der Lebensweise dieser großen Eidechsen hervor, wie auch aus den Erzählungen Burkhardt's und Belzoni's von diesen Thieren in Afrika erhellet.

Die Indianer in der Gegend von Neu-Barcelona gehören zu verschiedenen Volksstämmen, und sind leider dem Trunke und dem Müßiggange sehr stark ergeben. Ihr Lieblingsgetränk ist der gegohrene Maniok, denn der Palmwein, welcher am Orenoko so

häufig getrunken wird, findet sich an den Küsten beinahe gar nicht. Es ist merkwürdig zu sehen, wie die Menschen unter den verschiedenen Himmelsstrichen alle Pflanzengeschlechter benutzt haben, um die Trunksucht zu befriedigen. Selbst der giftige Blätterschwamm (Amanita muscaria) giebt dem Koriaken einen solchen Trank, den er ekelhaft mehrmals zu genießen bemühet ist.

Da es uns wichtig war, Cumana bald zu erreichen, um von da aus mit erster Gelegenheit nach Vera-Cruz und so nach Mexiko abzugehen, so mietheten wir ein Boot ohne Verdeck, welches mit Cacao beladen war und heimlich Geschäfte mit der englischen Insel Trinidad betrieb, weshalb gerade der Schiffer nicht befürchtete, von englischen Kreuzern aufgebracht zu werden. Wir schifften unsere Sammlungen, Instrumente und lebendigen Thiere ein, in der Hoffnung, bei herrlicher Witterung eine sehr rasche Küstenfahrt zu machen. Aber wir waren noch nicht lange in See, so begegneten wir einem bewaffneten Fahrzeuge, das uns anrief und mit Flintenschüssen feindlich begrüßte. Es waren Matrosen, die einem englischen Kaperschiffe angehörten. An seiner Stimme und Gesichtsbildung erkannte ich darunter bald einen Preußen. Er war aus Memel, und ich freute mich außerordentlich, mit Jemandem ein Mal meine Muttersprache reden zu können. Wir wurden unterdeß an Bord des Schiffes

gebracht, und sollten für gute Prise erklärt werden. Ich versuchte jetzt selbst den Schiffseigenthümer bei dem Führer des Kaperschiffes zu vertheidigen, da er von Trinidad aus Pässe zum Schleichhandel hatte, und bat, wenn das Schiff für gute Beute erklärt würde, mich und Hrn. Bonpland an der benachbarten spanischen Küste wenigstens auszusetzen. Unterdeß ich mit dem Führer des Kaperschiffes so unterhandelte, hatte sich ein englisches Kriegsschiff genähert und durch Signale dem Führer des Kaperschiffes das Zeichen gegeben, sich bald an Bord des Kriegsschiffes zu verfügen. Da das nicht eilig genug geschah, so kam ein junger gebildeter Seemann selbst von dem Kriegsschiffe auf das Kaperschiff, machte mir Hoffnung, daß unser Fahrzeug würde freigelassen werden, und lud mich auf das Kriegsschiff ein, weil ich es auf demselben würde bequemer haben als auf dem Kaperschiffe. Ich folgte, fand in dem Schiffshauptmann Garnier einen gebildeten Mann, der mit Vancouver die Reise an der Nordwestküste von Amerika gemacht hatte, und mir unter seinen Officieren mehrere vorstellte, die mit Lord Macartney in China gewesen waren. Seit langer Zeit hatte ich mich nicht in einer Gesellschaft von so vielseitig gebildeten Männern befunden, die sich auch ihrerseits meiner Mittheilungen über den Orenoko freueten und schon aus englischen Blättern von meiner Reise unterrichtet waren. Unser Fahrzeug ward

freigegeben, und ich verließ, noch reichlich mit englischen geographischen Ephemeriden beschenkt, die ich in Frankreich und Spanien nicht für Geld hatte bekommen können, dankerfüllt am andern Morgen das englische Kriegsschiff.

Zwischen den Kalksteinfelsen, durch die wir unweit der Küste, oft nahe daran streifend, hinfuhren, tummelten sich eine Menge Alcatras, die größer als unsere Schwäne sind, Flamingos und Pelicane, wovon jene diesen oft die Beute, einen Fisch, abjagten. Es gewährte uns viel Vergnügen, wie beim Sonnenaufgang die Seevögel aus ihrer Ruhe hervorkamen und die Küsten belebten. Gegen neun Uhr Vormittags waren wir am Eingange des Golfs von Cariaco, und der Hügel, auf dessen Höhe das Schloß St. Antonio bei Cumana erbauet ist, hob sich am düstern Vorhange der Berge des innern Landes weiß empor. Mit Rührung erkannten wir das Ufer wieder, an welchem wir die ersten amerikanischen Blumen gepflückt hatten. Mit großer Freude bewillkommten uns unsere alten Bekannten, und das um so mehr, da sich hier die Nachricht verbreitet hatte, wir wären am Orenoko gestorben. Der Befehlshaber, dessen Empfehlungen uns auf unserer langen Reise so sehr genützt hatten, verschaffte uns mitten in der Stadt ein Haus, das zur Aufstellung unserer Werkzeuge sich vortrefflich eignete, und uns eine schöne Aussicht auf die See gewährte.

Der Hafen von Cumana ward indeß von den englischen Schiffen immer enger eingeschlossen, und wir mußten hier drittehalb Monate verweilen, weil wir keine passende Gelegenheit nach Cuba fanden. Unsere vom Orenoko mitgebrachten lebendigen Thiere waren unterdeß den Bewohnern von Cumana ein Gegenstand großer Neugierde. Der Kapuzineraffe von Esmeralda (Simia chiropotes), dessen Gesichtszüge so sehr an den Menschen erinnern, und der Schläferaffe (Simia trivirgata), der das Urbild einer neuen Gruppe ist, beide waren hier noch nie gesehen worden. Wir sandten beide nach Guadeloupe in Westindien, von wo aus sie nach Frankreich gehen sollten; aber sie starben auf jener Insel.

Wir vernahmen, daß die Indianer von Zeit zu Zeit natürlichen Alaun aus den nahen Bergen in bedeutender Menge zur Stadt brächten. Wir bekamen einige Stücke davon, und diese zeigten uns, daß es wirklicher natürlicher Alaun sey, welcher selten gefunden wird. Wir machten deshalb eine Reise nach dem Fundort. Aber unsere Führer waren des Ortes sehr unkundig, und wir irrten acht bis neun Stunden zwischen nackten Felsen umher. Endlich fanden wir das Mineral im Thonschiefer, und zwar in haarförmigen Blumen an den Felsen angeschossen. Zwei Zoll dicke Schichten von natürlichem Alaun dehnten sich, so weit das Auge reichte, im Thonschiefer aus. Auswendig

sieht dieser Alaun weißgräulich und matt aus, inwendig aber hat er einen glasartigen Glanz und einen schneckenförmigen Bruch. Der Geschmack desselben ist süßlich und zusammenziehend, ohne Beimischung von Bitterkeit. Es wird dieser natürliche Alaun auch auf den Inseln Trinidad, Marguarita und auf anderen Küsten Südamerikas gefunden, so daß man hier allen künstlichen Alaun entbehren und diesen Stoff ganz wohlfeil einsammeln könnte.

Da wir nicht unmittelbar nach Cuba segeln konnten, so benutzten wir ein nordamerikanisches Fahrzeug, das in Neu-Barcelona Pökelfleisch einnehmen und es nach Cuba bringen wollte. Am 16. November trennten wir uns von unseren Freunden in Cumana, um uns zum dritten Male nach Neu-Barcelona zu begeben. Der Wind war so günstig, daß wir in weniger als sechs Stunden die Reise beendigt hatten.

Am 24. November um neun Uhr Abends verließen wir die Rhede von Neu-Barcelona und hatten eine angenehme kühle Nacht. Den 26. trat eine völlige Windstille ein, die um so unerwarteter war, als auf diesen Küsten gemeiniglich der Ostwind vom Anfange Novembers sehr frisch weht, während vom Mai bis October die Nordwest- und Südwestwinde von Zeit zu Zeit wehen. Gegen neun Uhr des Morgens bildete sich ein schöner Ring um die Sonne, im Augenblicke, wo das Thermometer plötzlich um viert-

halb Grad sank. Der Ring hatte schöne Regenbogenfarben in seinem Rande und war in seinem innern Raume azurblau. Den 29. bildeten sich in unserer Nähe mehrere Wasserhosen, bei deren Annäherung wir Kühlung verspürten. Den dritten December beunruhigte uns ein kleines Fahrzeug, das wir für einen Kaper hielten. Es war die Balandra del Frayle, d. h. das Mönchsschiff, welches seinen Namen von einem reichen Franciskaner, einem Geistlichen in einem indianischen Dorfe bei Neu-Barcelona, hatte, der darauf einen nicht unbedeutenden Schleichhandel mit den dänischen Inseln trieb und treiben ließ.

In der Nacht bemerkte Hr. Bonpland nebst mehreren Reisegenossen eine kleine Flamme auf der Oberfläche des Meeres, welche sich bewegte und uns unerklärbar war. Von einem Vulkan konnte sie nicht gut herrühren, weil keine Erschütterung bemerkt wurde, vielleicht war sie ein Phosphorschein von verfaulten Weichthieren.

Vom vierten bis zum sechsten December war die Witterung schlimm. Der Donner rollte mächtig, der Regen ergoß sich stromweise, und wir befanden uns in der Nacht auf den fünften einige Mal in einer bedenklichen Lage, indem wir Klippen in der Nähe hatten. Die schlechte Luft bei diesem Wetter bewirkte, daß das Pökelfleisch mit seinem Geruch uns stark belästigte, und wir freuten uns deshalb um so mehr,

als uns in einer Entfernung von zwei deutschen Meilen ein würzhafter lieblicher Duft von Pflanzen die Nähe von Cuba verkündigte. Wir landeten im Hafen von Havannah am 19. December nach einer 25tägigen schlechten Fahrt.

Die große Wichtigkeit von Cuba gründet sich nicht allein auf die Ausdehnung der Oberfläche dieser Insel, welche um die Hälfte größer ist als Haiti, auf die bewundernswürdige Fruchtbarkeit ihres Bodens, auf ihre Anstalten für das Seekriegswesen, sondern vorzüglich auf die Vortheile ihrer Lage und besonders der des Hafens von der Stadt Havannah. Bei ihm kreuzen sich mehrere der wichtigsten Straßen des großen Weltverkehrs. Von hier aus kann eine Flotte das ganze Festland bedrohen, und wer Havannah hat, herrscht, wenn er sonst Kraft besitzt, leicht über ein großes Küstenland von Nord- und Südamerika, so wie über die Inseln Westindiens.

Die Ansicht von Havannah an der Einfahrt des Hafens ist eine der reizendsten. An üppigem Pflanzenwuchs steht dieser Hafen zwar dem von Guayaquil, und an schroffen Felsengebilden dem von Rio Janeiro nach, aber er ist sehr anmuthig und hat dabei erhabene Pflanzenformen. Auf der Ostseite sieht man auf Felswänden feste Schlösser, und in den übrigen Umgebungen erblickt man zwischen hohen Palmbäumen Dörfer und Meiereien. Die Stadt selbst ist

zur Hälfte durch einen Wald von Masten und Segelwerk verdeckt. Die Einfahrt in den Hafen geht zwischen zwei Festungen hindurch.

Die Stadt Havannah liegt auf einem Vorgebirge und ist mit Mauern umgeben. Die größeren Häuser, als die Kathedralkirche, die Wohnung des Statthalters, die des Seebefehlshabers, das Zeughaus und andere zeichnen sich weniger durch Festigkeit als durch Schönheit aus. Die meisten Straßen sind eng, und viele ungepflastert. Da man die Pflastersteine von Vera Cruz holen muß, so kam man darauf, Holzdämme von Baumstämmen zu machen, wie es in Rußland und Deutschland wohl geschieht. Man war aber nicht ausdauernd dabei, und wir mußten bis zu den Knieen im Schmutz gehen, wobei wir oft hart von den Kaleschen, den Zuckerwagen und den Packträgern bedrängt wurden. Dazu waren Straßen und Häuser gewöhnlich von schlecht gedörrtem Fleische verpestet. Es soll aber späterhin hier für Reinlichkeit mehr geschehen seyn. Zwei schöne Promenaden entschädigen den Wanderer etwas für die engen Straßen. Die eine, genannt die Almada, ist durch einen Künstler aus Italien sehr geschmackvoll verziert. Die andere, genannt Passeo extra muros, gewährt eine angenehme Kühle. Der Exercierplatz, der Pflanzengarten und die Baraken für die Sklaven, welche zum Verkauf ausgeboten werden, befinden sich nahe bei

einander. Auf der Promenade extra muros ist seit meiner Rückkehr nach Europa die Bildsäule von König Karl III. aufgestellt. Anfänglich war die Stelle zu einem Denkmal für Christoph Columbus bestimmt, dessen Asche nach Abtretung des spanischen Theiles von Haiti nach der Insel Cuba war geschafft worden. In demselben Jahre ward auch die Asche von Ferdinand Cortez von einer Kirche in eine andere versetzt, so daß also in einem Jahre die Asche von den zwei größten Männern bei der Entdeckung und Eroberung von Amerika bewegt ward.

Die Umgegend von Havannah bekommt durch die Realpalme (Oreodoxa regia) ein eigenthümliches Ansehen. Sie wächst 60 bis 80 Fuß schlank in die Höhe und hat glänzend-grüne Blätter, die zu dem weißen Stamm einen eigenen Gegensatz bilden. Die Häuser in den Vorstädten und an den einzelnen Buchten des Hafens sind fast alle in den Freistaaten Nordamerikas gezimmert. Man zeichnet sie auf und bestellt sie dort, wie ein Geräth. In den Häusern an den Buchten genießt man eine reine Luft, weshalb sie zur Erholung von den wohlhabenden Städtern bewohnt und besucht werden. Die Bevölkerung der Stadt betrug damals 44,000, die der Vorstädte aber 52,000. Von diesen 96,000 Einwohnern waren 42,000 Weiße, 27,000 freie Farbige und 27,000 Sklaven. Seit jener Zeit hat sich die Bevölkerung um 30,000

Menschen vermehrt. Es sind jetzt nur sechs Städte in Amerika, welche mehr als 100,000 Einwohner haben, nämlich Mexiko, das im Jahre 1820 170,000 Einwohner hatte, Neu-York, Philadelphia, Havannah, Rio-Janeiro und Bahia. In Rio-Janeiro sind von 135,000 Einwohnern 105,000 Schwarze.

Wir verwandten die Monate December, Januar und Februar auf Beobachtungen in den Umgegenden von Havannah und in den schönen benachbarten Ebenen. Späterhin besuchten wir andere Gegenden der Insel.

Der östliche Theil der Insel leidet mehr an Erdbeben als der westliche, doch auch nicht bedeutend. Der westliche Theil der Insel ist flußarm und dürr, was wohl daher rührt, daß ein zerhöhlter Kalkstein dort lagert, daß das Land sich stark zur See neigt und holzarm ist. Die fruchtbarsten Bezirke des Landes sind südöstlich von Havannah, die von Xagua *) und Trinidad, und um Havannah die von Matanzas und Marcel. Die wellenförmige Oberfläche des Landes, das sich stets erneuernde frische Grün und die Vertheilung der verschiedenen Pflanzenformen machen, daß man die mannigfaltigsten und lieblichsten Landschaften auf der Insel findet. Zwei Bäume mit gro-

---

*) Von hier an sehe man die Karte nach, welche diesem Theile selbst beigefügt ist.

ßen, lederzähen, glänzenden Blättern, der Mummea und das Calophyllum Calaba, fünf Arten Palmbäume nebst kleinen immerblühenden Sträuchern dienen den Hügeln und Ebenen zum Schmuck. Von den kleinen Flüssen der Insel sind einige eine Meile landeinwärts schiffbar. Einen bei Havannah und einen andern bei Batabano wollte man 1798 benutzen, um die Insel durch einen Kanal zu durchschneiden, damit man von einem Orte zum andern auf einem kurzen Wege zu Wasser kommen könnte. Die reichsten Quellen finden sich auf der Südküste, wo von Xagua an östlich eine bedeutende Strecke sich ein sumpfiger Boden hinzieht. Das Wasser, was sich in den Kalksteinfelsen verliert, hat einen so starken Druck, daß es im Meere von den Küsten entfernt wieder hervorquillt.

Die Insel Cuba besaß 1775 eine Bevölkerung von 170,862 Menschen, welche sich 1817 auf 630,980 vermehrt hatten. 260,000 davon sind Sklaven, und 130,000 freie farbige Leute. Im ganzen Inselmeere von Westindien wohnen 2,360,000 farbige Leute, und das ist $\frac{83}{100}$ der ganzen Bevölkerung. Sollte man mit den Gesetzen ihrer durchgängigen Freimachung nicht stark zu Hülfe kommen, so ist zu befürchten, daß sie sich, wie auf Haiti, so überall die Freiheit selbst erringen werden. Die Weißen täuschen sich dabei gewaltig. Sie wollen ihre alten Herrschaftsrechte nicht aufgeben und werden es doch müssen.

Die ersten Neger wurden 1521 in den östlichen Theil von Cuba eingeführt, und das nicht über 300. Damals waren die Spanier weit weniger begierig nach Sklaven als die Portugiesen, welche im Jahre 1539 in Lissabon eben so 12,000 Neger zum Kaufe aufstellten, wie die Türken im Kriege mit den Griechen diese in Konstantinopel und Smyrna so aufstellten. Erst im 18. Jahrhundert fingen die Spanier an, emsig den Sklavenhandel zu betreiben. Sie haben von 1790 bis 1805 mehr Sklaven eingeführt, als drittehalb Jahrhunderte vorher, weil die Engländer sie zu einem Vertrage gebracht, wonach vom 22. November 1817 an der Sklavenhandel nördlich vom Aequator, und vom 30. März 1820 an südlich vom Aequator abgeschafft seyn sollte. Der König von Spanien nahm (die Nachwelt wird es kaum glauben!) von England 400,000 Pfd. Sterling als Ersatz für den Schaden an, der ihm durch das Aufhören dieses entehrenden Bluthandels erwachse. Es wurden in den letzten Jahren 11 bis 12,000 Sklaven jährlich nach Cuba eingeführt.

Die Drangsale, wenn sie auch Drangsale bleiben, haben doch ihre Grade. Der Sklave, welcher eine besondere Hütte hat, nähert sich schon dem Frohntagelöhner. Er ist nicht so unglücklich als der, welcher noch in der Masse, gleichwie in einer Heerde, sich befindet, die des Abends eingetrieben und des

Morgens zur Arbeit ausgetrieben und mit der Knute gelenkt wird. Ich habe kaltblütige Erörterungen darüber angehört, ob es für einen Pflanzer vortheilhafter sey, die Sklaven nicht übermäßig zur Arbeit anzuhalten, um somit sie länger zu haben, oder den Sklaven die möglichst größte Arbeit zuzumuthen, um sie desto eher wieder durch neue zu ersetzen; sowie, wenn man in Deutschland darüber redet, ob es vortheilhafter ist, großes oder kleines Rindvieh zu halten. Es giebt Pflanzungen, wo jährlich von 100 Sklaven 15 bis 18 sterben.

Die Bildung auf Cuba ist sehr ungleich. Durch Wohlstand und feine Sitte gehoben gleicht die vornehme Gesellschaft in Havannah der in Cadix und in den übrigen reichen Handelsstädten Europas. Außer der Hauptstadt findet man aber höchstens noch auf den Pflanzungen einiger reichen Eigenthümer feine Sitten. Auf den meisten Meiereien herrscht große Einfalt in gutem und bösem Sinne. Die reichen Bewohner von Havannah zeichnen sich von den übrigen wohlhabenden Amerikanern spanischen Ursprungs aus. Sie haben zuerst sich entschlossen, Spanien, Frankreich und Italien zu durchreisen, und sind über europäische Angelegenheiten am besten unterrichtet.

Die Insel Cuba ist später als die anderen Inseln Westindiens dazu benutzt worden, um sogenannte Kolonialwaaren, Kaffee, Zucker, Indigo, Baumwolle

und Cacao für Europa zu erzeugen. Ihre Bewohner europäischen Ursprungs verfolgten lange das einfache Ziel jedes Ackerbaues, die natürlichen Nahrungsmittel des Landes zu gewinnen, wie das heut zu Tage in Mexiko, Peru und Quito, oder überall da geschieht, wo die Weißen ausgedehnte Ländereien haben. Die natürlichen Baupflanzen zwischen den Wendekreisen sind der Pisang, der Maniok, der Mais, die europäischen Getreidearten, die Kartoffeln und die Cassawa. Bis ins 18. Jahrhundert führte Cuba nur Leder aus, weil es starke Viehzucht hatte. Späterhin ward der Tabaksbau und die Bienenzucht so stark betrieben, daß Tabak, Honig und Wachs ausgeführt wurden. Die ersten Bienenkörbe brachte man von Florida ein. Jetzt werden besonders Tabak, Kaffee, Zucker und Wachs ausgeführt. Man unterscheidet auf Cuba drei Sorten von Zucker, nach dem Grade der Reinheit. In jedem Hute giebt der obere Theil den weißen, der mittlere den gelben und der untere Theil den grauen Zucker. Die Anzahl der Zuckersiedereien betrug im Jahre 1777 nahe an 500, im Jahre 1817 nahe an 800, wovon allein über 600 in der einzigen Provinz Havannah waren. Auf frisch urbar gemachtem Boden gewährt das Zuckerrohr, sorgfältig gepflanzt, 20 bis 25 Jahre hindurch reichliche Erndten; nachher muß es aber alle drei Jahre von Neuem gepflanzt werden.

Man baut auf Cuba auch viel otaheitisches Rohr oder Zuckerrohr von der Südsee. Anfänglich befürchtete man, es möchte allmälig in das gewöhnliche Zukkerrohr ausarten und seine guten Eigenschaften verlieren; das ist aber nicht geschehen. Man pflanzt das Zuckerrohr auf Cuba in der Regenzeit vom Juli bis Oktober und erndtet vom Februar bis Mai. Mit dem Kaffeebau sind auf Cuba kaum 28,000 Sklaven beschäftigt; mit dem Zuckerbau aber 66,000. Man rechnet, daß jährlich jeder Sklave nur für 130 Piaster Kaffee, aber für 160 Piaster Zucker gewinnen kann.

Gegen Ende Aprils 1801 stand ich im Begriff, mit Hrn. Bonpland nach Vera-Cruz abzureisen, wozu uns die Flotte des Admiral Ariztizabal eine gute Gelegenheit darbot; aber irrige Nachrichten, welche über die Reise des Capitain Baudin um die Welt durch öffentliche Blätter verbreitet wurden, brachten uns von unserem ursprünglichen Plane ab, von Mexiko über Acapulko nach den Philippinen zu reisen. Ich hatte das Versprechen gegeben, mich der französischen Expedition unter Baudin überall, wo ich sie treffen würde, anzuschließen. Nun hieß es in den Tageblättern, Baudin würde das Cap Horn umschiffen, längs den Küsten von Chili und Peru hinsegeln und sich dann nach Neu-Holland begeben. Ich wollte deshalb meine Reise über Carthagena oder

Portobelo *) nach Peru richten, um dort mit Capit. Baudin zusammenzutreffen. Alles ward jetzt zu dieser Reise eingerichtet. Hr. Bonpland sonderte unsere Pflanzen in drei Theile, wovon jeder ziemlich dieselben Pflanzen enthielt, um, wenn der eine oder der andere Theil verloren ginge, doch nichts Wesentliches zu verlieren. Die eine Sammlung ward über England nach Deutschland, die zweite über Cadix nach Frankreich gesandt, und die dritte blieb in Havannah. Die zweite ging, wie schon erzählt ist, verloren, und es war ein großes Glück, daß ich ihr nicht, wie ich anfänglich wollte, bedeutende Handschriften beigefügt hatte. Der größte Verlust, den wir dabei erlitten, bestand in einer großen Insektensammlung, die Herr Bonpland am Orenoko und Rio negro gemacht hatte.

Durch ein besonderes Mißgeschick verweilten wir zwei Jahre in Amerika, ohne einen einzigen Brief aus Europa zu erhalten, und die Briefe, welche wir in den folgenden drei Jahren empfingen, erwähnten nichts von unseren Sammlungen. Erst nachdem ich meine ganze Reise durch Neu-Granada, Peru und Mexiko beendigt hatte, und von Philadelphia in den Freistaaten aus nach Europa zurückkehren wollte, las

---

*) Siehe die Karte zum vorigen Theile! Portobelo liegt Panama gegenüber, und Carthagena westlich vom Ausflusse des Magdalenenflusses.

ich dort in einer Bibliothek zufällig, daß mein Bruder meine Handschriften erhalten habe, worüber ich, wie sich leicht denken läßt, die größte Freude empfand.

Ich miethete ein kleines Fahrzeug, das sich auf der Rhede von Batabano befand, um Hrn. Bonpland und mich entweder nach Carthagena oder Portobelo zu bringen, je nachdem es die Winde und Umstände am räthlichsten machten. Meine Geldangelegenheiten waren dadurch geordnet, daß ich meine Einkünfte in Preußen gegen einen Theil der Einkünfte, welche der spanische Gesandte in Berlin auf Cuba hatte, austauschen konnte, wobei dessen Bruder sich auf das Edelste gegen mich benahm.

Den sechsten März reisten wir von Havannah ab, um in Batabano unser Fahrzeug zu besteigen. Unser Weg führte uns durch schöne bewässerte Thäler, deren Besitzer, der Graf de Yaruco y Mopox, dieselben auf alle Weise verschönert hatte. Der letzte Theil unseres Landweges führte durch eine unangenehme, zur Hälfte mit Wald bedeckte Gegend. Auf dem unbewaldeten Boden wuchsen Indigo und Baumwollensträuche verwildert. Batabano ist von traurigen Sümpfen umgeben, worin Irisarten und Binsen mit einigen verkrüppelten Palmen wachsen, die zerbrochenen Masten gleichen. Die Sümpfe ziehen sich 30 deutsche Meilen hin, und man meint, daß in dieser Gegend das Meer landeinwärts fresse, was man besonders

bei einem Erdbeben zu Ende des vorigen Jahrhunderts bemerkt haben will.

In Batabano giebt es zwei ganz verschiedene Arten von den großen Eidechsen, die Krokodille und Kaymans genannt werden. Da wir nur eine einzige Nacht hier verweilten, so bedauerte ich, daß ich den Unterschied beider Thiere nicht genauer untersuchen konnte. Die eine Art wird von den Einwohnern nur Kayman, und die andere nur Krokodill genannt. Von der letztern sagte man uns, daß sie behender, hochbeiniger und spitzschnäuziger als die andere sey. Auch, gab man an, habe sie mehr Muth und erklimme sogar Schiffe, wenn sie für ihren Schwanz einen Stützpunkt finde. Die ausnehmende Kühnheit dieses Thieres ist auch schon zur Zeit der ersten Reisen von Diego Velasquez bemerkt worden. Es wird davon erzählt, daß es sich eine Meile weit vom Wasser entferne, um sich aus dem Innern des Landes Schweine zur Beute zu holen, und daß es einen Reiter, wie in Europa die Wölfe pflegen, verfolge.

Da ich bei meiner zweiten Reise nach Havannah im Jahre 1804 nicht nach Batabano zurückkehren konnte, so ließ ich mir mit großen Kosten die zwei Arten dieser großen Eidechsen nach Havannah kommen. Von den Krokodillen erhielt ich zwei Stück lebendig, wovon das ältere vier Fuß und drei Zoll Länge hatte. Ihr Fang war schwierig gewesen. Man brachte

sie geknebelt und mit Maulkörben versehen auf Maulthieren zu mir. Sie waren kräftig und ziemlich wild. Um ihre Gewohnheiten und Bewegungen beobachten zu können, ließ ich sie in einen großen Saal bringen und sah von einem erhöhten Gestell ihren Angriffen auf große Hunde zu. Unstreitig waren diese Krokodille dieselben, welche wir im Orenoko und späterhin am Magdalenenflusse gesehen hatten. Sie besaßen 38 Zähne in den obern und 30 in den untern Kinnladen. Der Kayman, den man für uns gefangen hatte, starb leider unterwegs, und man beging die Unvorsichtigkeit, uns denselben nicht zu bringen, so daß wir beide Arten nicht vergleichen konnten. Es scheinen aber die Kaymane von Cuba mit den Alligatoren in Florida *) genau übereinzustimmen. Auch hat der berühmte Reisende Dampier **) es schon bemerkt, daß auf Cuba die zwei Arten der großen Eidechsen vorkommen, indem er erzählt: „In der Campechebucht habe ich nur Kaymans oder Alligatoren gesehen, auf der Insel Groß-Kayman ***) nur Krokodille, aber keine Alligatoren; auf der Insel des Pi-

*) Siehe Theil 2. dieser Reisen S. 46!

**) Der berühmte englische Seefahrer Wilhelm Dampier ward 1652 geboren, machte drei Reisen um die Welt und beschrieb solche selbst.

***) Diese liegt südlich von Cuba.

nos *) und in den Buchten von Cuba werden gleichmäßig Krokodille und Kaymans angetroffen." —

Am neunten März waren wir vor Sonnenaufgang abgesegelt. Die ungemeine Kleinheit unseres Fahrzeuges, dessen Einrichtung so war, daß wir auf dem Verdeck schlafen mußten, wollte uns wenig zusagen. Die Schiffskammer erhielt nur von oben Licht und Luft, und war so klein, daß wir kaum unsere Instrumente darin unterbringen konnten.

Der Golf von Batabano, von niedrigen und sumpfigen Küsten eingefaßt, stellte sich uns als eine ausgedehnte Wüste dar. Die Fischervögel, die gewöhnlich früh ihr Geschäft beginnen, bevor die kleineren Landvögel und die trägen Zamuros (Vultur aura) wach sind, zeigten sich nur sparsam. Das Meerwasser hatte die braungrüne Farbe, die einigen Schweizerseen eigenthümlich ist, während die Luft ihrer Reinheit wegen blaßblau aussah.

Wir segelten in O.-S.-O.-Richtung zu den Jardines oder Jardinillos (Gärtchen). Columbus selbst hat diesen kleinen Inseln den Namen Gärtchen gegeben, als er im Mai 1494 auf seiner zweiten Reise 58 Tage lang zwischen der Pinosinsel und Cuba mit Strömungen und Winden zu kämpfen hatte. Er beschreibt diese Inseln als liebliche Gärten, und sie bie-

---

*) Liegt in Südwesten von Cuba.

ten dem Seefahrer auch sehr mannigfaltige Ansichten dar. Das Grün der Inselchen wird dadurch um so reizender, da weiße Sanddünen hin und wieder dazwischen liegen.

In der Nähe dieser Inseln stieß unser Schiff mehrmals auf den Grund, was aber bei der Weichheit des Bodens nichts zu sagen hatte. Ja wir blieben sogar einige Mal eine Zeit lang fest sitzen und warfen aus Vorsicht am Abende den Anker aus. Die erste Hälfte der Nacht war ausnehmend hell. Wir sahen eine Menge Sternschnuppen, die alle windan ihre Richtung nahmen.

Die Jardinillos sind jetzt sehr einsam. Zur Zeit des Columbus waren sie bewohnt und wurden häufig von Fischern besucht. Diese fingen hier mit kleinen Fischen, die sie Reves (Rückenlieger) nannten, weil man bei ihnen Bauch und Rücken gewöhnlich verwechselt, große Seeschildkröten. Diese Reves (wahrscheinlich Echeneis naucrates) oder Fischerfische werden nämlich mit dem Schwanze an eine Schnur gebunden, und so gefesselt ins Wasser gelassen. In dieser Fesselung saugen sie sich an den Schildkröten fest, die dann mit ihnen herausgezogen werden. Die Reves lassen sich eher zerreißen, als daß sie den Gegenstand aufgeben, woran sie sich festgesogen haben. Man hielt diese Erzählung zu Columbus Zeiten für ein Reisemärchen; aber die Sache ist begründet, wie späterhin

Dampier und andere Reisende nachgewiesen haben. Es ist diese Jagd nicht wunderbarer, als der Gebrauch der Pelikane zum Fischfang, der in China häufig ist *).

Nach drei Tagen erst verließen wir die Jardinillos, deren Untersuchung sehr angenehm war, und kamen dann in das unruhigere Meer. Ich untersuchte jetzt näher die Koralleneilande, welche die Pinosinsel umgeben, weil ich nicht glaube, daß die Koralleninseln, wie jetzt gewöhnlich angenommen wird, vom Grunde des Meeres aus von Korallen aufgebauet werden, sondern meine, daß Kalkfelsen die Grundlagen davon ausmachen. Dies schien sich mir hier auch zu bestätigen. Die erste Insel, die ich untersuchte, hatte ein üppiges Pflanzenleben und muß dem äußern Ansehen nach schon lange sich über das Meer erhoben haben. Es erhebt sich darauf aus den Trümmern der Korallen (Madreporen) ein ganzer Wald von Wurzelbäumen (Rhizophoren), die man, von ferne gesehen, für Lorberbäume halten möchte. Zwischen den Wurzelgeweben wachsen andere Pflanzen durch und befestigen den Sand. Am meisten zog uns ein schöner Strauch an, den wir hier zum ersten Male sahen, und dessen Blüthen einen sehr angenehmen Geruch verbreiteten. Der Strauch gehört zu den gesel-

---

*) Siehe Bd. 5. dieser Reisen S. 92!

ligen Pflanzen, wird fünf Fuß hoch und ist von Jacquin benannt worden Tournefortia gnaphalioides. Während Hr. Bonpland und ich kräuterten, erlegten unsere Matrosen aus bloßer Roheit, trotz unserer Gegenvorstellungen, Pelikane von der Größe und Gestalt der Schwäne, welche in großer Menge auf den Wurzelbäumen nisteten.

Die Gegend der Pinosinsel gewährt bedeutende Erinnerungen an die Vorzeit. Zwischen der Xaguabucht und der Pinosinsel sah Columbus auf seiner zweiten Reise mit Erstaunen den geheimnißvollen König, der nur durch Zeichen mit seinen Unterthanen spricht, und eine Menge von Menschen, die, mit langen weißen Hemdröcken bekleidet, den Mönchen de la Merced gleichen, während das übrige Volk nackt war. Auf seiner vierten Reise traf Columbus in den Jardinillos große Fahrzeuge, von mexikanischen Indianern geführt, an, die mit reichen Erzeugnissen von Yukatan beladen waren. Durch seine eigene Einbildungskraft verführt, glaubte er von ihnen gehört zu haben, sie kämen aus einem Lande her, wo die Männer auf Pferden ritten und Goldkronen trügen; weshalb er meinte, sie wären aus China und von den Mündungen des Ganges. — Als Ferdinand Cortez seinen Eroberungszug nach Mexiko machte, litt er auf einer der Untiefen der Jardinillos Schiffbruch. Fünf Tage lang hielt man ihn für verloren, als der wackere Pe=

ter von Alvarado im November 1518 von Havannah aus drei Schiffe aussandte, um ihn aufzusuchen. Im Februar 1519 sammelte Cortez, westlich von Batabano, der Pinosinsel gegenüber, seine ganze Flotte. Mit einer Handvoll Menschen segelte er von hier aus nach Yukatan ab, um, selbst von dem Befehlshaber Velasquez verfolgt, die Grundfesten des mexikanischen Reichs zu erschüttern.

Auf mehreren Koralleninseln fanden wir völlig süßes Wasser, welches wohl von Quellen herrührt, wie solche sich auch in der Bucht von Xagua sogar mitten im Meerwasser befinden. Die Kraft der Quellen bei Xagua ist so groß, daß Wellenschläge daraus entstehen, die für kleine Kähne gefährlich sind, und Schiffe, die nicht in Xagua einlaufen wollen, versehen sich wohl an diesen Stellen mitten im Meere mit süßem Wasser. Die grasfressenden Manatis, welche um ihres angenehmen Fleisches willen gern gefangen werden, halten sich häufig bei diesem süßen Wasser auf und werden in Menge dabei erlegt.

Den 12. März verließen wir die Koralleninseln und segelten ostwärts auf den Hafen von Trinidad auf Cuba zu, um von da aus leichter, mittelst der herrschenden Nordostwinde, die Ueberfahrt nach Carthagena zu machen. Der Hafen von Xagua, einer der schönsten auf der Insel, blieb uns links liegen. Oestlich von Xagua nähern die Berge der Insel sich

der Küste, und haben nicht wegen ihrer Höhe, sondern wegen ihrer steilen Abschichtung ein großartiges Ansehen. Als wir des Abends vor dieser Küste vorbeifuhren, wehte uns der Landwind herrliche Wohlgerüche zu. Einen großen Theil der Nacht auf den 14. brachte ich auf dem Verdecke zu, als wir so an der Küste hinfuhren. Welch eine einsame Küste! Auch nicht ein einziges Licht verrieth die Wohnung eines Fischers. Von Batabano bis Trinidad ist nicht ein einziges Dorf vorhanden. Zur Zeit des Columbus war aber das Land bewohnt, und man findet jetzt noch beim Nachgraben hier steinerne Aexte und kupferne Geräthe, wie solche die Ureinwohner des Landes hatten. Den 14. März liefen wir in einen der zwei Häfen von Trinidad ein, und hofften dort ein Paketboot zu treffen, mit dem wir gemeinsam die Fahrt nach Carthagena machen könnten. Ich landete gegen Abend und stellte meine Meßwerkzeuge am Strande auf. Kaum war das geschehen, als einige katalonische Kleinhändler, die auf einem kürzlich angekommenen Schiffe zu Mittag gespeist hatten, zu uns kamen, und uns, lustig und munter, einluden, sie nach der Stadt zu begleiten. Bald saßen wir auch paarweise zu Pferde, kamen durch eine schöne bewachsene Ebene, worauf die Miraguamapalme mit silberfarbenen Blättern, die wir hier zum ersten Male sahen, in großer Menge wuchs. Diese Ebene könnte

die schönsten Erndten gewähren, wenn Menschenhände sie bebaueten. Westlich genossen wir eine Aussicht auf 2000 Fuß hohe Kalkberge, welche nach Süden zu scharf abgestutzt sind. Beim Austritt aus dem Miraguamawald erblickt man einen Schleier von Hügeln, deren südlicher Abhang mit Häusern bedeckt ist, und diese bilden die Stadt Trinidad, welche der Befehlshaber Velasquez 1514 deshalb anlegte, weil hier Goldminen entdeckt seyn sollten. Am nördlichen Ende der Stadt steht eine Kirche, welche als Wallfahrtsort berühmt ist. Die Stelle, worauf sie steht, liegt 700 Fuß hoch über dem Meere, und man genießt von da aus, wie von den meisten Straßen der Stadt, prachtvolle Fernsichten über das Meer, über beide Häfen der Stadt, über einen Palmenwald und über ein hohes Gebirge.

Der Befehlshaber von Trinidad, dessen Gerichtsbarkeit auch Villa Clara, Principe und Santo Espiritu umfaßte, war ein Neffe des berühmten Astronomen Don Antonio Ulloa. Er gab uns zu Ehren ein großes Fest, zu welchem auch einige der aus St. Domingo ausgewanderten Franzosen geladen waren, die ihre Gewerbsamkeit in ihr neues Vaterland übergetragen hatten. Einen sehr angenehmen Abend brachten wir im Hause eines der reichsten Einwohner zu. Wir hatten hier, wie in Havannah, Gelegenheit, den lebhaften Geist der Frauen auf Cuba zu bewundern.

Es sind dies zarte Naturgaben, denen die europäische Bildung einen erhöhten Reiz giebt, die aber schon in ihrer Einfachheit sehr erfreulich sich darstellen.

Die Stadt Trinidad enthält 19,000 Seelen, und der Anbau von Kaffee und Zucker hat in ihrer Umgebung großen Umfang gewonnen. Mit angenehmen Erinnerungen verließen wir in der Nacht auf den 16. März diesen Ort, indem wir in einem mit carmoisinrothem Damast ausgeschlagenen Wagen feierlichst nach dem Hafen gefahren wurden. Unsere schon hierdurch entstandene Verlegenheit ward noch durch ein Gedicht vermehrt, das der Ortsdichter, in Sammet gekleidet, uns überreichte, und worin er unsere Reise nach dem Orenoko verherrlicht hatte. Außerordentlich auffallend war uns auf der Fahrt nach dem Hafen die große Menge von leuchtenden Insekten. Das Gras am Boden, die Aeste und Blätter der Bäume, alles glänzte von den röthlichen beweglichen Lichtern. Es war, als hätte sich der Sternenhimmel auf die Erde niedergelassen. Die armen Leute wissen auch diese Sterne gut zu benutzen. Sie stecken ein Dutzend leuchtender Insekten in eine durchlöcherte Kürbisflasche und haben so eine Nachtlampe, ohne Kosten und ohne bösen Geruch. Vermindert sich das Licht, so schüttelt man die Flasche, um das Insekt aufzuregen, wobei sich der Glanz vermehrt. Man nährt die Thierchen mit etwas Zuckerrohr, und hat so, wie die Leute sa-

gen, eine ewige Lampe, indem das Licht nur mit dem Tode der Thiere aufhört.

Wir wollten, nachdem wir den Hafen von Trinidad verlassen hatten, die Caymansgruppe vermeiden. Die Strömung trieb uns aber dorthin. Wir verließen die Antillen mit eigenen Gefühlen, indem gerade auf Haiti die schwarze Bevölkerung von dem Sklavendrucke sich freimachte, welche Begebenheit künftig noch tiefer in Amerikas Schicksal eingreifen möchte, als das bisher der Fall gewesen ist *).

*) Weiter als bis hierher ist Humboldt's Reise noch nicht erschienen. Wäre es anders, so hätten wir uns wohl auch in dem übrigen Südamerika keinen besseren Führer wählen können.

II.

Des englischen Wundarztes

Waller's

Kreuzerfahrten

in

Westindien.

Einleitung.

Columbus segelte den dritten August 1492 aus dem Hafen Palos in Spanien ab, um von Westen aus nach Indien zu gelangen, und kam den elften Oktober zur Insel Guanahani, einer der jetzigen Bahama- oder Lukayischen Inseln. Er entdeckte noch auf derselben Reise die großen Inseln **Cuba** und **Haiti**, und auf zwei späteren Reisen die meisten übrigen Inseln von der bedeutenden Gruppe, welche zwischen den nachher entdeckten großen Festmassen von Nord- und Südamerika liegt. Da Indien gesucht wurde, und man auch glaubte, den westlichen Theil davon gefunden zu haben, indem man das große Meer zwischen Amerika und Asien noch nicht ahnete, so nannte man die Inselgruppe, welche man entdeckt hatte, **Westindien**, welcher Name bis auf den heutigen Tag beibehalten ist.

Westindien, wohin uns schon v. Humboldt und Watterton geleitet haben, und das wir jetzt noch

etwas näher kennen lernen wollen, wobei wir uns Waller zum Führer wählen, besteht aus drei Inselgruppen, den Bahamas, den großen Antillen und den kleinen Antillen, welche letztere einen Bogen bilden. Man rechnet auf alle drei Gruppen 4774 Quadratmeilen, nämlich 257 auf die Bahamas, 4146 auf die großen und 271 auf die kleinen Antillen. Sämmtliche Inseln sind also nicht so groß wie der preußische Staat, der 5000 Quadratmeilen enthält, aber sie haben eine große Bedeutsamkeit wegen der Handelsgegenstände, die hier gewonnen werden.

Die meisten westindischen Inseln bilden reizende Gebirgslandschaften. Man sieht hier Landstriche, die noch in unberührter Naturfülle prangen, nackte, stark zerklüftete Felsen, senkrechte Klippen, überhangende Steinmassen, tiefe Abgründe, undurchdringliche Waldungen, reizende Thäler und liebliche Wiesen. Bei vielen Inseln ist die Westküste mit nackten Felsen eingefaßt, die Ostküste aber eben.

Als man zuerst die Inseln Westindiens bestellte, so trug der frische Boden, der zugleich durch Abbrennung der Waldungen gedüngt war, eine lange Reihe von Jahren außerordentliche Erndten. Das hat sich mit der Zeit verändert. Manche, besonders von den kleinen Inseln, hat jetzt schlechten Boden, dazu fehlt es einigen an Wasser; aber auf den größeren Inseln

wie auch auf vielen kleineren giebt es sehr fette Erdstriche.

Die Gebirge auf den westindischen Inseln erreichen nirgends eine Höhe von 8000 Fuß. Am höchsten sind die blauen Berge auf Jamaika, das Kupfergebirge im südlichen Cuba und das Cibaogebirge auf Haiti.

Merkwürdig ist die Wasserströmung, die aus dem westlichen Ocean von Osten kommend, quer durch die kleinen Antillen ins karaibische Meer dringt, von da aus in die Hondurasbai und den mexikanischen Meerbusen tritt, und von diesem aus *) durch den Golf von Florida wieder in den offenen westlichen Ocean zurückkehrt. Eben so merkwürdig ist die Durchsichtigkeit des Meeres in Westindien. Schöpf sagt darüber: „Wenn man in einem Boote zwischen den kleinen Inseln umherfährt, so hat man einen herrlichen Anblick. Das Boot schwimmt auf einer krystallenen Flüssigkeit, in welcher es wie in der Luft zu hängen scheint. Wer damit unbekannt ist, wird leicht schwindlich. Unter sich bemerkt man auf dem reinen weißen Sande, der den Boden deckt, jede Kleinigkeit, tausenderlei Gewürme, Seeigel, Seesterne, Schnecken, Muscheln und bunte Fische. Man schwebt über ganzen Feldern von herrlichen Seepflanzen, von Gorgonien, Koral-

---

*) Siehe Theil 2. dieser Reisen S. 43!

len, Alcyonien, Flabellen und mancherlei buschigen Schwammgewächsen hinweg, die von den Wellen sanft hin und her bewegt werden, und durch vielerlei Farben das Auge ergötzen. Das Auge täuscht sich in der Tiefe. Man glaubt mit der Hand die Seegewächse pflücken zu können, und doch erreicht man sie kaum mit einem acht Fuß langen Ruder."

Die Flüsse Westindiens haben keine Bedeutung, manche sind jedoch mehrere Meilen weit schiffbar; die größten findet man auf Haiti. Salzseen kommen häufig auf den Inseln vor und werden theilweise zur Salzgewinnung benutzt. Der größte Salzsee ist die Heinrichsquelle auf Haiti. Dieser See hat 13 deutsche Meilen im Umfange und in seiner Mitte eine Insel, eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Man bemerkt in ihm Ebbe und Fluth, obgleich er fünf Meilen vom Meere entfernt liegt.

Mit Ausnahme der nördlichen Bahamas liegen alle Inseln Westindiens in dem heißen Erdstriche, weshalb denn auf ihnen ein beständiger Sommer herrscht. Die mittlere Wärme ist 80 Grad Fahrenheit. In den kältesten Tagen fällt diese auf 70 Grad, in den heißesten steigt sie auf 90. Die Ostwinde mäßigen sehr die Hitze, die jedoch für einen Europäer von neun Uhr früh bis fünf Uhr Nachmittags drückend wird. Am unangenehmsten ist diese Hitze im sogenannten Winter, d. h. in der nassen Jahreszeit, in welcher

die meisten Blüthen sich entwickeln. Der Winter oder die nasse Jahreszeit herrscht, wenn die Sonne senkrecht auf den Inseln steht und darum viele Feuchtigkeiten der Erde entzieht, die als Regen wieder dahin zurückkehren, also im Mai und im Oktober. Die Oktoberregen sind viel stärker als die im Mai. Man rechnet, daß der Regen, welcher jährlich in Westindien fällt, wenn er als ein See über einer ebenen Fläche gedacht wird, 60 Zoll Tiefe haben würde. In England fällt nur der dritte Theil dieses Regens.

Während der Regenzeit geht in Westindien, wegen der feuchten Luft, ein todter Ochse in vier Tagen in Fäulniß über. Das Fleisch verdirbt, wenn es über 24 Stunden liegt, die Früchte an den Bäumen verfaulen, das Brod schimmelt einen Tag nach dem Backen, der Wein wird sauer, die Degenklingen rosten in der Scheide und das Räderwerk in den Uhren.

Mit den Oktoberregen sind häufig starke Stürme verbunden, die furchtbare Verwüstungen anrichten. Die Regentropfen haben die Größe einer Haselnuß, bestehen aus salzigem Wasser und zerschmettern oft die herrlichsten Pflanzungen. Gewitter und Erdbeben nehmen bisweilen Theil an den Stürmen, und es scheint dann, als solle Alles, was wachse und athme, eine Beute der Zerstörung werden. So traf den 10. Oktober 1780 einer der fürchterlichsten Stürme die Insel Barbadoes, verwüstete das ganze Land und ver=

nichtete so gänzlich die Hauptstadt, daß man selbst die Stellen der Wohnhäuser nur mit Mühe wieder auffinden konnte. Es verloren 4326 Menschen dabei ihr Leben, und den dadurch verursachten Schaden schlug man auf 10,000,000 Thaler an. Noch jetzt wird der Jahrestag dieses Sturmes auf der Insel als ein Buß= und Bettag gefeiert.

Für den Europäer ist die feuchte heiße Luft Westindiens, die einem Dampfbade gleicht, zerstörend, zumal wenn er hitzige Getränke dabei genießt; aber die Neger, Indianer und Mischlinge spüren keinen Nachtheil davon für ihre Gesundheit. Man findet aber auch, daß Europäer, die sich ordentlich im Essen und Trinken halten, sich fleißig kalt baden, leicht gekleidet gehen, auf Anhöhen wohnen und die Nachtluft meiden, ein Alter von 70 Jahren bei großer Munterkeit erreichen.

Westindien ist arm an einheimischen Säugethieren, reicher an Vögeln und Lurchen. Man zweifelt, ob es in Westindien giftige Schlangen gäbe. Am reichlichsten sind die Inseln mit allerlei Eidechsenarten ausgestattet. Die kropfige Eidechse ist so zutraulich, daß sie überall in Zimmern auf Tischen und Bänken umherläuft. Die ausspeiende Eidechse vertheidigt sich mit einem schwarzen giftigen Speichel. Die gestreifte Eidechse, welche auf den Bahamas häufig ist, zerbricht wie Glas. Die Mannigfaltigkeit und Menge der Fische

Westindiens ist groß. Die hohen vortrefflichen und abstechenden Farben, womit die meisten prangen, sind anziehend. Das brennendste Roth, das reinste Blau, Grün und Gelb wechseln mit einander. Dagegen fehlen aber auch nicht lästige Insekten aller Art.

Westindien bestand bei seiner Entdeckung größtentheils aus Waldungen; jetzt aber sieht man fast lauter Felder und Gärten, worauf die nutzbarsten Pflanzen der wärmeren Gegenden von der ganzen Erde vereinigt, einheimische, asiatische, europäische, afrikanische und südindische traulich neben einander wachsen. Ja man kann Westindien die Leckerkammer Europas nennen. Die vorzüglichsten Baupflanzen sind das Zuckerrohr, das auf einigen Pflanzungen jährlich gegen eine Million Thaler einträgt, der Kaffeebaum, der jährlich ein bis acht Pfund Kaffee trägt, und die Baumwollenstaude. Von geringerer Bedeutung sind die Indigopflanze, der Cacaobaum, die Tabakspflanze und der Pimentbaum. Letzterer liefert das englische Gewürz, jährlich über 2,000,000 Pfund, obgleich er nur auf Jamaika vorkommt, wo er wild wächst, so daß man nur die Waldflecke, wo man eine Anlage von Pimentbäumen haben will, säubern darf. Ein einziger Baum trägt 150 Pfund Früchte, die bald nach der Blüthe gesammelt werden.

Die unterirdischen Reichthümer Westindiens sind

wenig untersucht. Auf den großen Antillen werden edle und unedle Metalle gefunden, aber der hier sonst betriebene Bergbau ist jetzt ganz unbedeutend.

Westindien ist viel stärker als Nord- und Südamerika bewohnt. Ja es giebt hier Inseln, die stärker bewohnt sind als irgend eine andere Gegend der Erde, so daß an 10,000 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Im Ganzen rechnet man aber nur 3,000,000 Einwohner auf Westindien, ungefähr 600 auf die Quadratmeile. Am unbevölkertsten sind die Bahamas. Man rechnet dort 48 Menschen auf die Quadratmeile. Am bevölkertsten sind die britischen Inseln Barbadoes, Antigua, Nevis und St. Christoph (Kitts).

Das meiste Land in Westindien haben noch jetzt die Spanier inne, indem die großen Inseln Cuba und Portoriko in ihren Händen sind. Sie besitzen über 2500 Quadratmeilen, und auf die Quadratmeile 4 bis 500 Einwohner. Die Insel Haiti bildet ein eigenes Reich. Man rechnet auf 1385 Quadratmeilen der Insel gegen 1,000,000 Einwohner, so daß 700 ungefähr auf die Quadratmeile kommen. Das britische Westindien, wozu die große Insel Jamaika gehört, hat auf 680 Quadratmeilen über 700,000 Einwohner, so daß über 1000 auf die Quadratmeile kommen. Die Franzosen haben auf 60 Quadratmeilen in Westindien über 200,000 Einwohner, 3500 au

die Quadratmeile. Die Besitzungen der Holländer sind wenig bevölkert. Auf 35 Quadratmeilen kommen 17,000 Einwohner, nicht 500 auf die Quadratmeile. Die Dänen dagegen haben auf 8 Quadratmeilen über 40,000 Einwohner, und die Schweden auf 1½ Quadratmeilen 10,000 Einwohner.

Die Bahamas gehören alle den Engländern. Sie bestehen aus 14 größeren und 600 kleineren Inseln und werden von der Stadt Nassau auf der Insel Providence regiert. Auf der britischen Insel Jamaika ist St. Jago oder Spanishtown der Hauptort. Er hat 5000 Einwohner in 900 Häusern. Größer ist die Stadt Kingston, denn sie hat 33,000 Einwohner. Die Gebirgsgegenden der Insel sind großartig, und manche Küstenstriche reizend. So gewährt der Hafen von Antonio eine herrliche Ansicht, wie das beiliegende Kupfer zeigt. Er ist einer der schönsten Häfen in der Welt und wird von der Feste Georg beschützt. Auf der spanischen Insel Cuba ist Havannah mit 150,000 Einwohnern der Hauptort. Die ganze Insel wird auch wohl nach demselben genannt. Es befinden sich auf derselben mehrere Städte, die über 10,000 Einwohner haben. Nach Havannah ist St. Jago de Cuba, im Südosten der Insel, mit 25,000 Einwohnern die bedeutendste Stadt. Auf der spanischen Insel Portoriko liegt die gleichnamige Hauptstadt, auch St. Juan genannt, mit 12,000 Einwohnern.

Am merkwürdigsten ist unter den großen Antillen die Insel Haiti oder St. Domingo. Columbus entdeckte sie den sechsten Dezember 1492 und gründete zu Anfang des folgenden Jahres eine Niederlassung auf derselben. Gestützt auf diese, bemächtigten sich die Spanier allmälig der ganzen Insel, indem sie gegen die Urbewohner den schrecklichsten Vertilgungskrieg führten. Sie brachten die Bewohner, welche sich bei der Entdeckung der Insel wahrscheinlich auf 1,000,000 beliefen, in 60 Jahren auf 60,000 herab und beherrschten dann ungestört die Insel bis zum Jahre 1630, in welchem Jahre sich französische Seeräuber, wider Willen der Spanier, auf der Nordküste der Insel festsetzten. Dreißig bis vierzig Jahre später ward Frankreich auf diese Niederlassung aufmerksam, richtete dieselbe ordentlich ein und erhielt sie im Ryswiker Frieden zum Eigenthume. Bald blühete das französische Domingo herrlich auf, während das spanische immer mehr und mehr zurückkam. Als aber aus dem französischen Königreiche in Europa eine Republik in der Revolution ward, da brachen auch im französischen Domingo Unruhen aus, indem die Weißen, Mulatten und Neger mit einander in einen Bürgerkrieg sich verwickelten. Dieser Krieg endigte mit der Vertreibung der Weißen, als der eigentlichen Grundherren, und es bildeten sich auf der Insel zwei Staaten, eine mulattische Republik und ein

Negerkönigreich. Letzteres hörte 1820 auf, indem der König Christoph, der in Cap Henri residirte, ermordet ward. Der von ihm beherrschte Staat vereinigte sich mit der Mulattenrepublik, und der von den Spaniern noch besessene Theil der Insel machte sich zugleich von der spanischen Herrschaft frei und schloß sich ebenfalls an die Republik an, wozu also jetzt die ganze Insel gehört. Diese Republik ist in neueren Zeiten auch von anderen Mächten und selbst von Frankreich, nach Versprechung einer Entschädigungssumme, anerkannt worden.

Die wichtigsten Städte in der Republik von Haiti sind: Cap Henri (Cap Haiti) mit 12,000 Einwohnern, Port au Prince mit 15,000 Einwohnern, Leogane, St. Domingo (10,000 Einwohner) und St. Jago. Die Hauptgegenstände, welche auf der Insel gebauet und nach Europa verschifft werden, sind Kaffee und Zucker. Im Jahre 1788 wurden ausgeführt: 160,000,000 Pfund Zucker und 68,000,000 Pfund Kaffee.

Die kleinen Antillen sind unter mehrere Beherrscher getheilt. Die Schweden besitzen nur die kleine, fruchtbare, aber wasserarme Insel Barthelemi mit der Hauptstadt Gustavia, und haben davon eine jährliche reine Einnahme von 100,000 Piastern. Zwischen Barthelemi und Portoriko liegen die dänischen Inseln St. Croix mit der Hauptstadt Christian-

stadt, St. Jean (John) und St. Thomas. Diese drei Inseln gehören zu den Jungfern- (virginischen) Inseln, sind von mehreren kleineren umgeben und zeichnen sich durch einen großen Reichthum von Erzeugnissen aus. Vorzüglich ist St. Croix gut angebaut. Die Negersklaven werden auf den dänischen Inseln am besten behandelt, sie sind durch Gesetze gegen Grausamkeiten geschützt, dürfen nur fünf und einen halben Tag wöchentlich arbeiten, und haben viele Gelegenheit, sich frei zu kaufen. Die meisten von ihnen sind durch Missionäre zum Christenthume gebracht worden. Die Verwaltung des dänischen Westindiens befindet sich auf St. Croix, welche Insel in 346 gleich große Pflanzungen getheilt ist.

Oestlich von den dänischen Antillen liegen die holländischen Inseln St. Martin, St. Eustaz und Saba. Ganz davon entfernt liegt in einer Nähe von 12 Meilen an der Nordküste von Südamerika die ebenfalls holländische Insel Curazao. Die Holländer lassen diese Inseln mit ihrem Guiana oder Surinam zugleich verwalten. Auf Curazao ist Wilhelmsstadt, die Hauptstadt der Insel, regelmäßig und hübsch erbaut. Sie hat größtentheils steinerne Häuser mit zwei Stockwerken. Zur Beschützung der Stadt und ihres Hafens dienen mehrere kleine Festen. Die Insel Saba ist ein steiler, aber mit guter Erde bedeckter Felsen, den man, wenn man landet, auf einem in

Stein gehauenen Pfade ersteigen muß, der von Abgründen umgeben und so schmal ist, daß nicht zwei Personen neben einander gehen können. Oben ist eine gesunde Luft und ein fruchtbarer Boden. Die Insel Eustaz besteht aus zwei Bergen, zwischen denen eine Ebene liegt. Der höchste von den Bergen hat einen 1000 Fuß tiefen Krater, der mit Bäumen und Kräutern bewachsen ist.

Das französische Westindien begreift jetzt die kleinen Antillen Martinique, Guadeloupe, Desirade, Maria Galante und Saintes. Vor der französischen Revolution hatte Frankreich mehrere Inseln in Westindien, z. B. Lucie und Tabago. Die Hauptinsel im französischen Westindien ist jetzt Martinique, die einen vulkanischen Ursprung hat, viele bergige Gegenden besitzt und sehr fruchtbar ist. Im Jahre 1784, als die Insel so recht in gutem Zustande war, zählte man auf ihr 4000 Maulthiere, 200 Esel, 12,000 Schaafe, 9000 Stück Rindvieh, 2400 Stück Pferde, 3,500,000 Stück Bananenbäume, 1,500,000 Cacaobäume, 8,000,000 Kaffeebäume, 300 Zuckermühlen u. s. w., was auf einer Insel von 23 Quadratmeilen schon etwas sagen will, und das um so mehr, als ein großer Theil des Bodens felsig ist. Es wird auch kaum ein Drittheil des Landes angebaut. Die Hauptstadt der Insel, St. Pierre, hat 30,000 Einwohner, die größtentheils vom Handel leben. Ein

guter Hafen fehlt der Stadt, und 1813 im Juli hatte sie das Unglück, von einem Sturme fast ganz vernichtet zu werden. Südlich von Pierre liegt die Stadt Fort Royal, welche der Sitz des Gouverneurs ist.

Die Insel Guadeloupe hat eine reizende Abwechselung von Gebirgen, Thälern, Gehölzen, kleinen Savannen und Ebenen mit schwarzem Boden. Die Gebirge erheben sich am höchsten im Süden, wo der Soufriere (Schwefelberg) den höchsten Punkt bildet. Auf seinem Gipfel ist eine unfruchtbare Fläche von verbrannten Steinen, und aus den Spalten an seinen Seiten steigen schwarze Dämpfe mit Funken hervor. Gegen den östlichen Abhang sind zwei Schwefelgruben, wovon der Durchmesser der größten 100 Fuß beträgt. Einige hundert Schritte unterhalb derselben befinden sich drei kleine Wasserquellen, wovon die eine ein heißes schwärzliches, die andere ein weißliches Wasser mit Alaungeschmack, und die dritte ein bläuliches Wasser von Vitriolgeschmack enthält. Guadeloupe führte 1788 folgende Gegenstände aus: 150,000 Centner Zucker, 37,000 Ctr. Kaffee, 600 Ctr. Cacao, 7500 Ctr. Baumwolle und 7 Ctr. Indigo. Basseterre, die schön gebaute Hauptstadt dieser Insel, liegt drei Stunden von dem Schwefelberge entfernt und hat 8000 Einwohner. Um die Insel herum befindet sich eine große Menge kleiner Inselchen.

Die meisten kleineren Antillen sind in den Händen der Engländer. Die nördlicheren davon bezeichnen sie mit dem Namen der Leeward-Inseln. Dazu gehören Antigua, St. Kitts, Nevis, Montferrat, Anguilla, Barbuda und die britisch-virginischen Inseln *) Virgin-Gorda, Anegada und Tortola. Die wichtigste von diesen Inseln ist Antigua, worauf im Anfange des 17. Jahrhunderts die Engländer sich niederließen. In ihrer Hauptstadt St. Johns leben 16,000 Einwohner. Der Hafen dieser Stadt wird durch eine Feste, auf einem einzeln liegenden Felsen erbaut, vertheidigt.

Von den englischen kleinen Antillen, die südlich von den Leewardinseln liegen, sind Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Barbadoes, Tabago und Trinidad die größten. Die Insel Dominica wird für sehr gesund gehalten, und den Kaffee derselben zieht man dem von den meisten übrigen Inseln Westindiens vor.

Die Insel St. Lucie war lange Zeit ein Gegenstand des Streites zwischen England und Frankreich. Sie ward 1763 durch den Utrechter Frieden für immer an Frankreich, und 1814 durch den ersten Pariser Frieden für immer an England abgetreten. Auf

*) Einige virginische Inseln gehören zu Portoriko, und also zu Spanien.

der Insel St. Vincent arbeitete im Jahre 1812 vom 30. April an ein Vulkan, indem er Steine und Asche auswarf, und die Felder in seiner Nähe mit einer zwei Fuß dicken Aschdecke überschüttete, ohne sonst Schaden zu verursachen. Mit St. Vincent haben die Grenadillen und die größere Insel Grenada eine gemeinschaftliche Verwaltung. Auf Grenada befindet sich die ansehnliche Stadt St. George mit 8 bis 10,000 Einwohnern. Die Grenadillen, 23 bis 30 an der Zahl, sind Felsen, die theils bewohnt werden, theils guten Kalk in den Korallen liefern. Das Hauptgewächs auf ihnen ist die Baumwolle.

Die Insel Barbadoes hat in ihren Bergen mehrere ausgezeichnete Höhlen. Einige davon haben Tropfsteine, andere Flüsse, andere schwitzen ein Erdöl aus, das gesammelt wird. Fast die ganze Insel ist angebaut, indem höchstens nur der 21. Theil des Bodens nicht bestellt wird. Auf keiner andern Insel Westindiens sind auch so viele Europäer und Abkömmlinge von ihnen als hier. Die meisten davon wohnen in hölzernen, sehr geschmackvollen Häusern auf dem Lande. Hohe Kohlpalmen beschatten die Wohnungen, und Negerhütten nebst Zuckersiedereien umgeben sie. Die Wege sind meistens mit Kampechebäumen (Haematoxylon campechianum) besetzt, und die verschiedenen Formen und Farben des Arum, der Kardamomen- und Baumwollenstauden, der Brodfruchtbäume

und Kokuspalme, welche die Häuser umgeben, gewähren einen reizenden Anblick. Die Ausfuhr dieser Insel besteht vorzüglich in Zucker. Im Jahre 1813 wurden 156,000 Centner davon verschifft. Die Herrnhuter und Methodisten sind auf dieser Insel besonders bemüht, die armen Neger mit dem Christenthume bekannt zu machen. Die vornehmen Engländer dagegen leben hier also: Zum Frühstücke genießen sie Fische und Geflügel nebst Chokolade, Thee oder Kaffee. Als Brod werden geröstete Yams oder Pisangs mit Butter gebraucht. Um drei Uhr Nachmittags wird zu Mittag gegessen. Die Speisen sind gewöhnlich stark gewürzt. Ein Nachtisch, bestehend aus Früchten, nimmt mit Maderawein die Zeit bis sechs Uhr ein, wo man spazieren fährt oder reitet. Bridgetown ist die Hauptstadt dieser Insel, liegt anmuthig um eine große Bai und hat 15,000 Einwohner.

Die Insel Tabago hat nicht wie die übrigen Antillen schroffe Felsen und hohe Berge, sondern sanfte Hügel und fruchtbare Ebenen, die jedoch nur theilweise erst bebaut sind. An Tabago reihet sich die Insel Trinidad, welche Columbus auf seiner dritten Reise 1498 am 31. Juli entdeckte. Die Spanier nahmen 1535 davon feierlichst Besitz, bekümmerten sich aber dann zwei Jahrhunderte nicht um diese Insel. Erst im Jahre 1783 kam eine völlige Niederlassung dort zu Stande, die gut gedieh, indem sechs Jahre dar-

auf schon 18,000 Menschen auf der Insel lebten, und viele Pflanzungen eingerichtet hatten. Im Jahre 1797 bemächtigten sich aber die Engländer der Insel, und sie ward ihnen 1802 im Frieden von Amiens abgetreten. Diese Insel hat mehrere weit hinauf schiffbare Flüsse und einen Erdpechsee in der Nähe des Golfes von Paria, etwa 50 Fuß über dem Meere gelegen, eine halbe Stunde lang und eben so breit. Er ist mehr oder weniger tief mit Erdpech angefüllt, das von mehreren klaren Wasserbächen durchschnitten wird. An mehreren Stellen trifft man von hartem Pech gebildete Inseln, worauf Pflanzen wachsen, unter andern auch die wilde Ananas. Die Wasserbäche darin ändern sich oft in der Tiefe und Richtung. Die gewöhnliche Tiefe beträgt zwei bis zehn Fuß. Man findet in diesem See vollständig die Uebergänge von dem flüssigen Steinöl zu dem festen Erdharze. Der ganze Boden um den See ruht auf Erdpech, welches sich bis zum Meerbusen von Paria erstreckt, so daß auch Felsen davon durchdrungen sind. In diesem Meerbusen selbst befindet sich unter dem Wasser auch ein vulkanischer Schlund, aus dem zu Zeiten ebenfalls Erdöl fließt. In dem östlichen Theile der Insel trifft man einen andern Schlund, worin jedes Jahr im Mai und Juni einige Knalle gehört werden, die dem Donner gleichen und mit Rauch und Flammen begleitet sind, denen Erdpechstücke schwarz und glänzend

wie Agat folgen. An einer andern Stelle sieht man mehrere kleine, oben offene Kegel, woraus schwefeliges Wasserstoffgas steigt und eine weiße alaunige Materie fließt. Die Hauptstadt dieser Insel, Puerto de España, hat eine ungesunde Lage unweit des Pariabusens und zählt nur 7000 Einwohner.

Ueberblickt man die Städte Westindiens, so bemerkt man bald, daß sie das verschiedene Gepräge der Völker an sich tragen, die sie gründeten. Gewöhnlich sind die Städte offen, und die Häuser der Orkane wegen niedrig. Die spanischen Städte haben gewöhnlich platte Dächer auf den Häusern. Die Städte der Engländer zeichnen sich durch Nettigkeit, die der Holländer durch Reinlichkeit aus. Dörfer giebt es in Westindien nicht, sondern lauter zerstreute Güter oder Pflanzungen, auf denen die Herrenhäuser geschmackvoll gebaut sind, indeß die Wohnungen der Sklaven einen grellen Abstich dagegen machen. Sie bestehen aus gezäunten Wänden, die man mit Lehm beworfen hat.

Die jetzige westindische Bevölkerung besteht fast einzig aus Weißen (Europäern) und Schwarzen (Afrikanern), wie aus den Farbigen, welche die gemeinschaftlichen Nachkommen beider sind. Als Westindien entdeckt wurde, mochte es 3,000,000 Einwohner haben, welche zwei Volksstämme bildeten. Der eine Volksstamm bewohnte St. Domingo, Cuba, die Lukayen, die Bahamas und einige nördliche kleine An-

tillen, lebte unter Fürsten (Kaziken) geordnet, hatte einige Bildung und nahm die Europäer mit großer Gutmüthigkeit auf. Leider ward dieser Volksstamm aber von den Spaniern aufs Grausamste behandelt, so daß von anderthalb Millionen Einwohner auf St. Domingo nach 15 Jahren nur noch 60,000 übrig wären. Jetzt ist von diesem gutmüthigen indianischen Volksstamme in ganz Westindien keine Seele mehr vorhanden.

Den zweiten Volksstamm, der sich bei der Entdeckung Amerikas in Westindien vorfand und die kleinen Antillen bewohnte, machten die Karaiben aus. Sie hatten sich erobernd vom nördlichen Südamerika hierher begeben, wo ihre Stammgenossen noch heutiges Tages wohnen. Diese Karaiben setzten den Spaniern großen Widerstand entgegen, und 1760 kamen die Franzosen und Engländer darin überein, ihnen die Inseln Dominika und Vincent einzuräumen. Doch war ihre Kraft längst gebrochen, indem 1763 sich nur noch 100 Familien auf St. Vincent und 30 auf Dominika befanden.

Die Europäer und deren Nachkommen, welche jetzt, mit Ausnahme von Haiti, in ganz Westindien die Herren ausmachen, und Afrikaner zu ihren Arbeitswerkzeugen haben, sind Engländer, Schottländer, Irländer, Spanier, Franzosen, Holländer, Dänen, Schweden, Deutsche, Italiener und Amerikaner, so

daß an eine Ausbildung einer besondern Volksthümlichkeit hier nicht zu denken ist. Briten, Spanier und Franzosen machen die größte Anzahl der Weißen aus. Die Weißen aber sind der Zahl nach auf allen Inseln die wenigsten. In den britischen Inseln verhalten sie sich zu den Schwarzen wie 1 zu 13, in den französischen wie 1 zu 9 und in den dänischen wie 1 zu 14. Die wenigsten Weißen sind heimisch und lieben ihre Insel, sondern sie kommen größtentheils aus den Mutterländern nur hierher, um reich zu werden und dann wieder heimzukehren. Es werden deshalb die westindischen Inseln nur als Güter betrachtet, die man benutzt, ohne eigentlich darauf zu wohnen.

Die Hauptbevölkerung Westindiens besteht aus Negern, die bekanntlich zuerst auf des spanischen Bischofs Bartholomäus de las Casas Vorschlag nach Amerika geführt wurden, um die eingeborenen Indianer zu schonen. Las Casas ahnete nicht, daß er, indem er einem Menschenstamme helfen wollte, er große Leiden über einen andern bringen würde. Man rechnet aber, daß in den 300 Jahren, in welchen der Negerhandel bestanden hat, 40 Millionen Neger aus Afrika nach Amerika überschifft worden sind. Die Dänen stellten 1804 diesen entehrenden Handel ein, die Engländer 1808, und auf den Betrieb der Letztern haben auch die andern europäischen Staaten

1820 ihn eingestellt. Aber heimlich dauert er noch fort, obgleich die Engländer an Afrikas Küsten eigends eine Flotte halten, um diesem verruchten Handel zu steuern.

Die Zahl der Sklaven in Westindien beträgt über 1,200,000, die Zahl der freien Neger und Farbigen aber 1,300,000, wovon die meisten auf Haiti leben, während die Weißen nur auf 500,000 berechnet werden können. Manche Gutsbesitzer haben 500 bis 600 Sklaven, die man gewöhnlich in Haus- und Feldneger theilt, wovon erstere besser als letztere gehalten werden. Die Behandlung der Sklaven ist wohl auf allen Inseln milder geworden, besonders seitdem sich auf Haiti ein freier Staat gebildet hat; aber doch bleibt der Zustand der Sklaverei immer eine Herabwürdigung der Menschheit, und es ist sehr zu wünschen, daß überall die allmälige Freilassung der Sklaven eingeleitet wird, weil sonst zu befürchten steht, daß früher oder später ganz Westindien dem Beispiele Haitis folgt, indem die Sklaven mit Gewalt sich ihre Freiheit nehmen, wobei dann die Enkel die Härten ihrer Voraltern würden büßen müssen.

Colquhoun sagt in seiner Schrift: Ueber den Wohlstand des britischen Reichs: „Es ist unmöglich, über eine Periode von 50 Jahren hinaus zu blicken, ohne eine Negerregierung auf allen westindischen Inseln anzunehmen, wenn nicht allmälig Maaß-

regeln ergriffen werden, um eine weiße Bevölkerung dort fest zu gründen."

Mit Ausnahme der spanischen Inseln, auf denen die katholische Kirche herrschend ist, findet man auf allen Inseln Westindiens Kirchenfreiheit, und darum auch Kirchen von fast allen christlichen Parteien. Durch die Bemühungen von christlichen Glaubensboten ist ein großer Theil der Neger auf den Weg der Belehrung zum Christenthume gebracht worden. Im Jahre 1827 arbeiteten auf Jamaika vier herrnhutische Kirchenlehrer, dreizehn methodistische, neun baptistische, zwei von der bischöflichen Kirche und einer von der schottischen Missionsgesellschaft. Auf St. Thomas waren vier herrnhutische Kirchenlehrer, auf St. Croix acht und auf St. Jean neun. Auf Tortola befanden sich vier methodistische Lehrer, auf Eustache einer, auf St. Martin auch einer, und eben so auf Anguilla und Barthelemi. Auf Kitts hatten die Herrnhuter sechs Lehrer und die Methodisten vier, auf Newis die Methodisten drei und auf Montferrat zwei. Auf Antigua hielten die Herrnhuter zwölf Arbeiter, die Methodisten vier, und die bischöfliche Missionsgesellschaft elf. Auf Dominika hatten die Methodisten drei Arbeiter, auf St. Vincent fünf, auf Grenada zwei, auf Trinidad zwei und auf den Bahamas fünf. Auf Tabago hatten die Herrnhuter einen Arbeiter, die Methodisten zwei, und auf Barbadoes erstere drei und letztere

zwei Arbeiter. Es arbeiteten damals also 112 evangelische Kirchenlehrer in Westindien, und das an 60 Stellen zusammengenommen. Seit jener Zeit ist die Anzahl der Arbeiter im Reiche Gottes auf diesen Inseln noch vermehrt worden, und ihr Werk gedeihet, obgleich manche Weiße es mit scheelen Augen ansehen, indem sie die Neger lieber als Lastthiere denn als christliche Brüder bei sich haben wollen. Einige Grundbesitzer dagegen leisten den Kirchenlehrern auch treulichen Beistand und unterstützen besonders die Schulen zur Belehrung der Negerjugend. Auf den englischen Inseln sind auch von Seiten der Regierung seit dem Jahre 1823 ordentliche Kirchen= und Schuleinrichtungen gemacht und die nöthigen Geistlichen auf Kosten des Staates angestellt. Sie stehen unter zwei Bischöfen, wovon der eine auf Jamaika, der andere auf Barbadoes seinen Sitz hat. — Wie in Grönland, so haben auch in Westindien die Herrnhuter oder die Mitglieder der Brüdergemeinde zuerst an die Ausbreitung der evangelischen Kirche gedacht, und nach einer Uebersicht vom Jahre 1826 zählen sie auf den verschiedenen Inseln Westindiens 31,749 Neger, die, als Christen belehrt und getauft, sich zu ihren Kirchengemeinden halten. Der Arbeit für das Reich Gottes ist aber noch viel in Westindien, und darum sehr zu wünschen, daß die Zahl der Arbeiter sich mehre. Nur durch Sittigung und christliche Durchbildung der Ne=

ger kann ihnen das Leid wieder in etwas vergütet werden, was die Vorfahren ihnen zugefügt haben, und dadurch allein kann man auch dem drohenden Uebel vorbeugen, daß ganz Westindien eine solche Umkehrung der Dinge erlebt, als auf Haiti erfolgt ist.

Wir wollen jetzt Westindien etwas näher kennen lernen, und zwar geführt von einem englischen Wundarzte, Herrn Waller, der von 1807 bis 1810, als England mit Frankreich Krieg führte, auf verschiedenen englischen Schiffen als Arzt diente, mehrere westindische Inseln besuchte, auf einigen eine längere Zeit verweilte und vielfache Gelegenheit hatte, Westindien näher kennen zu lernen. Er erzählt einfach das, was er erlebte, und man bemerkt dabei, daß, wenn ihm auch eine gründliche Bildung fehlte, er doch ein guter Beobachter war.

Erste Fahrt.

Von England über Barbadoes durch mehrere Inseln und zurück nach Barbadoes.

Zu Anfang des März 1807 segelte ich als Schiffswundarzt mit einer ganzen Flotte von England nach Westindien ab. Den 14. April ward uns zuerst Land verkündigt, und das war die Insel Barbadoes. Weil der Tag sich neigte, so gab der Oberbefehlshaber der Flotte das Zeichen, während der Nacht beizulegen, um sich zusammenzuziehen. Hundert Kauffahrteischiffe sammelten sich jetzt um unsere Fregatte, welche ihnen zum Schutze mitgegeben war. Den 15. bei Tagesanbruch nahm die ganze Flotte mit vollen Segeln ihre Richtung gegen die Insel. Das Land gewährt in einiger Entfernung keinen anziehenden Anblick, indem es dem Auge nur eine braune Oberfläche darbietet. Die Windmühlen und Pflanzungen auf den Anhöhen treten am ersten aus dem unbestimmten Braun hervor. Der Boden erhebt sich in seltsam geformten Hügelketten von der Seeküste bis zur Mitte

der Insel, mehrere Abstufungen bildend. Alle Ebenen sind bebaut, und stehen mit den schwarzen schroffen Felsenwänden, welche die Seiten der Terrassen bilden, in einem schönen Gegensatz. Hin und wieder springen kühne Vorgebirge vor, welche über tiefe Schluchten hängen und mit dunklem Laube bedeckt sind. Die wohlgebauten Häuser der Pflanzer sind gewöhnlich hübsch gelegen, von Kohlpalmen umschattet und von Zuckermühlen und den Hütten der Negersklaven umgeben.

Bei der Einsegelung in die Bai von Carlisle gewähren die Kasernen, so wie die Spitäler einen schönen Anblick. Im Hintergrunde der Bai liegt die Stadt Bridgetown, die sich in einer zusammenhängenden Häuserreihe fast rund um den äußersten Rand der Bucht streckt, aber durch Kokusbäume am Strande etwas verdeckt wird. Ueber der Stadt erhebt sich wie ein Amphitheater das Land und ist mit schönen Sommerhäusern geschmückt.

Die Bai war bei unserer Ankunft gedrängt voll von Schiffen, da sich eben eine Flotte hier versammelt hatte, um nach England abzusegeln. Kaum fand unsere Flotte Raum genug zum Ankern. Der Hafen hat große Tiefen, an manchen Stellen 16 Faden. Das Wasser ist aber so klar und durchsichtig, daß man ohne Mühe den Felsgrund und die Anker erblicken kann.

Zwischen den Schiffen bewegten sich viele Böte, welche, gerudert von Sklaven, die Kaufleute aus der Stadt hin und her führten. Auch waren mehrere Offiziere beschäftigt, Matrosen zu pressen, und einige Schiffe, mit Sklaven beladen, hatten ein Paar Tage vor uns hier die Anker geworfen. Die Kaufleute waren jetzt eifrigst bemüht, da der Sklavenhandel gesetzlich bald aufhören sollte, noch möglichst viele Sklaven zu erhalten. Die unglücklichen Schwarzen wurden hundertweise in großen Barken ans Land gebracht, um zum Kauf ausgestellt zu werden. Beide Ufer der Bai waren mit farbigen, fast nackten Menschen bedeckt, welche verschiedene Beschäftigungen trieben.

Um vier Uhr Nachmittags verließ ich das Schiff, fand in allen Hauptstraßen der Stadt eine Menge Kaufläden, gefüllt mit europäischen Gegenständen aller Art, die aber größtentheils in Ballen verpackt, ohne allen Reiz und Schmuck ausgestellt waren. Fast in allen Häusern dient das Erdgeschoß zu Handelszwecken. Die Gasthöfe in der Stadt werden alle von Mulattinnen gehalten, die sowohl an Häusern als an Sklaven ein bedeutendes Eigenthum besitzen. Auch kann es ihnen fast nicht fehlen, großes Vermögen zu sammeln, da die Gasthöfe durchgängig mit Fremden angefüllt sind, die sich sowohl für Speise und Trank als für Wohnung und Wäsche die übertriebensten Preise gefallen lassen müssen. Man braucht täglich,

wenn man mäßig lebt, 7 Piaster *); allein angesehene Reisende bleiben selten lange in Gasthäusern. Die reichen Einwohner nehmen sie bald als Gäste in ihre Häuser.

Das Frühstück besteht hier gewöhnlich aus Fischen, Geflügel, Chokolate, Thee oder Kaffee. Dabei genießt man statt des Brodes geröstete Yams oder Pisangs mit Butter, insonderheit die erstern. Man röstet sie in glühender Holzasche, nimmt dann das Innere heraus, und nachdem man ein Stückchen Butter dazu gethan hat, steckt man das Innere wieder hinein, legt die ganze Masse aufs Feuer, bis die Butter sie durchdrungen hat, und trägt sie so auf die Tafel. Die Pisangs sind den Gurken ähnlich, werden auf ähnliche Weise wie die Yams zubereitet, schmecken aber schlechter und beschweren den Magen. Außer diesen beiden Früchten werden auch die aus England eingeführten Kartoffeln häufig zum Frühstück genossen. Sie werden zuerst gekocht, dann geröstet und dann mit Butter verzehrt. Um acht Uhr wird gefrühstückt, um drei Uhr zu Mittag gegessen. Die Mittagseßzeit ist darum schlecht gewählt, da gerade um drei Uhr die größte Hitze eintritt. Man ißt die Speisen stark gewürzt und trinkt kräftigen Maderawein dazu. Der

*) Das sind spanische Piaster, das Stück zu 6 Schilling 3 Pence, d. i. 1 Thlr. 10 Sgr. preußisch.

Nachtisch besteht aus Früchten, neben welchen auch noch Wein getrunken wird. Große Tafeln dauern bis sechs Uhr. Darauf fährt man spazieren.

Die Umgebungen der Stadt Bridgetown sind sehr lieblich. Die zahlreichen Gänge von Kokusbäumen, die Hecken von Cactus mit langen Reihen hoher Kohlpalmen gewähren einen herrlichen Anblick und geben der Landschaft ein eigenthümliches Gepräge. Die Gebäude der Landhäuser sind meistens von Holz, aber äußerst geschmackvoll. Sie haben gewöhnlich eine sechs bis zwölf Fuß breite grün gemalte Galerie, die mit Jalousien versehen ist, welche die Fenster vertreten und sehr bequem sind, weil sie die Luft zulassen. Die Dächer bestehen aus schieferartig gemalten Schindeln.

Auf meinen Spaziergängen belustigten mich oft die vielen Eidechsen von jeder Farbe und Größe, die unaufhörlich an den Kokusstämmen in windenförmigen Linien auf- und abliefen. Die meisten waren grün mit einem Anlauf von himmelblau und goldgelb. Man kann diese Thierchen ohne Mühe greifen. Sie pflegen gleich den Chamäleonen ihre Farbe zu wechseln. Wenn ich sie erschreckte, so wurden sie fast schwarz.

Nächst dem Kokusbaum zeichnet sich die Gebirgskohlpalme am meisten auf der Insel aus. Sie steht gewöhnlich in bedeutender Größe in der Nähe der

Pflanzerwohnungen, denen sie theilweise zur Zierde dient. Sie erreicht eine Höhe von 60 Fuß, hat einen kegelförmigen Stamm und breitet sich mit ihren 20 Fuß langen Blättern oben zu einem schönen Sonnenschirme aus. Zwischen den Blättern hängen die Früchte, welche man Kohlköpfe nennt, von denen man aber wenig Gebrauch macht.

In allen Umgebungen der Stadt giebt es zahlreiche Pisangpflanzungen. Der Stamm des Pisang wird 10 bis 12 Fuß hoch, wie in den Treibhäusern Europas. Sehr viel indianisches Korn wird auch auf der Insel gebaut, weil man es zur Speisung der Neger gebraucht.

Unangenehm sind auf der Insel die Landkrabben, welche überall den Pfad des Wanderers durchkreuzen und aus einer Erdhöhlung in eine andere schlüpfen. Diese Thiere erregen unwillkürlich den Gedanken an den Tod, da sie die Leichen verzehren. Doch werden sie gegessen und sogar für Leckerbissen gehalten. Reiche Leute lassen sie einige Tage vor der Verspeisung mit reinlichen Nahrungsmitteln füttern. Die Europäer können sich aber nicht zu dem Genusse dieser ekelhaften Thiere verstehen.

Dem Fremden gewährt jede Streiferei ins Innere des Landes großen Genuß; aber nur zu Pferde lassen sich solche Ausflüge gut machen. Auf langen Spaziergängen wird man jedes Mal sehr abgemattet,

weil man in der Hitze so stark ausdünstet. Selbst zu Pferde ist ein Streifzug von vier deutschen Meilen sehr anstrengend. Wir vereinigten uns unserer vier in den ersten Tagen nach unserer Ankunft zu einem Ausfluge ins Land. Bald führten uns weite Hohlwege, deren steile Abhänge fast unwegsam waren, in tiefe Schluchten, worein kein Sonnenstrahl drang. Wir wanden uns durch mehrere solcher Schluchten durch und ritten dann eine steile Höhe hinan, wobei wir die Sonnenstrahlen des tropischen Himmelsstriches in ihrer ganzen Schärfe empfanden. Als wir aber den Gipfel erreicht hatten, genossen wir den erquickenden Hauch des Seewindes. Auf dieser Anhöhe lag ein Landhaus, wo wir sollten frühstücken und zu Mittag essen.

Obwohl unser Besuch unerwartet war, ward uns doch nach wenigen Minuten ein köstliches Frühstück vorgesetzt, und zwar in einer offenen Galerie, die eine weite Aussicht auf das Innere der Insel gewährte und vom östlichen Passatwinde durchstrichen ward. Die zu den Landgütern gehörigen Gebäude liegen durchgängig auf den höchsten Plätzen derselben, wohl auch mit deshalb, um die Zuckermühlen durch den Wind treiben zu lassen.

Nach eingenommenem Frühstück begleitete uns unser Wirth, gab uns frische Pferde und ertheilte den Zurückbleibenden seine Befehle wegen des Mittages-

sens. Ein anziehender Weg führte uns bergan zu einem andern Landgute, einem der beträchtlichsten auf Barbadoes. Wir sahen auf dem Wege dahin die östliche und westliche Küste der Insel. Wir blickten von einer ansehnlichen Höhe in dunkle Gründe und tiefe Schluchten, auf anmuthige Haine und auf bunte Ebenen.

Hinter der Berghöhe kamen wir in eine Gegend, worin viel Erdöl gefunden wird. Das Öl scheint zwischen dem Felsen und der Erdrinde, die darauf ruht, zu fließen. Diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß bisweilen hier bedeutende Erdstrecken mit Gebäuden und Hainen von der Stelle rücken, und wohl gar im nächsten Thale zertrümmern. Man zeigte uns Kohlpalmen, die 1000 Fuß heruntergerückt waren. Es besteht das Gesetz auf der Insel, daß alles Eigenthum, was auf diese Weise dem einen Herrn entrutscht und dem andern zufällt, dem Letztern gehört, und zwar nicht ohne Grund, indem der Letztere doch das Land verliert, was von dem Rutschlande bedeckt wird.

Wir kehrten bei einem Pflanzer ein, der 40 Jahre in seinem jetzigen Wohnorte ansässig, aber drei Mal genöthigt gewesen war, sein Wohnhaus mit Nebengebäuden von Neuem aufzuführen, weil sie gerutscht waren. Das Wohnhaus bestand aus einem Erdgeschoß mit niedrigem Dach, enthielt aber viele Zimmer

neben einander. Der Pflanzer zeigte uns die Stellen seiner beiden früheren Wohnungen und die Bäume, die der Grund und Boden mit sich fortgeführt hatte. Der jetzt von ihm gewählte Wohnplatz war gegen die Wiederkehr eines ähnlichen Zufalls völlig gesichert, da die Häuser in einer Niederung standen, die sich an eine große Felsmasse lehnte, deren natürliche Aushöhlungen dem Besitzer zu bequemen Vorrathshäusern dienten.

Nicht weit von diesem Landsitze befand sich auch die brennende Quelle, welche zu den Merkwürdigkeiten der Insel gehört. Sie ist in einem Gehölz, besteht in einer runden Erdaushöhlung von zwei Fuß Durchmesser und einem Fuß Tiefe, ist gewöhnlich mit siedendem Wasser angefüllt und dünstet ein Gas (eine Luftart) aus, welches über der Quelle schwebt und sich sogleich entzündet, wenn man ein brennendes Licht der Quelle nähert. Das dadurch entstehende Feuer brennt so lange fort, bis es ausgeblasen oder erstickt wird.

Wir kehrten gegen Mittag mit unserm Wirth nach seinem Landgute zurück, um dort zu Mittag zu essen. Auf diesem Ritt lernte ich zuerst eine sonderbare Sitte kennen. Es begleiteten uns mehrere Sklaven zu Fuß, und diese hielten sich, wenn wir scharf ritten, an die Schwänze unserer Pferde, um auf diese Weise mit fortzukommen. Sie hielten sehr lange auf diese Art

den schnellen Ritt aus. Es ist aber für einen Europäer ein trauriger Anblick, wenn er seinen Mitmenschen in einem so unwürdigen Verhältnisse zu sich erblickt.

Wir kehrten bei Mondschein von unserm freundlichen Wirth nach Bridgetown zurück, nachdem wir einen Weg von neun deutschen Meilen zurückgelegt hatten. — In verschiedenen Streifzügen, die ich nachher von Zeit zu Zeit im Innern der Insel machte, fand ich jedes Mal neue Veranlassung, mich sowohl der Gegend als der Gastfreiheit der Einwohner zu erfreuen. Wenn ich nahe vor der Wohnung eines Pflanzers vorbeiritt, ward ich oft auf der Landstraße von Negern angeredet, welche mich im Namen ihres Herrn einluden, einzukehren und einige Erfrischungen einzunehmen. Die Hausherren beloben nämlich ihre Sklaven, wenn sie auf diese Weise die Ehre ihrer Herren gegen Fremde wahrnehmen.

Als ich auf Barbadoes mich häuslich einrichten wollte, zog ich eine heimische Frau zu Rathe. Diese suchte mir zu beweisen, daß ich — ein unverheiratheter, einzeln lebender Mann — wenigstens 12 bis 14 Sklaven halten müsse, wobei sie bemerkte, daß sie selbst die möglichst geringe Zahl von 18 halte, und daß ihr Hausstand, außer ihr selbst, nur noch aus ihrem Gatten und einem Kinde bestehe. Ich suchte mich aber so einzurichten, daß ich mit einem Neger

sehr bequem lebte. Die Eingeborenen aber, von Kindheit auf ans Befehlen gewöhnt, haben keinen Begriff davon, daß man irgend etwas selbst thun könne, und so wird ihnen die Trägheit zur andern Natur. Jeder, der es vermag, schickt ein farbiges Kind mit den seinigen in die Schule, wo es von seinen jungen Gebietern beliebig gestoßen, gekniffen und auf alle mögliche Weise geplagt wird.

Da ich ein ganzes Jahr auf Barbadoes blieb, so beobachtete ich genauer die Witterung. Dieselbe wechselt hier weit weniger als in gemäßigten Erdstrichen. Man kann eigentlich nur feuchtes und trockenes Wetter, nicht aber warmes und kaltes unterscheiden. Mit der größten Hitze im Juni tritt die Regenzeit ein. In den folgenden drei Monaten kommen viele starke Gewitter, die bisweilen 24 Stunden anhalten. Ich erlebte ein Gewitter, bei welchem von des Morgens zwei bis Nachmittags zwei Uhr der Donner in einem fort rollte und der Himmel fortwährend ein Feuer war. Hört der Regen im August auf, so folgen schreckliche Stürme. Einer der schrecklichsten war im Jahre 1780. Derselbe zerstörte die Stadt Bridgetown so ganz, daß man kaum die Stellen der Wohnhäuser wieder auffinden konnte, indem die ganze Stadt viele Stunden lang von der See überströmt war. Die Stürme dauern bis zum Oktober. Während der Sturmzeit stellen sich allerlei Krankheiten und Seu-

chen ein. Ich selbst habe das erlebt. In den Monaten Oktober und November 1807 wütheten die Krankheiten so stark, daß man tagtäglich in den Straßen Leichenbegängnisse sah und in allen Häusern Trauernde fand. Mit dem Dezember verschwinden die Stürme, die unregelmäßig aus allen Weltgegenden wehen, es setzt sich der Nordost-Passatwind fest, weht stark und kühl und verbreitet neues Leben und Gesundheit. Mit Recht heißt deshalb hier der Dezember der Arzt. Ein Paar Monate ist dann hinter einander angenehmes, gesundes Wetter. Wenn aber im März die Frühlingsgleiche eintritt, dreht sich der Wind nach Südosten, die Hitze steigt, bis, wenn sie den höchsten Grad erreicht hat, die Regenzeit wieder zurückkehrt. Vorher herrscht eine starke Dürre.

Ich war als Arzt bei dem Seehospital in Bridgetown angestellt, ward aber den 16. April 1808 aus meiner Stellung abgerufen, um auf dem Kriegsschiffe Nimrod, das im Hafen von Carlisle lag und von Hrn. Bourchier befehligt ward, als Wundarzt zu dienen. Dieses Schiff hatte den Befehl erhalten, zwischen Porto-Rico und St. Domingo (Haiti) zu kreuzen. Begleitet von dem Kriegsschiffe der Cherub, gingen wir den 22. April Abends unter Segel und nahmen unsern Lauf nach Martinique. Schon am folgenden Tage erblickten wir das südöstliche Ende dieser Insel. Am 26. hielt uns eine Windstille den

ganzen Tag der französischen Inselgruppe, die Heiligen (les saintes), gegenüber. Wir trafen die königliche Brigg Woolverine, von deren Mannschaft wir hörten, daß Tags zuvor zwischen zwei französischen Kriegsschiffen und dem englischen Schiffe Goree ein Gefecht vorgefallen sey, worin die feindlichen Schiffe sehr beschädigt worden, weshalb sie ihre Zuflucht zu den heiligen Inseln genommen hätten. Wir suchten sie vergeblich auf. Den andern Tag verfolgten wir zwei andere Schiffe; das eine entging uns in der Nacht, das andere kam uns aber in Kanonenschußweite. Wir forderten dasselbe auf, sich zu ergeben und zu uns zu kommen. Dies that dasselbe auch, aber zu unserm Kummer war es ein englisches Kaperschiff. Da seine Papiere nicht ganz richtig zu seyn schienen, indem darin nur eine Kanone und zehn Mann standen, dasselbe aber vier Kanonen und 31 Mann hatte, so nahmen wir dasselbe vorläufig im Schlepptau mit, ließen es aber späterhin wieder frei. Vergeblich sandten wir unsere Böte in einen spanischen Hafen, um reiche spanische Schiffe aufzusuchen. Das eine fuhr unter den Kanonen einer spanischen Feste auf den Grund, es war aber glücklicherweise bei Nacht, und die spanische Besatzung hatte sich ganz dem Schlafe anvertraut, und so kam das Boot glücklich wieder zu uns zurück.

Die Gebirge von Porto-Rico gewährten uns

beim Vorübersegeln vor dieser Insel ein wahrhaft erhabenes Schauspiel. Ihre Gipfel waren in schwarze Wolken gehüllt, während der Regen sich in Strömen an ihren Abhängen ergoß, und unaufhörliche Blitzstrahlen das schwarze Dunkel durchzuckten. Dabei wiederhallten die Thäler von dem furchtbaren Getöse des Donners, der ununterbrochen auf den Berggipfeln rollte. Uns umleuchtete während dieser Scene, eine deutsche Meile von der Insel entfernt, die Sonne, die Luft war heiter und das Meer stille und spiegelglatt.

Den dritten Mai trennte sich der Cherub von uns, und es ward unser großes Boot, bewaffnet mit einer Kanone, versehen mit den nöthigen Lebensmitteln und begleitet von einem Boote des Cherub, abgeschickt, um acht Tage für sich zu kreuzen.

Den achten Mai machten wir Jagd auf einen Schooner, den wir bald für ein englisches Schiff erkannten. Den neunten stießen wir wieder auf den Cherub, der einen französischen Schooner genommen hatte. Den zwölften kehrten unsere Boote zu uns zurück. Sie waren an mehreren Orten der Küste gelandet; bei einer ihrer Landungen hatten sie eine Anzahl spanischer Hütten getroffen, deren Bewohner bei ihrer Annäherung entflohen waren. Man hatte unsere Leute ungehindert so viel wilde Ochsen schießen lassen, als sie benöthigt gewesen waren. Zum zwei-

ten Male war ihnen aber eine bewaffnete Mannschaft entgegengetreten. Sie hatten sich aber doch mehrere Male wieder ans Land gewagt, immer aber in den Booten geschlafen. In einer Bai hatten sie zwei feindliche (spanische) Barken und eine Felucke vor Anker liegen sehen, aber es war ihnen unmöglich gewesen, in den wohlbefestigten Hafen einzudringen. Wegen Wassermangel waren sie am nordwestlichen Ende von Porto-Rico, nach Aufziehung einer Stillstandsflagge, ans Land gegangen. Der Befehlshaber des Theiles der Insel hatte sie freundlich aufgenommen, die Offiziere sogar zu Mittag eingeladen und bei ihrer Rückkehr zum Boote ihnen einen Vorrath von frischer Milch und eine Ziege in dasselbe tragen lassen.

Den 14. bei Tagesanbruch landeten wir auf einem einzeln liegenden Felsen, welcher der Ähnlichkeit wegen der Sargfelsen heißt. Ich war mit zwei Offizieren und zwei Matrosen bemüht, den Gipfel dieses Felsens zu erreichen; allein vergeblich. Das Gesträuch hemmte uns so sehr, daß Messer und Beile nicht genügten, uns einen Pfad zu bahnen; wir mußten nach großen Anstrengungen zurückkehren.

Den 16. fingen wir in einer halben Stunde vier schöne Meerschweine *), die im Sterben einen eigenen

*) Es sind hierunter Manati's, grasfressende Wallfische, zu verstehen.

Anblick gewährten, indem sie ihre Farben wechselten. Am auffallendsten waren die Gold- und Silberfarben, die um den Kopf herum wechselten. Die Floßfedern glänzten in Purpur. Die Thiere waren drei bis vier Fuß lang und gewährten uns ein sehr gutes Nahrungsmittel.

Den 17. um Mitternacht entdeckten wir, daß ein zweimastiges Schiff neben uns hersegelte; wir machten sogleich Jagd auf dasselbe. Nachdem wir ihm nahe genug waren, riefen wir es an, erhielten eine verwirrte Antwort und bemannten jetzt sogleich zwei Boote, um es zu kapern. In wenigen Minuten war auch das Schiff unter dem Schutze unserer auf dem Hintertheile unseres Schiffes ausgestellten Soldaten erstiegen. Bald erhielten wir die Nachricht, daß das Schiff ein spanisches und kein französisches sey, wie wir anfänglich glaubten. Es war dasselbe mit Häuten, Cacao und Indigo beladen und sollte nach Teneriffa segeln. Weder die Offiziere noch die übrige Mannschaft des genommenen Schiffes schienen über den plötzlichen Glückswechsel betroffen zu seyn. Als unsere Offiziere das Schiff erstiegen, fanden sie die Mannschaft ruhig liegen und Cigarren rauchen. Das Schiff befand sich in sehr gutem Zustande und gewährte auch unserer Küche einige angenehme Vorräthe.

Den 18. machten wir auf der Höhe von Kap

Noxo *) Jagd auf einen Schooner, den wir in zwei Stunden aufbrachten. Den 22. jagten wir gemeinschaftlich mit dem Cherub auf ein Schiff, welches zu seinem Schutze in ein gefährliches Korallenriff einlief. Es war ein französischer Kaper. Unsere Boote wurden sogleich bemannt, um den Kaper in dem Riffe anzugreifen. Die Durchfahrt durch die Felsen war aber sehr gefährlich, doch glückte es unseren Booten, sich dem Schiffe zu nähern. Es ward anfänglich von beiden Seiten gefeuert; da aber unser Schiff unsere Boote unterstützte, so rettete sich die Mannschaft des Kaperschiffes auf einem Boote, und wir nahmen dasselbe in Besitz. Wir fanden darauf viel Cacao, zwei Sechspfünder, vier Haubitzen und eine große Zahl von Musketons (starken Flinten). Eins unserer Boote verfolgte noch das feindliche Boot, so daß die Mannschaft sich kaum selbst rettete und das Boot samt den meisten Sachen darin uns überlassen mußte. Das Schiff selbst gehörte zu den schmutzigsten und widerlichsten Fahrzeugen. Fast erstickte uns darauf der Knoblauchsduft. Da das Schiff auf den Grund gesegelt war, so mußten wir es durch Ausladung eines Theiles seiner Lasten erleichtern, um es wieder flott zu machen, was uns auch nach mehreren vergeblichen Anstrengungen gelang. Noch war ein anderes schwie-

*) Liegt südwestlich von Porto-Riko.

riges Geschäft übrig, nämlich das Schiff wieder aus den Korallenriffen herauszubringen, was uns die Spanier vom Ufer aus hätten sehr erschweren können, weil das Schiff nur eine Pistolenschußweite davon entfernt war. Sie störten uns aber nicht im Mindesten, und es gelang uns, das Schiff durch viele Krümmungen und Windungen heraus zu bugsiren, wobei es zwei Mal auf den Grund stieß.

Den 23. kamen wir mit zwei Schiffen zusammen, die sich erst nicht wollten zu erkennen geben. Auf wiederholtes Anfragen erhielten wir von dem einen Schiffe zur Antwort: es sey die königlich englische Brigg der Herold. Da es aber kein solches königliches Schiff giebt und unsere Fragen nicht genauer beantwortet wurden, feuerten wir eine Kanone gegen das Schiff ab. Diese öffnete das Verständniß. Beide Schiffe erklärten nun, daß sie englische Westindienfahrer wären und zugleich Kaperbriefe bei sich hätten. Da es uns an Matrosen fehlte, so ward ein Boot abgeschickt, um einige von diesen Schiffen zu pressen, was den Befehlshabern derselben sehr unangenehm war *).

Den 28. segelten wir vor dem westlichen Ende der Insel St. Croix vorbei und hatten eine reizende

---

*) Die Befehlshaber der Kriegsschiffe haben das Recht, die nöthigen Matrosen von den Handelsschiffen zu nehmen.

Ansicht von derselben. Diese ganze Insel ist vortrefflich angebaut und wird mit Recht der Garten von Westindien genannt. An der Seite, vor der wir vorbeisegelten, zeigt sich mitten im Hintergrunde einer großen Bai Friedrichsstadt mit vielen guten, aber nicht großen Häusern. Die Landhäuser in ihrer Umgebung sind mit vielem Geschmack angelegt. Auch fand ich die Negerhütten dabei viel schöner als die, welche ich bisher auf andern westindischen Inseln gesehen hatte.

Nachmittags vier Uhr ankerten wir außerhalb des Hafens von Friedrichsstadt und begaben uns in die Stadt, welche im Hintergrunde einer Bai liegt, die von hohen Hügeln eingeschlossen ist. Der Anblick der Stadt ist von der See aus bezaubernd, weil hinter ihr sich die Berge senkrecht erheben und bis an die Gipfel angebaut sind. Von der Küste aus betrachtet sieht die Stadt weniger schön aus; auch hat sie sonst wenig Anziehendes und die Bewohner derselben leiden viel durch eine brennende Hitze, weil die Hügel die kühlenden Seewinde nicht zur Stadt lassen. Um Wasser einzunehmen, veränderte unser Schiff nachher seinen Ankerplatz, und ich benutzte diese Gelegenheit, einen benachbarten Berg auf der Insel zu besteigen. Ich fand anfänglich einen Pfad und verfolgte denselben. Auf der Hälfte des Weges fand ich ein kleines Haus, worin ich ermüdet einkehrte. Es ge-

hörte zu einer kleinen Zuckerpflanzung und ward von dem Aufseher über dieselbe bewohnt. Dieser nahm mich freundlich auf. Es war ein junger Mann, der sich erst kürzlich mit einer liebenswürdigen Dänin verheirathet hatte. Letztere brachte mir Erfrischungen, und ersterer führte mich, nachdem ich davon genossen hatte, in der Zuckerwerkstatt umher. Da ich müde war, bot man mir ein Bette an, und nach zweistündigem Schlaf ward ich zum Mittagsessen geweckt. Nachdem ich dieses eingenommen hatte, begleitete mich der junge Mann zu dem lieblichen Thalgrunde, in welchem unsere Schiffsmannschaft Wasser einnahm.

Den folgenden Tag bestieg ich denselben Berg, und zwar bis auf den Gipfel, von dem ich eine schöne Aussicht genoß. Der ganze Kanal zwischen St. Croix und Porto-Riko lag mit seinen vielen Inselgruppen zu meinen Füßen. Ich stand ungefähr 2000 Fuß über dem Meere. Auf einem hohen Felsenstück sitzend, genoß ich das bewundernswerthe Schauspiel, die Sonne im Meere untergehen zu sehen. Auffallend war mir ein Felsen, zwei bis drei Meilen von der Insel entfernt. Er hat Ähnlichkeit mit einem Schiff und wird deshalb auch von den Matrosen der Segelfelsen genannt. Die Bewohner von St. Thomas nennen ihn aber den Franzosenfelsen und erzählen folgendes Abenteuer von ihm: „Als im amerikanischen Freiheitskriege eine französische Fregatte in diesen Gewäs-

sern kreuzte, traf sie des Nachts auf diesen Felsen, und da die Mannschaft ihn für ein Schiff hielt, rief sie den muthmaßlichen Gegner an, und der Ruf ward von dem Felsen durch ein lautes Echo wiederholt, worauf der französische Schiffshauptmann demselben eine volle Ladung beibrachte. Dieser gab nicht bloß den Donner des Geschützes, sondern auch einige Kugeln, die lothrecht an= und abprallten, zurück. Die Franzosen meinten jetzt zuverlässig, sie hätten es mit einem englischen Schiffe zu thun und eröffneten die furchtbarste Kanonade, welche sie bis zum Morgen fortsetzten, an welchem ihnen die Sonne lehrte, daß sie es mit einem steinernen Gegner zu thun gehabt hatten."

Den 31. Mai lichteten wir die Anker und segelten nach der Insel St. Thomas, um daselbst unsere Prisen zu verkaufen. Der englische Befehlshaber der Insel lud uns zum Geburtstage des Königs zum vierten Juni (1808) ein. Am Abende tanzten wir Engländer recht vergnügt mit den dänischen jungen Damen. Es schien uns überhaupt so, als wäre es den Bewohnern von St. Thomas gleich, ob sie den Geburtstag unseres Königs oder den des ihrigen feierten. *)

---

*) Die Engländer hatten sich der dänischen Insel St. Thomas damals bemächtigt.

Den sechsten Juni segelten wir wieder nach St. Croix ab und waren den siebenten Christianstadt gegenüber. Ich segelte auf einem Boote in den sehr sichern Hafen ein, dessen Eingang sehr schmal ist, und landete an einem großen, mit schönen Gebäuden umgebenen Quai, einem Schauplatze des Gewerbfleißes und Handels, gleich einem englischen Seehafen: — ein Anblick, den ich in dieser Art in Westindien nicht erwartet hatte. Die Straßen der Stadt sind sämmtlich breit, lang, geradlinig, und durchschneiden sich in rechten Winkeln. Auf beiden Seiten der Straßen sieht man große schöne Häuser, sämmtlich von Steinen oder Ziegeln erbaut und mit Vorgebälken an der Vorderseite versehen. Das Haus des Oberbefehlshabers gleicht einem königlichen Palaste. Kutschen mit Bedienten in prächtiger Kleidung rollten durch die Straßen, und wie ich späterhin hörte, so sind auch die Straßen auf der ganzen Insel so schön eingerichtet, daß man in diesen Kutschen überall hinreisen kann. Nahe dem Schiffswerft befindet sich ein Viereck, das zum Paradeplatze dient. Es zog eben, als ich landete, die Wachtparade unseres 96. Regiments auf, und das unter einem großen Zulauf des Volkes, welches sich an der Regimentsmusik ergötzte. Auffallend waren mir die vielen großen Muscheln, zum Theil von ausgezeichneter Schönheit, womit man einige Straßen der Stadt gepflastert hatte. Die Stadt

hat drei Kirchen, wovon die eine sehr schön gebaut und eingerichtet ist. Die Orgel darin hat einen trefflichen Ton.

Nach vierstündigem Aufenthalte in der Stadt kehrte ich an Bord zurück, und bald darauf gingen beide Schiffe unter Segel. Unser Schiff und der Cherub wollten beide zwischen Anegada und Sombrero durchfahren. Die Inselgruppe Virgin Gordas liegt in dieser Durchfahrt, besteht durchgängig aus unfruchtbaren Felsen und ist wundersam gestaltet. Der eine Theil der Gruppe gleicht den Trümmern einer Stadt und heißt deshalb auch die verfallene Stadt. Man hat hier vermittelst der Einbildungskraft Überbleibsel von Tempeln, Säulen und Schwibbögen.

Die Durchfahrt zwischen Anegada und Sombrero, die wir glücklich zurücklegten, ist sehr gefährlich. Von unserm Mastkorbe aus sahen wir das Wrack der Fregatte Asträa, die zehn Tage vorher hier gescheitert war, weil sie das hohe Land der Virgin Gordas für die Berge von Porto-Riko gehalten hatte. Die Mannschaft ward gerettet, aber das Schiff, eine schöne neue Fregatte, ging unwiederbringlich verloren.

Die Insel Sombrero hat eine sehr niedrige Lage. Es ist ein kleiner unfruchtbarer Felsen, der an Gestalt einem niedrigen Hute gleicht. Es ward hier kürzlich eine sehr unmenschliche That begangen. Ein Schiffshauptmann, der einen seiner Matrosen wegen man-

cherlei Vergehungen mehrmals mit großer Strenge zu bestrafen Veranlassung gefunden hatte, faßte den grausamen Entschluß, denselben auf einer unbewohnten Insel auszusetzen. Er wählte dazu die Insel Sombrero, welche weder Nahrungsmittel noch Wasser hat. Der Hauptmann segelte nach Barbadoes; seine schändliche That kam aber vor die Ohren des Admirals in diesen Gewässern, der sogleich befahl, daß das Schiff zurückkehren und den Verlassenen aufsuchen solle. Allein man fand ihn nicht mehr, sondern nur sein Hemde und seine Fischerhosen. In der Folge vernahm man, daß ein amerikanisches Schiff den Unglücklichen aufgenommen und so gerettet hatte. Dem Schiffshauptmann ward aber angedeutet, daß er sogleich seinem Posten entsagen müsse, was er auch that. Es ist jedoch sehr zu beklagen, daß ein solcher Mann nicht vor ein Kriegsgericht gestellt wurde.

Als wir am 13. uns weit genug windwärts glaubten, um unsere Richtung auf Barbadoes nehmen zu können, entdeckten wir einen Leck in unserm Schiffe, der zwar am folgenden Tage durch einen heftigen Wind etwas zunahm, durch Pumpen aber gefahrlos blieb. Den 18. ankerten wir des Morgens um acht Uhr in der Bai von Carlisle auf Barbadoes. Der Schiffshauptmann begab sich sogleich zum Admiral, um über den Zustand unsers Schiffes zu berichten, während ich meine alten Freunde aufsuchte. Da

die vom Admiral beauftragten Zimmerleute über den Zustand unseres Schiffes einen günstigen Bericht abgestattet hatten, ward Befehl ertheilt, uns so schnell als möglich segelfertig zu machen, um nach Surinam abzugehen und eine nach Europa bestimmte Handelsflotte dort zu sammeln.

Zweite Fahrt.

Von Barbadoes über Surinam, Marie Galante und Guadeloupe nach England.

Den 28. Juni segelten wir von Barbadoes nach Surinam *) ab. Am Bord unseres Schiffes fand ich Truppen mit zwei Offizieren und einer so eben aus England angekommenen schönen jungen Dame, die mit nach Surinam reisen wollte, aber sehr an der Seekrankheit litt.

Den sechsten Julius Mittags ward vom Mastkorbe aus Land gesehen; wir hatten nur acht Faden Wasser von weißlicher schmutziger Farbe. Am folgenden Tage gerieth das Schiff auf den Schlammgrund,

---

*) Siehe auf der Karte zum vorigen Theil dieser Reisen das niederländische Guiana, das damals im Besitze der Engländer war!

ward aber nach zwei Stunden durch die Fluth glücklicherweise wieder flott gemacht und dem Ufer zugetrieben, welches uns nöthigte, an der Stelle, wo wir waren, zu ankern. Wir entdeckten einige Häuser und einen Fluß, fanden aber zu unserm großen Verdrusse, daß es nicht der Surinamfluß sey. Wir waren etwa acht Meilen zu weit unter dem Winde vorbeigesegelt, was uns höchst unangenehm seyn mußte, da wir schon den neunten der Handelsflotte wegen in Surinam seyn sollten. Nach vielen Anstrengungen gelangten wir den neunten auf die Höhe der Mündung des Flusses Surinam, wo uns eine Windstille befiel, so daß wir uns im Angesichte unseres beabsichtigten Ankerplatzes befanden, ohne die Möglichkeit, demselben auch nur um einen Fuß breit uns weiter nahen zu können. Vergebens versuchten wir den folgenden Tag den Ankerplatz zu erreichen. Wir geriethen aufs Neue auf den Schlammgrund und mußten die Fluth abwarten. Wir gaben von hier aus der Feste an der Mündung das Zeichen, daß wir die Handelsschiffe nach England begleiten sollten. Es kamen darauf Kaufmannsboote zu uns und berichteten uns, daß etwa zehn Schiffe zur Absegelung nach England bereit lägen.

Den zehnten Juli Nachmittags wurden wir wieder flott und ankerten eine Viertelmeile von der Festung entfernt. Unverzüglich setzten wir unsere Truppen ans Land, und auch ich eilte, das Festland Süd-

amerikas zu betreten. Die Offiziere der Feste, froh, in ihrer Abgeschiedenheit Fremde zu sehen, empfingen uns mit großer Höflichkeit. Unsere Truppen wurden in einem großen mit Schilf bedeckten Boote bei der Feste eingeschifft, um mit der ersten Fluth nach der Stadt Paramaribo zu fahren. Wegen des vielen Regens in diesen Gegenden ist es nothwendig, bedeckte Boote zu haben. Ich segelte mit mehreren Offizieren dem großen Boote voran.

Der Surinam ist ein schöner Fluß, so breit als die Themse, und durchströmt einen undurchdringlichen Wald, den wilde Thiere und indianische Volksstämme bewohnen. Wir fuhren vor einer zweiten Feste vorbei, die Amsterdam heißt und als der Schlüssel zu Surinam betrachtet wird. Oberhalb dieser Feste wurden die Aussichten vom Flusse belebter, und wir hörten bisweilen in der Nacht die Stimmen der Jaguare, welche zum Wasser kamen. Des Morgens langten wir in Paramaribo an. So wie man sich der Stadt nähert, gewinnt der Fluß an Anmuth. Das rechte, sich allmälig erhebende Ufer zeigt sich bedeckt mit angebaueten Feldern und Landhäusern. Holländer und Engländer haben hier keine Mühe gespart, um ihre Wohnungen zu verschönern.

Als wir am gewöhnlichen Landungsplatze unser Boot verließen, war ich überrascht, mich auf einem lieblichen grünen Rasenplatze zu befinden, dergleichen

ich oft in den abgelegenen Dörfern Englands gefunden habe. Reihen von hohen Bäumen bildeten dazwischen geräumige Spaziergänge. In der Mitte war ein trefflicher Fahrweg, und zu beiden Seiten doppelte Reihen von Limonien= und Orangenbäumen, prangend mit herrlichen Früchten. Ein breiter schattiger Fußweg war zwischen den Bäumen und den Häusern, die ich weit geräumiger und schöner fand, als ich trotz aller günstigen Beschreibungen erwartet hatte.

Breiter noch als die eben beschriebene Straße sind die Straßen in den Vorstädten. Sie haben an jeder Seite vier Reihen fruchttragender Bäume, und zwischen diesen und den Häusern sieht man ziemlich große, mit allen Arten von Fruchtbäumen und Blumen bepflanzte Gärten, durch Hecken von der Straße abgesondert und nach holländischer Weise rechtwinklig angelegt.

Die Hauptstraße ist gegen eine deutsche Viertelmeile lang, und mehrere andere mit derselben gleichlaufende Gassen sind nicht viel kürzer, und sie werden von andern rechtwinklig durchschnitten. So nimmt die Stadt einen ungemeinen Raum ein, wovon wenigstens die Hälfte aus Gärten besteht.

Die Nacht brachten wir in dem Hause eines angesehenen Kaufmanns zu, der für die Regierung große Lieferungen übernommen hatte, und den folgenden Morgen wurden wir von dem gastfreien Generalgou=

verneur zum Frühstück eingeladen, besahen darauf noch, was in der Stadt sehenswerth war, und fuhren dann mit der Barke des Oberbefehlshabers, einem bequemen mit einer Kajüte versehenen Fahrzeuge, wieder zu unserm Schiffe zurück. Wir nahmen uns eine ganze Ladung von Ananas, Pompelmus und anderen Früchten mit und wurden von einer Menge Offiziere begleitet, die ihre Freunde in der äußersten Festung besuchen wollten. Zwölf Neger ruderten unsere Barke, und so oft es der Wind gestattete, segelten wir zugleich. Wir waren schon gegen Mittag in der äußersten Feste, wo wir zu Mittag aßen, und kehrten dann auf unser Schiff zurück. Noch am nämlichen Abende lichteten wir mit den Handelsschiffen die Anker und segelten nach Tabago.

Den 15. Juli befanden wir uns auf der Höhe dieser Insel, wo mehrere Handelsschiffe unserer warteten und sogleich die Anker lichteten, als sie uns ansichtig wurden. Nachdem sich diese mit unserer Flotte vereinigt hatten, segelten wir nach Granada und ankerten im Hafen der Insel. Die Felsen der Insel erheben sich im Hintergrunde des Hafens fast senkrecht zu einer ungemeinen Höhe; da aber eben die Regenzeit war, so verhüllten Wolken ihre Gipfel, und die starken Platzregen verhinderten uns, die Insel näher kennen zu lernen. Den Nachmittag brachten wir recht vergnügt auf dem Lande zu. Wir aßen in Gesell-

schaft mehrerer Offiziere und Damen, zogen uns gegen Abend in eine geräumige Galerie zurück, von wo aus wir eine schöne Aussicht in einen Garten hatten. Da die meisten anwesenden Herren in der Tonkunst geübt waren, so wurde bis nach Mitternacht zum Pianoforte gesungen.

Den 20. Juli gingen wir mit der Flotte unter Segel nach Tortola. In der Ferne sahen wir die Inseln St. Vincent und St. Lucia, ihre Berggipfel in Wolken gehüllt. Den 25. Juli führte ein heftiger Wind dichte Nebel herbei, die uns den Anblick des Landes gänzlich benahmen. Wir mußten uns jetzt auf unsere Berechnungen verlassen, bemerkten aber, als der Nebel zu schwinden anfing, zu unserm Schrekken, daß wir uns sehr geirrt hatten, indem wir gerade vor den Virgin-Gordas uns befanden, die wir nach unserer Berechnung schon hatten seitwärts liegen lassen. Doch litt kein Schiff, und wir ankerten am Abende im Hafen von Tortola, wo der Rest der Flotte, die mit uns nach Europa gehen sollte, unserer harrte. Tortola hat wenig, ja man möchte sagen nichts Anziehendes. Ihre Gebirge sind kahl und haben eine schwarze Farbe. Man wird unwillkürlich an Norwegens Küste erinnert. Die Hafenstadt ist eben so schlecht gebaut, wie die meisten englischen Städte in Westindien es sind. Aber groß ist die Gastfreundschaft der Bewohner. Weil sich hier eine starke

Flotte versammelt hatte, so waren fast alle Kaufmannshäuser in Gasthäuser verwandelt, worin nicht bezahlt wurde. Man brauchte kaum hier dem Wirthe vorgestellt zu werden, um Aufnahme in seinem Hause zu finden. Als eine Eigenthümlichkeit kann es betrachtet werden, daß man in allen großen Kaufmannshäusern fast zu allen Tageszeiten eine ungeheure Bowle mit Punsch nebst einer Anzahl von großen Löffeln, Pokalen und Humpen in dem Eßzimmer fand, so daß Jeder ohne Weiteres sich daraus schöpfen konnte.

Am 28. ward der Flotte das Zeichen gegeben, die Anker zu lichten, und wir alle waren voll Freude, trotz der Zerbrechlichkeit unseres Schiffes, weil wir hofften, in einigen Wochen wieder die Heimath zu sehen. Aber oft wird uns der Becher der Freude noch genommen, indem wir ihn schon an die Lippen gebracht und den Duft davon schon eingesogen haben. So ging es auch mir. Schon war die Flotte unter Segel gegangen und nahm mit günstigem Winde ihre Richtung gegen Norden von Tortola; schon warf ich den letzten Abschiedsblick auf die sich immer weiter entfernenden Antillen, als sich eine Kriegsbrigg zeigte und den Befehlshaber unserer Flotte durch ein Zeichen benachrichtigte, daß sie vom Admiral Depeschen für uns überbringe. Nach einigen Stunden erfuhr ich, daß sich die Depeschen einzig und allein auf mich bezögen. Der Oberbefehlshaber hatte mich nämlich da=

zu ausersehen, daß ich auf der kürzlich den Franzosen abgenommenen Insel Marie Galante, wo damals Krankheiten herrschten, ärztliche Hülfe leisten sollte. Schon vier Gesundheitsbeamte nebst der Hälfte der Besatzung waren dort gestorben, und fast der ganze Rest befand sich in den Hospitälern. Also anstatt nach England, so schien es, sollte ich in den Tod gehen.

Die Brigg, welche abgeschickt war, um mich zum Oberbefehlshaber abzuholen, war der Pultusk. Sie kehrte unverzüglich mit mir nach Tortola zurück, weilte dort zwei Tage, um Wasser einzunehmen, und setzte dann ihre Fahrt nach Antigua fort. Dies Schiff war ein französischer Kaper gewesen und ward für den schnellsten Segler in dieser Gegend gehalten. Auch hatte es eben deswegen früher viel Glück gehabt. Da es ausgebessert werden mußte, so liefen wir in einen Hafen von Antigua ein, der zwar sehr ungesund, aber zum Ausbessern der Schiffe ganz vorzüglich geeignet war.

Nach Ausbesserung unseres Schiffes segelten wir mit einigen andern Schiffen nach Marie Galante ab und kamen daselbst nach drei Tagen an. Als wir die westliche Küste der Insel entlang fuhren, hatten wir Gelegenheit, die Schönheit derselben zu bewundern. Sie hat viel Ähnliches mit Barbadoes und fast denselben Umfang; doch ist sie dichter mit Holz

bedeckt. Sie ward zu Ende des März von den Unsern genommen.

Seltsam waren die näheren Umstände bei der Eroberung dieser Insel. Der Angriff geschah, entweder zufällig oder absichtlich, früh Morgens nach dem letzten Karnevalsabende. Jenen Abend pflegen alle Einwohner vom höchsten bis zum niedrigsten festlich zu begehen, und namentlich auf allen öffentlichen Plätzen im Freien zu tanzen. Die ganze Insel bildet dann nur eine Maskerade, wobei Frohsinn und gesellige Freude herrschen. Ein großer Theil der Nacht wird noch verjubelt, und den andern Morgen liegt Alles in tiefem Schlaf, etwa einige starke Tänzer ausgenommen, welche eine Ehre darin setzen, den folgenden Tag zu begrüßen, aber am wenigsten aufgelegt sind, eine Insel zu vertheidigen.

Von drei englischen Schiffen aus wurden an diesem bedenklichen Morgen 200 Mann unter dem Befehle des Hauptmann Hugh Pigot ans Land gesetzt, etwa zwei deutsche Meilen von der Hauptstadt entfernt. Ohne Widerstand rückte diese Mannschaft gegen die Hauptstadt vor, bei der sie etwa zwischen sechs und sieben Uhr früh eintraf. Am Eingange in die Stadt machte sie Halt, indeß dem süßschlummernden Befehlshaber der Insel die Nachricht überbracht ward, daß der Feind vor den Thoren sey. Derselbe fuhr rasch in die Kleider, bestieg sein Pferd und

eilte in das Innere der Insel, um, wie er sagte, die Landwehr unter die Waffen zu rufen. Einige Städter waren beim ersten Lärm in die Feste gelaufen, hatten eine eiserne Kanone aus derselben geholt und rückten damit vor, unterdeß eine Gesandtschaft an den Befehlshaber abgeschickt worden war, um zu vernehmen, was geschehen sollte. Diese brachte den Befehl zurück, man solle die Kanone gegen den Feind abschießen; doch hielt man es für besser, eine Stillstandsflagge aufzustecken und eine Stunde Bedenkzeit zu begehren, um wegen Übergabe zu unterhandeln. Der Hauptmann Pigot verweigerte aber die Bedenkzeit und rückte, in zwei Haufen die Truppen getheilt, von zwei verschiedenen Seiten vor. Jetzt verließen die Einwohner das Feldstück und eilten zur Stadt zurück, um die englische Flagge statt der französischen aufzupflanzen. Jetzt erst erhoben sich die Meisten von ihrem Lager, vernahmen sehr gelassen, daß die Engländer jetzt die Oberherren der Insel seyen, und bewirtheten die neuen Herren, die, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, die Gewalt in ihre Hände bekommen hatten, aufs Beste. Der Oberbefehlshaber ward einige Stunden darauf auf einer Pflanzung entdeckt und als Kriegsgefangener in die Stadt gebracht. Die acht bis zehn Mann, die sein Heer ausmachten, wurden ebenfalls Kriegsgefangene. Die Landwehr der Insel bestand aus 1000 Mann, konnte aber, da sie erst zusammenberufen

werden mußte, gegen diesen Überfall nicht gebraucht werden.

Nachdem auf diese Weise die Insel in Besitz genommen war, ward eine Besatzung von 4—500 Mann Seesoldaten auf dieselbe gelegt, die anfangs sich wohl darauf befand. In den ersten Tagen des Juni fing aber ein Fieber an unter derselben zu wüthen, und viele Leute starben, nachdem sie kaum 24 Stunden krank gewesen waren. Zu Anfang des August ergriff auch die Offiziere diese Krankheit, und innerhalb 14 Tagen wurden acht derselben nebst mehreren Gesundheitsbeamten ein Raub des Todes. So war der Zustand, als ich die Insel betrat. Die ganze Besatzung zählte nur noch 200 Mann, und davon lagen 160 in den Krankenhäusern. Allen war der Muth ausgegangen. Jeder, den die Krankheit befiel, hielt sich ohne Rettung für verloren und war gleichgültig gegen alle Hülfsmittel. Manche entflohen, um nur der Arznei auszuweichen, und ich hatte Mühe, solche Kranke aus ihren Verstecken bei den farbigen Leuten hervorzulocken. Diese Schwierigkeit ward aber bald gehoben, indem die Sterblichkeit sich minderte, und das Vertrauen wieder hergestellt ward. Sobald die Kranken zu genesen begannen, wurden sie ins Innere der Insel in höhere Gegenden geschickt, um ihnen eine gesündere Luft zu verschaffen. Von den Offizieren blieben zwei übrig, von den Gesundheitsbeamten ich allein, indem die

Ärzte, welche vor mir hier dienten, entweder gestorben waren oder ihrer Genesung wegen die Insel verlassen hatten. Die zwei Unterchirurgen, welche ich mitgebracht, waren drei Wochen nach unserer Ankunft todt.

Unter diesen Umständen war ich außerordentlich beschäftigt, besonders da ich öfter die eine halbe deutsche Meile entlegenen Genesungshäuser besuchen mußte. Ich konnte also anfänglich das Land wenig kennen lernen. Bald aber änderte sich dies, und ich bekam Gelegenheit, einen großen Theil der Insel näher kennen zu lernen. Die französischen Bewohner der Insel waren nämlich mit ihren neuen Gebietern nicht zufrieden und hielten sich für beschimpft, da die Insel ohne einen Tropfen Bluts in unsere Hände gekommen war. Sie hatten die Fortschritte des Fiebers, welches unter unsern Leuten wüthete, genau beobachtet und sahen mit Vergnügen, daß die dienstfähige Mannschaft nur 25 Mann stark war. Die unruhigsten Köpfe unter ihnen wandten sich an den Oberbefehlshaber von Guadeloupe, den General Ernouff, baten um Beistand und verpflichteten sich, die ganze englische Besatzung zu Kriegsgefangenen zu machen. Die Einwohner fingen selbst an davon zu sprechen, aber die englische Besatzung achtete zu wenig darauf und traf gar keine Vorsichtsmaaßregeln. Die Franzosen kamen deshalb ganz unerwartet, und dies geschah auf folgende Weise.

Vier Tage nach meiner Ankunft auf der Insel, den 22., ward ich Abends bei der Rückkehr von meinen Kranken, die sich entfernt von der Stadt befanden, von einem Pflanzer, vor dessen Hause ich vorbei mußte, sehr höflich gebeten, abzusteigen und an einer fröhlichen Gesellschaft Theil zu nehmen. Die Hausfrau unterstützte die Bitte mit vieler Artigkeit; ich stieg ab und fand eine angenehme Gesellschaft von Frauen und Herren. Man äußerte mir allmälig, daß man mich für dies Mal nur deshalb zum Absteigen bewogen, um mich auf den folgenden Tag, wo viele Freunde zum Besuch kämen, auf ein Frühstück einzuladen. Da ich diese Bitte angenommen, so fügte man die zweite hinzu, ich möchte so viele Offiziere als möglich mitbringen und ja den Adjutanten Jones nicht vergessen, den sie ganz besonders hoch achteten. Ich richtete, nichts Arges ahnend, meine Bestellung aus, und der Adjutant ritt früh zum Frühstück hinaus, während ich selbst noch mit den Kranken in der Stadt beschäftigt war. Der Weg zu dem Pflanzer führte durch eine Schlucht, deren Abhänge mit einer Menge von Fruchtbäumen, wildwachsenden Citronen, Pomeranzen und Limonien prangten. Der Adjutant ritt langsam die Schlucht entlang, von einem Neger zu Fuß begleitet, ward aber, als er zu Ende war, von einem französischen Soldaten angerufen, und da er nicht antwortete, mit einer Flintenkugel begrüßt. Als

er sich näher umsah, bemerkte er vor dem Hause des Pflanzers, von welchem er eingeladen war und das am Ende der Schlucht lag, französische Offiziere und eine Menge der angesehensten Einwohner der Insel, und zwar unter schattigen Bäumen mit einem Frühstück beschäftigt. Dies waren also die Freunde, zu denen man uns eingeladen. Die Flintenkugel war durch den Hut des Adjutanten gegangen und hatte denselben vom Kopfe geschleudert. Das Pferd war scheu geworden, hatte einen Satz mitten durch den Frühstücksapparat und die Frühstückenden gemacht und war dann im Dickicht verschwunden, während von mehreren andern Schildwachen noch Schüsse auf den Adjutanten gerichtet wurden. Die Wirthin hatte auch, wie wir späterhin hörten, sehr gebeten, daß man den Adjutanten nicht weiter verfolgen möchte.

Die eingeladenen Fremden, welche wohl gern gewünscht hätten, unser ganzes Offiziercorps vorläufig beim Frühstück gefangen zu nehmen, bestanden aus 120 Mann, welche der General Ernouff aus Guadeloupe Nachts in einer Bai unter dem Befehl eines Obristen gelandet hatte. Die vornehmsten Bewohner der Insel waren verabredetermaßen bei dem Pflanzerhause versammelt, um Theil an der Wiedererobe- rung der Insel zu nehmen, die, wie man hoffen konnte, sehr leicht seyn würde, wenn man sich zuvor der Offiziere bemächtigt hätte.

Unser Adjutant kam aber auf einem Umwege nach der Stadt zurückgesprengt und fand unsere Offiziere im Hause des Oberbefehlshabers zum Frühstück versammelt. Zu gleicher Zeit ward auch eine Truppenabtheilung entdeckt, die sich der Stadt näherte. Die Fregatte Circe, welche eben auf der Rhede lag, gab durch einen Kanonenschuß das Zeichen, daß ein Feind im Anmarsch sey. Man bemerkte eine zweite Colonne hinter der ersten, und es war von unserer Seite keine Zeit zu verlieren. Alle Seesoldaten nebst 80 Seeleuten von der Fregatte Circe wurden in größter Eile ans Land gesetzt, und der Oberbefehlshaber beschloß, sich in der Feste zu vertheidigen, welche aus einem Viereck bestand, das an den drei Landseiten von einem Pfahlwerk, nach der Seeseite zu von einer Brustwehr geschützt war. 16 Marinesoldaten wurden vorläufig der ersten französischen Kolonne von 60 Mann entgegengeschickt, um sie etwas zu beschäftigen und uns Zeit zur Heranziehung der Seeleute zu verschaffen. Die Marinesoldaten mußten sich, da die zweite Colonne der Franzosen ebenfalls heranrückte, zurückziehen, was sie aber mit vieler Unerschrockenheit thaten. Immittelst waren die Seeleute ans Land gesetzt und in der Feste alles eingerichtet. Zwei Sechspfünder hatte man am Thore aufgeführt und die Mannschaft innerhalb der Palisaden aufgestellt. Unsere Marinesoldaten zogen sich in die Feste sichern

Schrittes zurück. Die Franzosen folgten ihnen auf dem Fuße, und mit ihnen viele Einwohner.

Der Kampf fing an sehr lebhaft zu werden und dauerte bis Nachmittags vier Uhr. Die Franzosen hielten die Häuser der Stadt besetzt und feuerten von ihnen aus auf die Feste. Zwischen drei und vier Uhr sah man eine neue Colonne auf die Stadt anrücken, mit einer großen Fahne versehen, deren Farbe nicht zu erkennen war. Die Franzosen, welche eine Verstärkung von 60 Mann noch erwarteten, sahen sehnsuchtsvoll und freudig nach diesem Heerhaufen aus; wir aber mit großen Sorgen, indem wir keine Hülfe erwarteten. Bald aber benachrichtigte uns die Circe durch Signalschüsse, daß zwei britische Schiffe erschienen wären, und die Bewegungen der Franzosen offenbarten nicht lange darauf, daß die Heranrückenden nicht den Franzosen, sondern uns zu Hülfe kämen. Es waren dies Matrosen von den beiden angekommenen Schiffen, welche um vier Uhr in die Stadt einrückten, nachdem die Franzosen solche eiligst geräumt hatten. Es waren nämlich zwei britische Kriegsschiffe an derselben Stelle vor Anker gegangen, wo die Franzosen sich ausgeschifft hatten, und da sie die französischen großen Barken fanden, schlossen sie, daß die beabsichtigte Landung, von der schon längst in Westindien gesprochen war, erfolgt sey. Sie wurden in der Meinung bestärkt, als sie feuern hörten, und die

Hauptleute eilten uns deshalb mit 120 Mann sogleich zur Hülfe herbei. Sie wurden von den 60 Mann bemerkt, welche den Franzosen zur Hülfe abgeschickt waren, aber da diesen die Lust ausgegangen war, sich mit den 120 zu messen, so hatten sie sich in einer Mühle versteckt, und vergeblich sahen sich die kämpfenden Genossen nach ihnen um.

Während des Rückzuges belästigten wir die Franzosen unaufhörlich, besonders mit einem Vierundzwanzigpfünder, als sie einen Berg hinaufeilten. Der Angriff auf die Stadt war somit abgeschlagen, allein die Franzosen verließen die Insel nicht, sondern sie sammelten sich auf den Anhöhen im Innern der Insel und brachten ungefähr 1000 Mann Landwehr zusammen, indem durch einen Aufruf jeder waffenfähige Mann bei Todesstrafe zur Theilnahme an dem Kampfe verpflichtet ward. Der Anführer hielt aber diese Macht nicht für stark genug, um uns anzugreifen. Er schickte daher eine Botschaft nach Guadeloupe, um Geschütz und Verstärkung zu verlangen. Auch unser Befehlshaber sandte eine Botschaft an den Oberbefehlshaber von Barbadoes, um Beistand zu erhalten. Unterdeß beobachteten sich beide streitende Parteien in achtungsvoller Ferne. Die Franzosen erhielten eine kleine Verstärkung aus Guadeloupe nebst zwei eisernen Kanonen. Wir erhielten aber nach zehn Tagen vier Compagnien zur Verstärkung. Kaum waren diese gelandet, so

machten wir Anstalten zur Verfolgung des Feindes. Wir brachen des Morgens vier Uhr auf und erreichten vor Tagesanbruch das Hauptquartier des Feindes; er selbst hatte sich aber zurückgezogen und eine halbe Stunde landeinwärts eine andere Stellung eingenommen, die er zu vertheidigen beschloß. Es war ein Landgut, auf einem Hügel gelegen. Wir griffen den Feind an, aber er wankte nicht im Mindesten, bis unsere zwei Feldstücke herankamen. Diese vertrieben ihn, und er nahm nun eine andere Stellung ein. Wir machten dabei mehrere Gefangene, darunter auch einen englischen Ausreißer, der sogleich erschossen wurde. Man war um so strenger gegen ihn, da er sich gegen die Kranken, die in die Hände der Franzosen gekommen waren, sehr schlecht benommen hatte. Den folgenden Tag erfuhren wir von Gefangenen, daß der Befehlshaber der Franzosen das Heer verlassen und sich auf einem Kahne geflüchtet habe, vorgebend, er wolle Hülfe von dem General Ernouff holen. Auch hatte sich die Landwehr von dem Heerhaufen getrennt. Die Lage des Feindes wurde daher mit jedem Tage bedenklicher. Kaum hatte er von Neuem einen Hügel besetzt, so vertrieben wir ihn wieder. Er vertheidigte sich tapfer, aber seine Macht war zu schwach, und wir griffen ihn stets von allen Seiten an. Endlich ergab sich derselbe. Er war noch 180 Mann stark, welche sammt den Einwohnern, welche thätigen Antheil an

diesem Kriege genommen hatten, zu Kriegsgefangenen gemacht wurden.

Durch diesen kleinen Feldzug hatte sich die Zahl der Kranken sehr vermehrt. Zu ihnen kamen noch die Verwundeten von beiden Seiten. Unter der Last der Arbeiten brach auch meine Gesundheit zusammen, und ich mußte sechs Wochen auf dem Krankenbette liegen. Kaum hatte ich mich wieder erholt, als ich theils wegen meiner Gesundheit, theils um die Insel näher kennen zu lernen, tagtäglich ausritt und so die eigenthümlichen Reize derselben kennen lernte.

Je mehr man gegen das nördliche Ende der Insel kömmt, desto kühnern Charakter gewinnen die Hügel und Klüfte auf derselben. Die Wälder werden dichter, und die hochstämmigen Bäume zahlreicher. Auch sind die Gestaltungen der Hügel großartiger, und man sieht noch bedeutende Landstriche in großer Fülle der Natur ruhen, ohne von Menschenhänden berührt zu seyn. Auch trifft man hier noch einen kleinen Rest von den Ureinwohnern Westindiens, den Karaiben, doch auch nicht mehr in seiner Grundeigenthümlichkeit.

Es befindet sich mitten in diesen noch rauhen und doch anziehenden Gegenden ein bedeutender See, welcher durch eine Sandbank vom Meere getrennt ist. Er hat eine Länge von zwei Meilen und windet sich schlängelnd um mehrere Hügel herum. Bald sieht man einen großen Wasserspiegel, bald nur einen schma-

len Flußstreifen, bald verdecken Hügel den ganzen Wasserspiegel. Viele kleine Inseln erheben sich aus dem Wasserspiegel, und zwischen ihnen bewegen sich Fischerboote, indem die See reich an Fischen und Krabben ist. Manche Durchfahrten zwischen den Inseln sind so schmal, daß sich die Ruder an den Seiten nicht bewegen können, und dabei von Schlingpflanzen überwachsen, so daß die Boote unter Lauben wegfahren.

Im Westen der Insel sieht man Guadeloupe mit seinen wolkenumhüllten Höhen. Der Vulkan Soufrier tritt als der höchste Punkt der Insel bedeutend hervor, und Dampf steigt fortwährend am Tage aus seinem Gipfel auf. Des Nachts erscheint derselbe, besonders in der Jahreszeit der Stürme, als ein leuchtender Dunst. Von den Seiten des Berges stürzen in der Regenzeit viele Giesbäche in Wasserfällen herab und nehmen sich beim Aufgang der Sonne wie Schleierstreifen aus, die vom Berge herabhängen.

Im Süden der Insel erblickt man Dominika mit ihren hohen grünen Gebirgen, welche die höchsten auf den Antillen seyn sollen.

Überhaupt fehlt es auf keiner der Antillen an schönen Aussichten, herrlichen Naturscenen und anmuthigen Gegenden; allein das Elend wohnt auch hier oft in den schönsten Gegenden und besonders unter der schwarzen Bevölkerung, unter den Negersklaven.

Es ergreift einen Europäer immer ein unangenehmes Gefühl, wenn er z. B. folgende Anzeigen in den Zeitungen liest:

„Zu verkaufen in öffentlicher Versteigerung sämmtliche von dem verstorbenen Pflanzer Sebastian nachgelassene bewegliche Güter, bestehend aus vier Maulthieren, zwei Eseln, einer Kuh, einer Wäscherin und einem vortrefflichen Faßbinder",

oder:

„Zwei Maulesel, drei Ziegen, eine Sau mit acht Ferkeln und ein schönes gesundes Frauenzimmer mit vier Kindern stehen auf der Hafenstraße Nr. 14 zum Verkauf".

Widerlich ist der Verkauf der Sklaven bei den öffentlichen Versteigerungen. Sie müssen sich auf den Tisch stellen, wie man andere Sachen zum Anschauen darauf setzt, und Jeder befühlt sie nach Belieben, um zu untersuchen, ob sie auch frei von körperlichen Gebrechen sind.

Die englische Regierung ist vielfach bemüht, den Gräueln, die mit der Sklaverei verbunden sind, abzuhelfen. So hat sie ein Gesetz gegeben, welches die Tödtung eines Sklaven für Mord erklärt, welches Gesetz den Sklavenbesitzern als ein Eingriff in ihre Rechte vorkam. Es ward dasselbe auch anfänglich wenig beachtet, und man glaubte, es sey nur deshalb gegeben, um damit zu schrecken. Als aber Lord Sey=

mour den Oberbefehl über die Inseln erhielt, ward ein reicher Pflanzer auf Barbadoes, der lange schon wegen Grausamkeiten gegen seine Sklaven berüchtigt war, gerichtlich verfolgt, weil er einen derselben unter den beschwerendsten Umständen aufs Grausamste ermordet hatte. Die Sklaven dieses Mannes waren durch Verstümmelungen an irgend einem Theile ihres Körpers von allen anderen zu unterscheiden. Vielen fehlte ein Ohr, andern beide, noch andern war die Nase aufgeschlitzt, und fast alle trugen die Spuren an sich, daß sie mit den Ohren an einem Baume oder Pfosten festgenagelt gewesen waren. Gegen dies Ungeheuer ward eine Untersuchung angestellt, und nachdem der grausame Mann für schuldig erkannt worden war, die Strafe des Galgens über ihn ausgesprochen. Niemand auf der ganzen Insel glaubte auf das Entfernteste, daß dieses Urtheil würde vollzogen werden, denn man meinte, es sey ganz dem Wohle des Staats zuwider, einen Weißen um einen Schwarzen hinzurichten, indem die Schwarzen dadurch sich den Weißen gleichgestellt sehen, und nun auch Ansprüche auf ihre Freiheit machen würden. Aber Lord Seymour dachte gerecht und ließ sich auch durch keine Bitten und Vorstellungen von dem Rechte abbringen. Die Hinrichtung wurde wirklich anberaumt und Alles dazu angeordnet. Von der ganzen Insel strömte die Volksmenge, besonders die Farbigen, auf den Richt-

platz, und man fand es für nöthig, eine starke Truppenabtheilung ausrücken zu lassen. Die Großen der Insel hofften noch immer auf Gnade, aber der Mörder ward wirklich gehangen. Aufs Äußerste beleidigte es den Stolz der Inselbewohner, den Besitzer eines Vermögens von 40 bis 50,000 Pfd. St. am Galgen zu sehen, und zwar blos aus dem geringfügigen Grunde, weil er einen Neger zu Tode gemartert hätte. Sonderbarerweise riß beim Hängen der Strick, und ein lautes Freudengeschrei der Menge erscholl, denn diese meinte, daß jetzt dem Urtheilsspruche Genüge geschehen sey. Wahrscheinlich hatte man absichtlich den Strick so eingerichtet, daß er reißen mußte. Man holte jetzt neue Befehle von dem Oberbefehlshaber ein und stellte ihm wieder die Sache so vor, als sey jetzt der Gerechtigkeit alle Ehre angethan, und man könne den Weißen die Schande sparen, einen ihres Gleichen am Galgen zu sehen. Allein der Oberbefehlshaber blieb fest bei seinem Entschlusse, begab sich selbst auf den Richtplatz und blieb so lange dort, bis das Urtheil gehörig vollstreckt war.

Bevor ich erzähle, wie ich Marie Galante verließ, muß ich noch zwei Begebenheiten erwähnen, die ich auf dieser Insel erlebte, ein Erdbeben und einen Sturm. Das erste erfolgte Abends acht Uhr. Ich hatte mich wegen eines Magenübels in meine Hängematte gelegt und war fest eingeschlafen, ward

aber dadurch geweckt, daß mich die Erschütterung des Zimmers aus der Hängematte warf. Mein Licht war dabei umgeworfen und ausgelöscht, und über meinem Haupte vernahm ich ein furchtbares Getöse. Es dünkte mich, als ob alle Balken im Hause krachten. Als ich versuchte aufzustehen, ward ich aufs Neue zu Boden geworfen, und die Hängematte schlug mich heftig ins Gesicht. Ich suchte am Boden mein Licht und eilte dann im Finstern ins Hospital, woran mein Zimmer stieß. Ich fand dort Alles in der größten Verwirrung. Alle Kranke waren aus dem Hause gelaufen, ohne recht zu wissen, was vorgegangen wäre. Ich trieb alle wieder ins Haus und eilte dann in das Hospital, worin die Genesenden waren. Hier fand ich eine der steinernen Seitenmauern von oben bis unten geborsten. Dann begab ich mich in das Haus des Oberbefehlshabers. In diesem Hause schlief die Bootsmannschaft desselben auf einer Dachstube, deren Fußboden verfault war. Darunter saßen in einem andern Zimmer mehrere Bootsleute, während einige schon oben schliefen. Die Schlafenden wurden aus den Hängematten geworfen, und der schwerste von ihnen brach so durch, daß er gerade auf den Tisch fiel, um den seine Genossen eine Treppe tiefer saßen. Die Sitzenden hielten den hereinfallenden Genossen für den Teufel selbst, eilten davon und verursachten im Hause die schrecklichste Verwirrung.

Noch schrecklicher als diese Erderschütterung war der Sturm, welcher an einem Sonntag Abend hereinbrach, als ich von einem Besuche auf dem Lande zurückkehrte. Während ich langsam am Strande hinritt, war die Luft todtstill, die See schwoll an und die Wogen brachen sich hohl am Strande. Ein Eingeborener, der mir begegnete und dem ich meine Freude über den schönen Abend bezeugte, antwortete mir: „Wollte Gott, er wäre erst glücklich vorüber!“ und machte mich darauf aufmerksam, daß ein furchtbarer Sturm im Anzuge sey. „Sehen Sie“, sagte er, „wie die Wogen schwellen ohne Wind, wie stark der Souffrier dampft, wie das Hornvieh umherläuft, die Vögel flattern und die Sterne ungemein groß sich darstellen! Hören Sie auch, wie es in der Ferne schon tönt, obgleich kein Lüftchen weht!“ —

Bald verließ mich der Eingeborene, und weil ich zu Hause eine sehr fröhliche Gesellschaft traf, so achtete ich weiter nicht auf seine Warnungen. Aber kaum war ich um ein Uhr, da ich mich spät gelegt hatte, eingeschlafen, als mein Wohnhaus plötzlich erschüttert, das Dach abgehoben und fortgeschleudert ward, so daß ich unter dem stürmischen Wolkenhimmel lag. Ich raffte mich schnell auf und eilte ins Hospital. Als ich aber die Thür öffnen wollte, blies der Sturm mit solcher Gewalt die Treppe hinauf, daß alle meine Kräfte nicht hinreichten, sie zu öffnen. Dann stürzte

sie von selbst auf und war mit keiner Gewalt wieder zu schließen. Beim Eintritt in das Hospital fand ich sämmtliche Fensterläden nebst einem Theile des Daches weggerissen. Zugleich war das Meer, welches die Mauern des Hospitals bespülte, bis vor den Eingang in dasselbe getreten. Furcht und Schrecken herrschten überall. Niemand wußte, wohin er flüchten sollte, da man in den Gebäuden in Gefahr war, verschüttet zu werden, außerhalb derselben aber, dem Sturme zur Beute zu dienen. Es herrschte die dichteste Finsterniß, so daß Keiner dem Andern Hülfe leisten konnte. Nur einzelne Blitze durchzuckten die Finsterniß und zeigten den Graus der Verwüstung.

Als ich an dem einen Ende des Hospitals mit den Kranken beschäftigt war und ihnen besonders Vertrauen einzuflößen mich bemühte, ließ sich am andern Ende ein schreckliches Krachen vernehmen, und da ich hineilte, so sah ich die Meereswogen in das Erdgeschoß hereinbrechen, nachdem sie einen Theil der Mauer zertrümmert hatten. Bald trieben Stücke von einem Schiffe herein, und wir bemerkten nach näherer Untersuchung, daß ein Schiff ans Land und gerade gegen die Hospitalmauer geschleudert worden war.

Vier Stunden dauerte die Schreckensscene, und der Morgen enthüllte uns den angerichteten Schaden. Die kleineren Fahrzeuge im Hafen waren sämmtlich gescheitert, viele Häuser abgedeckt, viele Bäume ent-

wurzelt, alle ihrer Blätter beraubt, so daß die ganze Insel ein winterliches Ansehen erhalten hatte. Den Strand bedeckte Meergras, und er hatte sich vielfach verändert, vertieft und erhöht. An der Ostseite der Insel war ein Schiff, worauf sich 11 Mann befanden, von der See über ein gefährliches Felsenriff geschleudert und mitten unter Bäumen niedergesetzt worden, so daß am Morgen sich dasselbe auf dem Trockenen befand. Eine Kriegsbrigg war mit Mann und Maus untergegangen.

Bald nach diesem Ereignisse verließ ich die Insel. Die Veranlassung war folgende. Ein französisches Geschwader, welches nicht wußte, daß wir Martinique erobert hatten, und dort einzulaufen beabsichtigte, begab sich, da es seinen Irrthum bemerkte, in den einzigen, den Franzosen in Westindien noch übrigen Hafen, nach der Inselgruppe Les Saintes, weil Guadeloupe keinen Hafen hat. Der Hafen von Les Saintes ist sehr fest und kann das westindische Gibraltar genannt werden. Er hat zwei Einfahrten, welche den Schiffen das Entkommen sehr erleichtern. Es wurden bald darauf die feindlichen Schiffe durch das englische Geschwader unter Sir Alexander Cochrane blockirt. Da es nicht rathsam war, in den Hafen hinein zu segeln, so ward beschlossen, eine Truppenmacht ans Land zu setzen und damit die Festungswerke anzugreifen. Zu dieser Mannschaft wurde ich befehligt. Wir landeten

des Nachts ganz im Stillen, und unsere Truppen setzten sich mit vieler Kühnheit in den Besitz einer der wichtigeren Anhöhen. Die unerwartete Erscheinung der britischen Flagge auf einem der Felsengipfel setzte die Feinde in Erstaunen, so daß sie nöthig fanden, ihre Landmacht zu vereinen. Unsere Truppen eroberten unterdeß einen Posten nach dem andern, während die Franzosen sich in zwei Hauptfesten einschlossen. Der Befehlshaber der feindlichen Flotte sah ein, daß er in der Nacht von den Höhen herab beschossen werden würde, und beschloß deshalb, sich durch die Flucht in Sicherheit zu setzen, welches er Abends um acht Uhr ausführte. Er segelte vor dem Hintertheile unseres Admiralschiffes vorbei, ward von dem Admiral selbst, der das Schiff für ein englisches hielt, angerufen, gab dem Admiralschiffe zwei volle Ladungen und eilte davon, ehe dasselbe sich zur Verfolgung anschicken konnte. Das feindliche Geschwader bestand aus drei Linienschiffen und zwei Fregatten, wovon drei Schiffe späterhin genommen wurden.

Die auf den Saintes zurückgebliebenen Franzosen beschlossen, sich zu ergeben, da sie, außer unseren Kanonen, Mangel an Nahrung und Wasser zu befürchten hatten. Nach den im Voraus ertheilten Befehlen wurden sämmtliche Festungswerke von uns in die Luft gesprengt.

Die Saintes bestehen aus einzelnen Berggipfeln,

die theils rund vom Meere umspült, theils durch flaches Land oder Höhenzüge mit einander zu größeren Inseln verbunden sind. Der höchste Punkt ist von dem britischen Admiral Russell zuerst befestigt worden und heißt deshalb der Russellberg. Er scheint fast unzugänglich zu seyn. Die Inseln sind spärlich bewohnt, und die Wohnungen gleichen deshalb Einsiedeleien. Es ist eine einzige Kaffeepflanzung auf den Inseln, die aber so schöne Bohnen liefert, daß solche immer in die Hofküche nach Paris in älteren und neueren Zeiten gingen.

Ich blieb vier bis sechs Wochen auf diesen Inseln, um Theil an der Unternehmung auf Guadeloupe zu nehmen. Das dazu bestimmte Geschwader traf im Januar 1810 bei den Saintes ein, und bald darauf verloren die Franzosen auch ihre letzte Besitzung in Westindien.

Guadeloupe ist die größte unter allen windwärts gelegenen Antillen und hat zwei bedeutende Städte, im Norden Point a Pitre, im Süden Basse-Terre. Letztere liegt am Fuße einer Bergkette an der Südwestseite der Insel, ist wohl gebaut und hat einen vortrefflichen Spazierplatz. Die größte Merkwürdigkeit bei der Stadt ist der Vulkan, genannt le Souffriere (der Schwefelberg), der über die Stadt hervorspringt und aus drei bis vier Stellen Dampf in die Luft schickt, ohne einen Krater zu haben. Zwischen

der Stadt und dem südlichen Ende der Insel ist ein eigenthümlicher Windstrom, der häufig kleine Fahrzeuge umwirft.

Einige Monate nach der Eroberung von Guadeloupe gab mir der Oberbefehlshaber die Bestimmung, 600 Kriegsgefangene, die größtentheils im Hospital gewesen waren, und nicht gleich mit den übrigen Kriegsgefangenen hatten abgeschickt werden können, nach England zu begleiten. Es wurden zu diesem Zwecke zwei Transportschiffe ausgerüstet und mit allen für sie erforderlichen Bedürfnissen versehen. Auf dem Schiffe, worauf ich mich selber befand, ließ ich 60 der gefährlichsten Kranken mit einschiffen. In Allem waren 300 Mann mit 19 Offizieren darauf. Im Juni 1810 verließen wir Guadeloupe, kamen nach einigen Tagen in den Golfstrom und bemerkten unter 44 und 45 Grad eine ungemeine Kälte. Es ergab sich den folgenden Tag, daß diese von schwimmenden Eisinseln herrührte, denn zwei Schiffe unseres Geschwaders waren darauf gerathen und hatten dabei so gelitten, daß die Mannschaft von beiden sich auf ein anderes Schiff retten mußte. Vierzehn Tage empfanden wir die Kälte, welche 15 Kriegsgefangenen das Leben nahm.

In der Mitte des Juli trafen wir in Plymouth ein, und zwar in einem kläglichen Gesundheitszustande. Nie werde ich den Eindruck vergessen, welchen der

erste Wiederanblick der heimischen Gegenden auf mich machte, nachdem ich so lange in den üppigen Landschaften Westindiens gelebt hatte. Der reizende Landsitz Mount=Edgecumbe, in dessen Nähe wir vor Anker gingen, schien mir eine Einöde zu seyn, und diejenigen unter den kriegsgefangenen französischen Offizieren, die in Westindien geboren und erzogen waren, äußerten großes Erstaunen und Mißfallen über die dürftige Ansicht des Landes. Ich konnte nicht umhin, auf dem ganzen Wege von Portsmouth nach London beim Anblick der Umgegenden mit den französischen Offizieren gleiche Eindrücke zu fühlen; allein sie wurden reichlich vergütet durch die belebten Gesichtszüge und die geistvollen Mienen der Einwohner, die einen glänzenden Gegensatz gegen die schwarzen und gelben Gesichter in Westindien bilden.

Inhalt der sechzehn Theile.

A. Nach den Ländern.

I. Asien.

1. Nordasien, als: das russische Asien, Sachalien und Japan; durch Krusenstern, Langsdorff und Golownin. Theil IV. S. 76—284.

2. Ostasien, als: China, Hainan, Lutschuinseln, Korea und Manilla; durch Ellis, Staunton, Barrow, einen Kaufmann, Hall und M'Leod. Theil V.

3. Südostasien, als: das burmhanische Reich, Malakka, Siam, Laos, Kombodja, Cochinchina, Tunkin, Celebes, die großen Sundainseln, Timor, die kleinen Sundainseln, die Molukken und Philippinen, Butan und Tibet; durch Symes, Woodard, Bligh und Turner. Theil VI.

4. Südasien, als: Ostindien diesseit des Ganges, Ceylon, Kabul, Belochistan, Seisthan und Persien; durch Fitzclarence, Haafner, Elphinstone, Christie und Pottinger. Theil VII.

5. Westasien, als: die Bucharei, China, Georgien, Persien, Kleinasien, Syrien, Armenien und Kurdistan; durch Eversmann, Muraview, Ker Porter und Kinneir. Theil VIII.

6. Südwestasien, als: Syrien, Palästina und Arabien; durch Burkhardt. Theil IX. S. 1—129 und S. 278—292.

II. Afrika.

7. Nordafrika, als: Ägypten, Nubien, Libysche Wüste, Tripolis, Tunis, Algier, Fez, Marokko, Murzuk u. Tsadsee; durch Burkhardt, Salt, Minutoli, Della Cella, Ali Bei, Lyon, Denham und Clapperton. Theil IX. S. 130—277, S. 295—426, u. Theil X.

8. Westafrika, als: die Sahara, Timbuktu, Senegambien, Niger, Sierra Leona und Ashantee; durch Cochelet, Sidy Hamet, die Mannschaft auf der Medusa, Mungo Park, Laing und Bowdich. Theil XI.

9. Südafrika, Madagaskar und die Ostküste von Afrika; durch Campbell und Prior. Theil XII.

III. Amerika.

a. Nordamerika:

10. Island, Grönland; durch Mackenzie und Roß. Theil I.
11. Die nordamerikanischen Freistaaten und Kanada; durch Melish. Theil II.
12. Das Innere von Nordamerika nebst Neuspanien; durch Hearne, Mackenzie, Lewis und Pike. Theil III.

b. Südamerika:

13. Patagonien, Platastaaten, Chili, Paraguay, Bolivia und Südbrasilien; durch Caldcleugh, Luccock, Prinz Maximilian zu Wied-Neuwied. Theil XIV.
14. Nordbrasilien, Guyana, das westliche Columbien, Peru und das östliche Columbien; durch Koster, Watterton, Hamilton, Stevenson und A. v. Humboldt. Theil XV u. XVI. S. 1—274.
15. Westindien; durch Waller. Theil XVI. Von S. 275 — 356.

IV. Südindien oder Neuholland.

16. Küsten Neuhollands, das Innere von Neu-Süd-Wallis, die Tongainseln, Neuseeland, Sandwichsinseln, Nukahiwa und

Tofoa; durch Peron, Flinders, Oxley, Mariner, Nichola, Krusenstern und Bligh. Theil XIII, Th. IV. S. 24—76. und Th. VI. S. 235—260.

B. Nach den Reisenden.

(alphabetisch.)

Ali Bei's Reise in Fez und Marokko. X. S. 209.

Amherst (siehe Ellis!).

Barrow (siehe Staunton!).

Bligh's Fahrt von Tofoa nach Timor. VI. S. 233.

Bowdich's Reise nach Ashantee. XI. S. 307.

Burkhardt's Reisen durch Syrien, Palästina, Ägypten, Nubien und Arabien. IX. S. 1.

Caldcleugh's Reisen in Buenos Ayres, Chili und Brasilien. XIV. S. 1.

Campbell's Reisen in Südafrika. XII. S. 1.

Christie's und Pottinger's Reise durch Belochistan und Seisthan nach Persien. VII. S. 234.

Clapperton (siehe Denham!).

Cochelet's Zwangswanderungen durch die Sahara. XI. S. 1.

Della Cella's Reise von Tripoli nach den Grenzen Ägyptens. X. S. 143.

Denham's und Clapperton's Reise ins innere Afrika (eine Andeutung). X. S. 313.

Don Badia (siehe Ali Bei!).
Ellis' Beschreibung von Amherst's Gesandtschaftsreise nach China. V. S. 1.
Ellis' und M'Leod's Beschreibung von Amherst's Rückreise von Macao nach England. V. S. 323.
Elphinstone's Reise von Delhi nach Kabul. VII. S. 175.
Eversmann's Reise nach Buchara. VIII. S. 1.
Fitzclarence's Reise aus dem Sindiahlager nach Bombay. VII. S. 1.
Flinders' Untersuchungen der Ostküste von Neu-Süd-Wallis. XIII. S. 173.
Golownin's Gefangenschaft in Japan. IV. S. 223.
Haafner's Reise durch Ceylon und an der Ostküste von Hindostan. VII. S. 117.
Hall's und M'Leod's Entdeckungsreise in den chinesischen Gewässern bei Korea und den Lutschuinseln. V. S. 255.
Hamilton's Reise im Innern von Columbien. XV. S. 183.
Hearne's Reise bis zum nördlichen Polmeer. III. S. 1.
Humboldt's Reise an den Küsten von Cumana und Caraccas, auf den Flüssen Orenoko und Rio negro, so wie auf der Insel Cuba. XVI. S. 1.
Kaufmannes, Reise eines, durch die Insel Hainan. V. S. 215.

Ker Porter's Reise durch Georgien und Persien. VIII. S. 83.

Kinneir's Reise durch Kleinasien, Syrien, Armenien und Kurdistan. VIII. S. 179.

Koster's Reise im nördlichen Brasilien. XV. S. 1.

Krusenstern's Reise um die Erde. IV. S. 1.

Laing's Reise zu den Sulimas. XI. S. 261.

Langsdorff's Reise im russischen Asien. IV. S. 185.

Lewis' Reise vom Missouri zur Columbia. III. S. 113.

Luccock's Streifereien im südlichen Brasilien. XIV. S. 236.

Lyon's Reise nach Fezzan. X. S. 269.

Macartney (siehe Staunton!).

Mackenzie's Reise durch Island. I. S. 1.

Mackenzie's Reisen nach dem nördlichen Polmeer und an den stillen Ocean. III. S. 67.

Mariner's Aufenthalt auf den Tongainseln. XIII. S. 241.

Maximilian's, Prinzen von Wied-Neuwied, Reise in Brasilien. XIV. S. 315.

Maxwell (siehe Ellis!).

Medusa, der, Schiffbruch auf der Fahrt nach dem Senegal. XI. S. 87.

Melish' Reisen durch die vereinten Staaten von Nordamerika und Kanada. II.

Menu von Minutoli Reise in der libyschen Wüste und in Ägypten. X. S. 1.

M'Leod (siehe Hall!).

Mungo Park's erste Reise zu dem Niger. XI. S. 123.

Murawiew's Reise durch das Truchmenenland nach Chiwa. VIII. S. 39.

Nichola's Reise in Neuseeland. XIII. S. 279.

Oxley's Forschungen im Innern von Neu-Süd-Wallis. XIII. S. 201.

Pike's Reisen an die Quellen des Missisippi, durch die südwestlichen Länder der Freistaaten und durch Neu-Spanien. III. S. 197.

Peron's Entdeckungsreise an den Küsten Neuhollands. XIII. S. 1.

Pottinger (siehe Christie!).

Prior's Reise an der Ostküste von Afrika. XII. S. 289.

Roß' Reise in dem Baffinsbusen neben Grönland. I. S. 137.

Salt's Reise nach Abyssinien. IX. S. 295.

Sidy Hamet's Reisen nach Timbuktu und Wassanah (eine Andeutung). XI. S. 60.

Staunton's und Barrow's Beschreibung von Macartney's Reise in der Umgegend von Peking. V. S. 135.

Stevenson's Reisen in Peru und auf der Westküste von Columbien. XV. S. 381.

Syme's Reise ins burmhanische Reich. VI. S. 1.

Turner's Reise in Butan und Tibet. VI. S. 287.

Waller's Kreuzerfahrten in Westindien. XVI. S. 275.

Watterton's naturgeschichtliche Wanderungen in Guyana. XV. S. 115.

Woodard's Schicksal auf Celebes. VI. S. 167.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

C. Karten.

I. a. Island; b. Baffinsbusen mit Grönland.
II. Die Freistaaten Nordamerikas mit Kanada.
III. Nordamerika.
IV. a. Erdfläche; b. Kamtschatka und Japan.
V. Das Kaiserthum China.
VI. Hinterindien und die ostindische Inselwelt.
VII. Hindostan oder Vorderindien.
VIII. Südwestasien.
IX. Das Nilthal nebst Palästina und Arabien.
X. Nordwestafrika.
XI. Westliches Mittelafrika.
XII. Südafrika.
XIII. Südland.
XIV. Südamerika.
XV. Der nördliche Theil von Südamerika.
XVI. Westindien.

D. Kupfer.

I. a. Die Schwefelberge von Krisuvik S. 25.
b. Durchfahrt durch Eisinseln S. 173.
c. Erik, ein Nordgrönländer S. 217.

II. a. Das amerikanische Krokodill S. 46.
b. Der Niagarafall S. 279.

III. a. Tanz der Indianer zu St. Josee S. 193.
b. Ansicht des großen Platzes von Mexiko S. 282.

IV. a. Ein tatuirter Nukahiwer S. 38.
b. Japaner S. 114.

V. a. Der kleine Waisenhügel S. 116.
b. Koreaner S. 266.

VI. a. Ceremonienjagd des birmanischen Kaisers S. 108.
b. Indische Landschaft auf der Insel Buro S. 270.

VII. a. Tippo Saib S. 34.
b. Die Grotte Jugnath Subbah S. 98.

VIII. a. Die Brücke über den Kisil osun S. 140.
b. Ein Kameelartillerist S. 156.

IX. a. Plan von Jerusalem S. 85.
b. Ein arabisches Zelt S. 287.

X. a. Die Trümmer des berühmten Ammonstempels bei Siwah S. 72.
b. Berbern von Elephantine S. 137.

XI. a. Rettungsflöße für 150 Mann S. 90.
b. Ansicht von Kamalia S. 230.

XII. a. Südafrikanische Gegend zum Titelblatt.
b. Ein auf der Gorah spielender Buschmann S. 182.

XIII. a. Stadt Howartstown auf Vandiemensland S. 90.
b. Der feuerspeiende Schlund von Kirauea S. 359.

XIV. a. Nandufang S. 64.
b. Eine Lederbrücke S. 117.

XV. a. Der Condor S. 285.
b. Ansicht des Tschimborasso S. 528.

XVI. a. Der Jaguar S. 151.
b. Der Hafen von Antonio auf Jamaika S. 285.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Harnisch, Wilhelm, 1787-1864

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen

Bd.: 16 : Mit einer Karte und zwei Kupfern

Leipzig 1832

42.3339-16
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703273-1